Nach pfarramtlichen Urkunden

bearbeitet von

Eduard Vogt.

Aus alten Tagen.

Geschichtsbilder aus der Vergangenheit

des

Kirchspiels Sabschütz in Oberschlesien.

1898.

Commissions-Verlag der Marcellus-Druckerei, Leobschütz.

Druck der Schlesischen Volkszeitung, Breslau.

Aus alten Tagen.

Geschichtsbilder aus der Vergangenheit des Kirchspiels Sabschütz in Oberschlesien.

Nach pfarramtlichen Urkunden

bearbeitet von

Eduard Vogt.

Reinhard Hanke
Malzfabrik
Dt. Neukirch, Kr. Leobschütz

1898.
Commissions-Verlag der Marzellus-Druckerei, Leobschütz.
Druck der Schlesischen Volkszeitung (Grosser & Comp.), Breslau.

Zbiory Specjalne
10230 I
261 (091)
„Zbiory Śląskie"
Abc K 122/78 k1.

Seiner Hochwürden

dem Herrn

Fürsterzbischöflichen Consistorialrath Emanuel Ballarin

weiland Fürsterzb. Prüfungscommissar

am Schullehrer-Seminar zu Ober-Glogau

zur Zeit Pfarrer in Sabschütz

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Reinhard Hanke
Malzfabrik
Pt. Neukirch, Kr. Loebschütz

Zbiory Specjalne
10230 Ś
„Zbiory Specjalne"

Reinhard Hanke
Malzfabrik
Dt. Neukirch, Kr. Lobsenstz

Vorwort.

Alte Urkunden mit wunderlich geformten Ueber- und Unterschriften; halb vermoderte Aktenstücke mit eigenartigem Satzbau und verblaßten Schriftzügen; vergilbte Handschriften, die stark nach Alterthum riechen und nur mit Anstrengung der Sehkraft entziffert werden können; staubige Kaufkontrakte, gerichtliche Vereinbarungen, amtliche Bestimmungen, welche für ihre Zeit von weittragender Bedeutung waren, für die heutigen Verhältnisse aber völlig bedeutungslos geworden sind — alle diese Sachen üben auf jeden halbwegs gebildeten Menschen einen großen Reiz aus. Die Hand greift unwillkürlich darnach, das Auge blickt begierig darauf; man möchte gerne erfahren, was denn in diesen „Alterthümern" aufgezeichnet stehe, was für Sitten und Zustände in alter Zeit bestanden, was für Ansichten die Menschen damals gehabt und dergleichen. Ganz unbedeutende Dinge erhalten durch das Alter ein viel ehrwürdigeres Ansehen, das uns Respekt einflößt und — was auch nicht zu unterschätzen ist, manche Begebenheiten aus alter Zeit können einmal für die Zukunft von lehrreicher Wichtigkeit werden. Man ist ja leider nur allzu sehr geneigt, über vergangene Zeiten ein leichtfertiges Urtheil zu fällen, um die Gegenwart höher

zu schrauben. Hat man indeß die alte Zeit eingehender geprüft, so könnte man in manchen Punkten sogar wünschen, daß die „aufgeklärte“ Gegenwart von der „finsteren“ Vergangenheit etwas lernen möchte!

Derlei Gedanken tauchten in mir auf, als vor einigen Jahren beim Durchstöbern des hiesigen Pfarrarchives die Sabschützer Chronik in meine Hände fiel. Anfangs freilich wurde ich abgeschreckt vom näheren Studium derselben, weil die Aufzeichnungen zum Theil schon unleserlich geworden und sehr ungeordnet waren, weil ferner die losen Blätter durchaus keine welterschütternden Ereignisse enthielten, sondern nur lokale Nachrichten. Aber bald gewann ich ein Interesse am Lesen und beschloß, die alten Aufzeichnungen im Zusammenhange zu veröffentlichen, um den heutigen Parochianen ein kleines Bild vom privaten und öffentlichen Leben ihrer längst verstorbenen Vorfahren darzubieten. So ist die Geschichte „aus alten Tagen“ entstanden. Im Feuilleton brachte die „Oberschlesische Volkszeitung“ während des verflossenen Jahres die einzelnen Fortsetzungen. Daß die Notizen, trotz ihrer mangelhaften Ausarbeitung meinerseits, dennoch bei den verehrlichen Lesern Anklang gefunden haben, beweisen die verschiedenen mündlichen und schriftlichen Anfragen aus Stadt und Land unseres heimathlichen Kreises. Die Anfragen zielten dahin, es möchten die einzelnen Zeitungsnummern als Separat-Abdruck in Form einer Broschüre erscheinen.

Im vorliegendem Büchlein ist nun diesem Wunsche Rechnung getragen. Ich bin mir jedoch sehr wohl bewußt, daß, ähnlich wie die betreffenden Zeitungsartikel, auch diese Broschüre ihre Mängel und Unbeholfenheiten aufzuweisen haben wird. Zunächst ist der leichte, seichte, humoristisch gefärbte Ton, den sonst alle „Schriftgelehrten“ nach Möglichkeit vermeiden, beibehalten worden. Denn nicht mit hohem Cothurn wollten wir die Orchestra stampfen, sondern wir gehen, wie es einem Landmanne „aus alten

Tagen“ gebührt, in einfachen, abgetragenen Ledersocken einher. Absichtlich ist eine allgemein verständliche populäre Sprache zum Ausdruck gelangt, in welcher recht viele „und“ und „aber“ vorkommen.

Sodann ist dieses Buch vor allem für unsere Landbevölkerung, nicht für die gestrengen Herren vom Fach, geschrieben. Deshalb finden sich darin Erklärungen, Nutzanwendungen und Bemerkungen, die sonst ganz überflüssig wären. Schon aus diesem Grunde kann man nicht sagen, daß mit dem gegenwärtigen Büchlein die Wissenschaft um ein Kapitalstück bereichert worden wäre. Vielleicht wird es aber dennoch auch der Gelehrte mit Nutzen lesen, namentlich jener, welcher irgend ein Spezialstudium der Kulturgeschichte betreibt. Uebrigens baut sich ja das große Gebäude der Geschichts-Wissenschaft aus lauter Einzelstücken auf — und als ein kleiner „Baustein“ kann das vorliegende Werkchen nöthigenfalls wohl auch gelten.

Schließlich führe ich noch an, was ich in der Schlußnummer der Zeitungsartikel bemerkt habe: Die hier niedergeschriebenen Begebenheiten beruhen zumeist auf urkundlichen Thatsachen; nur hin und wieder habe ich aus eigener Anschauung sowie auf Grund dichterischer Kombination etwas hinzugefügt. Wohl sind auch religiöse Ermahnungen eingestreut, Irrthümer und Fehler getadelt, einige Streitfragen berührt, antike und moderne Thorheiten gegeißelt worden, jedoch nicht in der Absicht, um zu verletzen oder abzustoßen, sondern nur, um zu unterhalten, zu belehren und den trockenen Gegenstand in etwas zu beleben. Ist mir die Form nicht gelungen, so bitte ich um gütige Nachsicht.

Nach diesen Vorbemerkungen übergebe ich das Buch „Aus alten Tagen“ den Landwirthen unserer Tage und allen jenen Lesern, welche für die ländlichen Zustände der alten Zeit Interesse haben. Ich hege die stille Hoffnung,

daß diese heimathlichen Geschichts-Bilder auch für jene Oberschlesier eine willkommene Gabe sein werden, welche des Berufes oder Geschäftes halber schon längst die engere Heimath verlassen mußten, aber in den Stunden der Muße noch gerne an ihre heimathlichen Fluren und an die Gespielen ihrer frohen Jugendtage zurückdenken.

Sabschütz, den 1. März 1898.

Der Verfasser.

Einleitung.

Wenn der Wanderer in heutiger Zeit an einem schönen Frühlingstage auf der Chaussee von Leobschütz nach Sabschütz unter den blühenden Kirschbäumen dahinschreitet oder auf dem Velociped mit rasender Geschwindigkeit dahineilt, so sieht er rechts und links prächtige Saatfelder und wohl bearbeitete Ackerstücke. Natur und Kunst, der Segen Gottes und die Arbeit des Landmannes, haben sich hier vereinigt, um einem jeden Stückchen Erde reichliche Früchte abzugewinnen.

Die Grundstücke ringsum gehören heute freien, unabhängigen Bauersleuten, welche sich zwar mühsam plagen müssen, welche aber auch wissen, daß das, was sie erbauen, ihr unbestrittenes und ungeschmälertes Eigenthum ist. Unsere heutigen Ackerbürger können mit Recht den schönen Wahlspruch sich zu eigen machen:

Es giebt kein schöner Wappen in der Welt,
Als des Bauern Pflug im freien Feld.

Von der Höhe der Chaussee hat man einen weiten Fernblick. Ueber die grünen Saatfelder hinweg schaut das Auge links von der Straße den langgestreckten „Buchwald"; weiterhin eine Reihe von größeren und kleineren Ortschaften, welche im lieblichen Wechsel am Fuße des aufsteigenden Gebirges ausgestreut liegen. Den äußersten Horizont umsäumt das bläulich schimmernde Altvater-Gebirge mit der deutlich sichtbaren Bischofskoppe.

Schon nach einer halben Stunde Weges begrüßt das erste Sandsteinkreuz auf Sabschützer Feldmark den Wanderer, oder vielmehr der christliche Wanderer grüßt

das Kreuz, als ehrwürdiges Zeichen unserer heiligen Religion. Noch eine kleine Viertelstunde, und der schlanke, schöne Kirchthurm von Sabschütz taucht aus einem Kranze von grünen Bäumen empor. Unmittelbar vor dem Dorfe fällt die Chaussee in sanfter Senkung thalabwärts und bei den „Düppeler Schanzen", dem bekannten Gasthause des Herrn Reisch, tritt der Tourist in das nicht allzu große, aber stattliche Kirchdorf ein. Wiederum sieht der Wanderer wohlgepflegte Gärten, reinliche, massiv gebaute Wohnhäuser, welche den Wohlstand der Insassen schon von außen andeuten. Und je weiter er in das Centrum des Dorfes eindringt, desto stattlicher werden die Bauernwirthschaften; durch die blank geputzten Fenster schimmern ihm sogar hier und da weiße Gardinen entgegen und winken ihm die Blumen im Gärtchen ein freundliches Willkommen.

Dort, rechts vom Wege, jenseits der Häuserreihe, dehnt sich eine langgestreckte, üppige Wiesenfläche; im Erlengebüsch schlägt die Nachtigall, da rieselt ein helles Wässerlein, es murmelt im Laufe ein unverstandenes Lied von alter Zeiten Lust und Leiden. Ja, das Wässerlein könnte manches erzählen aus der Vergangenheit! Es war nicht immer so eingedämmt, es ist auch nicht immer durch blühende Wiesen geeilt, sondern die Gegend war vor Alters ein wildes Gebirgsthal, die Anhöhen zerklüftet und dicht mit Wald besetzt. Denn die jetzige Parochie Sabschütz mit Königsdorf und Kittelwitz hat eine ganz ansehnliche Geschichte durchlebt, der Ursprung reicht nachweislich zurück bis ins elfte Jahrhundert, also in eine Zeit, wo eben erst das Christenthum von Böhmen und Polen aus in das heidnische Schlesien Eingang gefunden hatte.

Wo jetzt ringsum aus den Dörfern die Thürme der christlichen Gotteshäuser emporragen und Kreuzbilder am Wege stehen, da standen vor Zeiten nur vereinzelte Hütten, da rauschte der Sturmwind durch die dichten Eichen- und

Kiefernwälder, und unter den Waldbäumen auf den Anhöhen des „Kunisberges" und „Steinberges" rauchten die Opferaltäre der altheidnischen Götzen. — Mit dem Sänger von „Dreizehnlinden" kann man ganz gut auch von dieser Gegend sagen:

„Unter Eichen auf dem Rasen
Stand der graue Opferstein —

Und im breiten Kupferkessel
Auf des Herdes glühen Kohlen
Brodelte mit Lauch und Mistel
Das geweihte Opferfohlen;

Freies Thier des freien Waldes,
Das den Hals vor Pflug und Wagen
Nie gebeugt und dessen Rücken
Einen Reiter nie getragen.

Ehrfurchtsvoll und stumm im Kreise
Stand die Menge; nur ein Flüstern,
Nur ein Schauern in den Bäumen
Und der Flamme Sprühn und Knistern."

Die pfarramtliche Chronik sagt freilich darüber nichts, aber mit „ein Bischen Phantasie" kann man sich die Zustände in jener Urzeit wohl vorstellen. Unsere Vorfahren waren stark und wild wie die Bären und theilten auch vielfach mit diesen die Wohnung, Kost und Kleidung. Erst als die christlichen Glaubensboten — unter dem Schutze der böhmischen Könige sowie der bekehrten Polenfürsten — in Leobschütz und Casimir Ordensniederlassungen gründeten, als sie das Evangelium Christi den Heiden predigten und mit heiligem Taufwasser ihre Stirn benetzten, da legte sich der wilde unbändige Sinn unserer Vorfahren. In den altheidnischen Opferqualm hinein ertönte das Machtwort der christlichen Prediger: „Es werde Licht!"

„Und es ward Licht"; die Finsterniß, die dichten Nebelwolken des falschen Götzenglaubens lösten sich auf, die heidnische Priesterin ließ vor Schreck den Opferkessel

fallen, sodaß die „deutschen Götter" aus Mangel an Opfermahlzeiten elendiglich verhungern mußten. Bald leuchtete die Sonne des wahren Gottesglaubens in die heidnischen Herzen hinein, überall neues Licht und neues Leben hervorrufend. Erwärmt und erweicht von dieser neuen Gnadensonne, beugten die vordem so unbeugsamen Germanen ihr Haupt unter den Pflug; sie lernten Ackerbau, Handwerk, Religion und Sitte, sie bauten Kirchen und Altäre dem wahren Gott.

Hundert Jahre später finden wir schon geordnete Zustände; die zerstreuten Hütten sind enger zusammengerückt, in Dörfer vereinigt. Die Bewohner tragen christliche Namen, sie führen christliche Sitten, sie dienen Gott und dem irdischen Könige, sie geben Zoll und Steuern, sie halten treu zur Kirche und zum rechtmäßigen Fürstenhause. Kurz, in dem schönen Thale mit dem hellen Wässerlein, wohin ich den Leser anfangs geführt, hat sich ein Gemeinwesen gegründet, welches den Namen Sabesitz oder Sabschütz trägt.

Hiermit beginnt die „Geschichte" des Dorfes und hier will ich einsetzen, um einen Ueberblick zu geben über die allmähliche kulturelle und politische Entwickelung bis zum heutigen Stande. In einzelnen Kapiteln will ich den Leser einführen in die Orts- und kirchlichen Verhältnisse der alten Zeit, ich will ihm etwas erzählen über die alten Gebräuche, über Ackerbau, Erwerbsquellen, Kleidung, obrigkeitliche Aemter, über Glück und Unglück. Ich hoffe, es wird auch jene Leser interessiren, welche nicht zum Kirchspiel Sabschütz gehören, denn die geschilderten Zustände werden auch für andere Gemeinden passen. Besonders ist die Stadt Leobschütz dabei interessirt. Außerdem blättert ein Jeder gern im Buche der Vergangenheit: Alte Erinnerungen tauchen auf, freudige und schmerzliche; neue Ideen werden gewonnen, die Kenntnisse vermehrt. In der Zeitgeschichte waltet ja der Finger Gottes, wir lernen

dabei auf Gott vertrauen und ihn lieben, weil er Alles zu dem Ziele führt, wozu er es bestimmt hat.

Es muß indeß noch bemerkt werden, daß die folgenden „Geschichts-Bilder aus der Vergangenheit des Kirchspiels Sabschütz" durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Vielmehr habe ich nur denjenigen geschichtlichen Stoff verarbeitet, welchen ich in der hiesigen pfarramtlichen Chronik vorgefunden. Zu einem eingehenden Quellenstudium fehlte mir Gelehrsamkeit und Zeit. Auch habe ich bei diesen meinen Aufzeichnungen nicht so sehr Gewicht gelegt auf die genaue Angabe der Reihenfolge und Regierungszeit der alten schlesischen Fürsten. Liegt doch gerade über den „ersten Zeiten" unserer schlesischen Städte und Dörfer noch gar viel Dunkel. Viele Urkunden und Schriften sind in den Wirren der Kriege sowie der Reformationszeit verloren gegangen. Dafür war ich aber mit um so größerer Gewissenhaftigkeit bestrebt, ein ausführliches Bild über die kirchlichen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und häuslich-sittlichen Zustände alter Zeit zu entwerfen.

Wir wollen die einzelnen „Bilder" wie in einem Guckkasten an uns vorüber rollen lassen, um daraus zu ersehen, wie unsere guten Landleute in alten Tagen: gearbeitet und gebetet, getrauert und getanzt, gegessen, gewohnt, gelebt und sich gekleidet haben — wie sie gestorben und begraben worden sind. — Hast Du, lieber Leser, für solche Sachen Sinn und Neigung, dann komm und lies!

I. Kapitel.

Geschichte des Pfarrdorfes in der ältesten Zeit.

Das Dorf Sabschütz gehört ohne Zweifel zu den ältesten in der Umgegend. Als im vorigen Jahrhundert die uralte Holzkirche der Sabschützer Gemeinde baufällig geworden und infolgedessen durch eine neue ersetzt werden sollte, wurde ein fürstlich Liechtenstein'scher Architekt herbeigezogen, um nach genauer Prüfung ein amtliches Gutachten über das Alter der Kirche abzugeben. Aus der Bauart des Gotteshauses, aus der Zimmerung der mächtigen Eichenbohlen, aus den angebrachten Verzierungen und eigenartigen Schnitzereien, sowie aus den später hinzugefügten Ausbesserungen der schadhaften Stellen erkannte nun der Architekt, daß viele Jahrhunderte über das einfache Kirchlein hinweggegangen sein müßten.

Die hiesige Chronik besagt, daß der fürstliche Baumeister Mihatsch das Alter der Kirche auf 6—700 Jahre schätzte. Diese Schätzung geschah im Jahre 1794. Rechnet man anstatt 700 auch nur 600 Jahre ab, so kommen wir doch bis ins Jahr 1194 zurück. Damals hat also in Sabschütz schon eine Kirche gestanden, welche derartig fest und umfangreich gebaut war, daß sie 600 Jahre lang den religiösen Bedürfnissen der Gemeinde genügte. Wollen wir daraus einen Schluß ziehen auf das Alter der Dorfgemeinde überhaupt, so ist in der Einleitung nicht zuviel behauptet worden, wenn ich erklärte, daß der Ursprung von Sabschütz zurückreiche bis in das Jahr 1000 nach Christi Geburt. Es hat demnach schon manchen Sturm erlebt und nach der jetzigen Beschaffenheit ist es imstande, auch noch in Zukunft manchen Stoß zu ver-

tragen, so daß es mit Gottes Hilfe in hundert Jahren sein tausendjähriges „Stiftungsfest" wird feiern können.

Diese Berechnung beruht allerdings auf der Voraussetzung, daß die frühere Kirche in Wirklichkeit 600 Jahre gestanden hat. Wie kann aber eine Holzkirche soviele Jahrhunderte hindurch dem verderblichen „Zahn der Zeit" Trotz bieten? So dürfte mancher Leser zweifelnd fragen. Ich führe daher zur Bestärkung folgendes an. Im Besitze des hiesigen Herrn Pfarrers, des Fürsterzb. Consistorialrathes Emanuel Ballarin, befindet sich ein kleines Holzkreuzchen. Das Holz, woraus das Kreuzchen gefertigt ist, stammt aus der uralten Holzkirche zu Schmograu bei Namslau. Bekanntlich war diese Kirche das erste christliche Gotteshaus in Schlesien und Sitz der ersten schlesischen Bischöfe. Im Jahre 966 wurde die Kirche aus Holz erbaut, sie ist abgebrannt den 10. Juli 1854, folglich hat dieselbe fast 900 Jahre lang gestanden, obgleich nur aus Holz gebaut. Pfarrer Marzon von Schmograu, welcher die Kreuzchen zum Andenken verfertigen ließ, bezeugt die angeführte Thatsache. Ist es demnach so unwahrscheinlich, daß die Sabschützer Holzkirche 600 Jahre lang gestanden hat? — Die Bauleute haben eben früher mit Holz fester und dauerhafter gebaut, als die heutigen mit Ziegelsteinen!

Im Laufe dieser langen Zeit hat das Dorf Sabschütz verschiedenen Fürsten und Grundherren angehört. Man muß annehmen, daß es mit den übrigen Ortschaften zuerst zum großen Königreiche Polen gehört hat. Nachdem aber die bekannte Prinzessin Kunigunde Königin von Böhmen geworden war, hatte sie ihrem Gemahl, dem Könige Ottokar II., das Herzogthum Schlesien als Heirathsgut zugeführt. Wenigstens soviel steht fest, daß wir der Königin Kunigunde öfters als „Herrin" von Leobschütz und Königsdorf begegnen, wie sie bald hier, bald dort aus ihren großen Besitzungen verschiedene Geschenke und Vermächtnisse an die Kirche und Bürgerschaft ausfertigen läßt.

Unter anderem schenkte diese fromme, freigebige Königin — so sagt die hiesige Chronik — ungefähr um das Jahr 1279 die Spittelmühle bei Königsdorf den Spittelherren oder Kreuzherren von Leobschütz. Seitdem führt diese Mühle den Namen „Spital- oder Spittelmühle." Das hohe Alter der genannten Wassermühle deutet hin auf das noch höhere Alter der anliegenden Ortschaften: Königsdorf, Sabschütz, Leisnitz.

Nach Ottokars unglücklichem Tode in der Schlacht auf dem Marchfelde fand eine Theilung der ausgedehnten Ländereien statt; es bildeten sich selbständige Fürsten- und Herzogthümer.

Die jetzt folgenden Angaben werden für Viele zwar etwas langweilig sein, aber sie sind doch wichtig und nothwendig; wir sehen daraus, daß unter den verschiedenen Theilungen und Kaufverträgen auch Sabschütz zu leiden hatte, indem es im Laufe der Zeit unter die Herrschaft vieler Fürstenhäuser kommt.

Zunächst trat ein gewisser Nicolaus als naher Verwandter des verstorbenen Königs Ottokar II. auf und machte Erbansprüche geltend auf die mährisch-schlesischen Besitzungen. Jedoch auch die Königin-Wittwe Kunigunde, welche später einen schlesischen Baron Walter von Zawisic geheirathet hatte und auf einem Schlosse in der Nähe von Troppau lebte, wollte ihre berechtigten Erbansprüche nicht aufgeben. Es kam zu einem langwierigen Kampfe. Kunigunde starb endlich vor Gram anno 1285; ihr Gemahl wurde von der Gegenpartei vertrieben. Der oben genannte böhmische Prinz Nikolaus zog jetzt in Troppau ein und ward allgemein als Regent dieses großen Herzogthums anerkannt. Nach seinem Tode, im Jahre 1318, folgte ihm in der Regierung Nicolaus II. Diesem thatkräftigen Fürsten gelang es, zu dem ererbten Herzogthum Troppau auch noch die Herzogsgewalt über Ratibor zu erwerben, sodaß derselbe über einen weit ausgedehnten Ländercomplex Herrscher war.

Bei dessen Tode (1365) theilten die drei oder vier Söhne die große Herrschaft. Einer derselben, Nikolaus III., erhielt bei der Theilung das abgezweigte Fürstenthum Jägerndorf mit Leobschütz und Zuckmantel. Mit diesem Fürsten haben wir es jetzt zu thun; denn laut einer Urkunde vom Jahre 1377 ist Sabschütz ein Kammergut dieses fürstlichen Herrn, der sich in der Folgezeit auch den Herzogstitel beilegte. In dem Theilungsbriefe heißt es: Außer Edelstein (und Jägerndorf) hat Nikolaus noch zugetheilt erhalten den Zuckmantel, die Stadt Lubschütz mit dem Hofe vor der Stadt und was dazu gehöret, ferner die Neukirch (Deutsch-Neukirch) mit ihrem Zubehör, den Zoll von Oppanitz = 24 Mark und den Zins von Sabeschütz = 24 Mark.

Der Chronist macht hier eine Bemerkung, welcher ich mich auch anschließe. Er sagt, Sabschütz kann im Jahre 1377 nicht ein unbedeutendes Dorf gewesen sein, wenn der Zins von demselben 24 Mark beträgt! — Die Mark, als Geldstück in alter Zeit, hatte nicht 100 Pfennige, sondern weit mehr; denn damals wurde das Geld gewogen, nicht gezählt. Man unterschied eine Gold- und Silbermark, welche je ein Gewicht von 16 Loth reinen Goldes bezw. Silbers hatte. Aus der Mark-Silber werden 14 preußische Thaler oder 24½ rheinische Gulden geprägt. Demnach war Sabschütz verpflichtet, jährlich 24 Mark oder 336 Thaler nach heutigem Geldwerthe an den Herzog von Jägerndorf zu zahlen; immerhin ein ganz hübsches Sümmchen nach damaligen Verhältnissen. Deutsch-Neukirch bezahlte nur 14 Mark; das in unseren Tagen so erfreulich aufblühende „Städtel" muß also dazumal noch ziemlich unbedeutend gewesen sein, oder, was auch annehmbar erscheint, in der Zinszahlung eine größere Vergünstigung besessen haben.

Wo mag indeß die Ortschaft zu suchen sein, welche „Oppanitz" benannt wird? So frägt unsere Chronik.

Von geschätzter Seite ist mir eine freundliche Zuschrift zugegangen, worin es heißt: Oppanitz ist jedenfalls ein Schreib- oder Lesefehler; es wird wohl heißen sollen Oppawitz d. i. Tropplowitz, weil es an der Oppa gelegen ist.*)

Was den Namen Sabschütz anlangt, dem wir während der Regierungszeit Nicolaus III. zum ersten Male begegnen, woselbst er urkundlich Sabeschitz geschrieben wird, so ist hierüber folgendes zu sagen. Die Benennung Sabeschitz ist ohne Zweifel verwandt mit dem mährischen Worte „saba" (Frosch); die Endsilbe „itz" oder „schitz" ist die bekannte Endsilbe vieler anderer Dorf- oder Städtenamen, sie bedeutet „Ort" oder „Platz". Somit wäre Sabeschitz ein sumpfig gelegener Ort, wo Frösche zu finden sind, also ein „Froschdorf"! In ähnlicher Weise ist Leobschütz von dem mährischen Worte „hlub" (tief) herzuleiten und etwa mit „Tiefenort" zu übersetzen. Thatsächlich wird diese Stadt in den alten Urkunden mit dem Namen „Hlubcitz" oder „Lubschitz" bezeichnet.

Einige geschichtskundige Freunde wollen aber die soeben entwickelte Ableitung des Namens Sabschütz nicht gelten lassen. Sie behaupten: die Bezeichnung Sabschütz dürfte nicht mit zaba (Frosch) zusammenhängen, sondern mit Zawis (sprich: Sawisch). Zawis von Falkenstein war, wie bereits erwähnt, der zweite Gemahl der Königin Kunigunde. Auf einer alten Urkunde vom Jahre 1283 ist als Zeuge unterschrieben Valter von Zawisicz. Einige Jahre später kommen auf einer anderen Urkunde schon die verdeutschten Formen Lubeschicz und Zabeschicz vor; daraus ist zu schließen, daß die Gegend damals schon sehr stark mit deutschen Kolonisten bevölkert war. (Vergl. Prof. Prassek: Schles. Heimathskunde.)

Dem gegenüber erwidere ich: Möglich ist es, daß Sabschütz von dem Fürsten Zawis den Namen bekommen

*) Hiernach hätte die Schreibweise „Tropplowitz" mehr Berechtigung, als die heut übliche „Troplowitz".

hat; möglich ist es aber auch, daß Valter von Zawischitz nach dem schon vorhandenen Ortsnamen sich betitelt habe, wie solches heute noch vielfach üblich ist, zumal der genannte Fürst als Gemahl der Kunigunde in der Gegend um Sabschütz und Königsdorf mehrere Güter besaß. Auf jeden Fall ist jedoch anzunehmen, daß unser Sabschütz schon lange vor dem Jahre 1283 bestanden habe; ob nun unter diesem oder einem anderen Namen, lasse ich dahingestellt.

Wir sind somit in der Darlegung der ältesten Geschichte von Sabschütz angelangt bei dem Jahre 1377 und wissen, daß unsere Ortschaft dem Herzoge Nikolaus III. von Jägerndorf gehört, wenigstens hat dieser Fürst ein Anrecht auf Zins und Zoll. Da derselbe anno 1394 kinderlos gestorben war, so trat sein Bruder Przemislaus die Regierung an. Fast hundert Jahre vergehen, ohne daß sich die bestehenden Verhältnisse wesentlich geändert hätten; es regieren während dieser Zeit mehrere Fürsten nach einander, als letzter wird genannt Nikolaus V. Dieser hinterläßt bei seinem Tode drei Kinder; Barbara, Johann und Wenzel, welchem seine Zeitgenossen den nicht gerade schönen Zunamen „Der Blödsinnige" gegeben haben. Vielleicht gerade deshalb, weil er der „Dümmste" war, hatte er am meisten Glück; denn Johann trat in den geistlichen Stand*), seine Schwester Barbara war vom „Regieren" ausgeschlossen, infolgedessen kam Wenzel zur Herrschaft. Wie sein Zuname besagt, führte er allerlei unsinnige Streiche aus; wo es eine Rauferei gab, war er dabei. Auch mit seiner Königstreue scheint es nicht weit her gewesen zu sein, er hat seinen Vasalleneid dem Könige von Ungarn und Böhmen gebrochen. Als nämlich König Mathias Corvinus mit dem damaligen deutschen Kaiser

*) Diese Angaben stimmen nicht ganz überein mit den Darstellungen in Dr. Troska's Geschichte der Stadt Leobschütz. Wessen Angaben richtig sind, vermag ich nicht zu entscheiden.

Friedrich III. im Kriege stand, ging unser Wenzel zum kaiserlichen Heere über und wurde dadurch seinem Könige untreu. Die Strafe folgte alsbald. König Mathias ließ ihn ergreifen, als Gefangenen in eine schauerliche Bergfestung abführen und erklärte ihn aller seiner Länder verlustig.

Später, nach dem Tode des unglücklichen Wenzel, ließ sich der König doch wieder versöhnen und gab die schlesischen Besitzungen Wenzels Schwester, der oben genannten Barbara wieder zurück. Deren Tochter, gleichfalls Barbara geheißen, heirathete einen Königlichen Verwalter aus dem adeligen Geschlechte der Schellenberger. Im Jahre 1496 wurde Hochzeit gehalten im Schlosse zu Jägerndorf; das Hochzeitspaar war die Herzogin Barbara und Georg von Schellenberg, ein Sohn des Johann von Schellenberg, Obersten-Kanzlers von Böhmen. Die Braut überbrachte dem Bräutigam als Mitgift das schöne Herzogthum Jägerndorf mit allem Zubehör, mit Städten und Dörfern, mit allen Zinsen und Zöllen. Was Wunder, wenn bei der Hochzeit recht freudige Stimmung herrschte, wenn Ritter und Knappen, hochedle Frauen und Burgfräulein in glänzender Rüstung und kostbaren Gewändern in das hochzeitlich geschmückte Jägerndorf einzogen! Vielleicht hat die Nachbarstadt seitdem nicht mehr solch' frohe, vornehme Feste gefeiert — vielleicht war die bekannte Schellenburg am Abhange des Burgberges der Sammlungsort für die Gäste! Soviel steht fest: ganz Jägerndorf war damals auf den Beinen. Die Trompeten schmetterten, die Fahnen flatterten, die ritterlichen Waffenrüstungen blitzten, die Volksmenge jubelte — die Schloßbrücke donnerte, als die schweren Massen der Hochzeitsgäste in die Burg einzogen. Und heute — steht die Schellenburg da, verlassen, verödet, verfallen — der Wind weh durch die Hallen. Neue Zeiten, neue Menschen, neue Sitten sind erstanden, mitten darin steht die Schellenburg

als eine Ruine, als ein stiller Prediger von der irdischen Vergänglichkeit.

„Um des Burgberg's graue Trümmer
Spielt mit silberklarem Schimmer
Mild und sanft der Mondenschein.
Wilde Röslein purpurn schwanken,
Und die grünen Epheuranken
Hüllen manch' Geheimniß ein!" —

Von den Trümmern der zerfallenen Schellenburg wenden wir unseren Blick wieder der Vergangenheit zu, um das weitere Schicksal des Herzogthums Jägerndorf, zu welchem Sabschütz gehört, zu erfahren. Nur ungefähr 30 Jahre bleibt Leobschütz mit seinen Nachbardörfern unter der neuen Herrschaft des Herrn von Schellenberg; bald tritt wieder eine Aenderung ein. Ein Sohn des letztgenannten Fürstenpaares braucht Geld; überhaupt brauchten damals die Fürsten viel Geld — das ist eine alte Krankheit, an der auch die Menschen neuerer Zeit leiden — darum wurde verkauft und versetzt en-gros und en-detail. Das todte Inventar konnte gegen eine Versetzung nicht protestieren und das lebende Inventar durfte nichts sagen, die Unterthanen waren eben bloß die willenlosen Knechte, denen es schließlich gleich bleiben mußte, wo und für wen sie arbeiten, an wen sie Zinsen zahlten. Also ein Sohn der Barbara von Schellenberg verkaufte das ererbte Herzogthum Jägerndorf im Jahre 1523 dem Markgrafen Georg von Ansbach-Brandenburg um 58000 hungarische Goldgulden.

In dem darüber ausgefertigten Kaufbriefe werden folgende Ortschaften und Oberrechte angeführt (ich nenne dieselben, weil vielleicht mancher Leser sich interessirt, welche Ortschaften zum ehemaligen Herzogthum Jägerndorf gehört haben): die Städte Jägerndorf und Leobschütz mit allen Vorwerken, als Blümsdorf, Kreuzendorf, Roben, Tränkau, Königsdorf, Badewitz, Schlegenberg — ferner



die Dörfer Lobenstein (mit Schloß), Aubeln, Braunsdorf, Kreuzendorf (österr.), Bleischwitz, Piltsch, Kronsdorf, Pommersdorf, Dobischdorf, Taubnitz (bei Leobschütz), Sabschütz und Bratsch. Sodann die Oberrechte auf Bauerwitz, Zauchzen, Buskau, Czerwenkau, Turkau, Nekasanitz (=Osterwitz), Jakubowitz und Hochkretscham. Das Dorf Leisnitz finde ich hierbei nicht verzeichnet, überhaupt wird dieses seltener genannt, weil Leisnitz sowie Gröbnig und Schönbrunn zur Commende gehörten.

Durch Kaufvertrag war dieser große Besitz an den Markgrafen zu Brandenburg übergegangen. Den Brandenburgischen Markgrafen werden wir jetzt öfters begegnen; sie sind jedoch nicht zu verwechseln mit den Brandenburgischen Kurfürsten. Die Markgrafen bilden eine Seitenlinie der Hohenzollern, der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg, sie hatten ihren Stammsitz zu Ansbach, welches heute dem Königreiche Bayern einverleibt ist. Durch Sparsamkeit, durch Tapferkeit im Kriege, durch günstige Kaufverträge, durch Belohnung von Seiten der deutschen Kaiser, hatte die markgräfliche Linie es zu einem ansehnlichen Länderbesitz gebracht. Jetzt war die Herrschaft auch noch um das Herzogthum Jägerndorf vergrößert worden.

Um 58000 Gulden wird ein großes, fruchtbares, volkreiches Herzogthum verkauft — wie geringen Werth hatten doch damals Land und Leute! Heute würde kaum eine Erbrichterei mit 300 Morgen Ackerland um diesen Preis zu erkaufen sein. Ja, die Zeiten haben sich sehr verändert, das sieht man an vielen anderen Dingen!

Zugleich mit Leobschütz war nun auch Sabschütz in Abhängigkeit zu einem bisher gänzlich unbekannten Fürstenhause getreten: es war Brandenburgisch geworden. Wenn die Sabschützer über diesen Wechsel der Verhältnisse ein Jubellied hätten anstimmen wollen, so hätten sie ganz gut mit dem fidelen Studenten singen können: überall bin ich zu Hause, überall bin ich bekannt; macht das Glück

im Norden Pause, ist der Süd' mein Vaterland! Indeß zum Singen werden sie wohl wenig Zeit und Lust gehabt haben, denn hier wie dort und nach wie vor gab es für sie nur hohe Steuern und schwere Frohndienste. Ueber die drückenden Dienstleistungen (Robote) wird ein späteres Kapitel ausführlich handeln.

Hier ist zunächst noch etwas nachzutragen. Ein Drittheil des Dorfes war nämlich in den Besitz des Markgrafen von Brandenburg nicht übergegangen, weil ein anderer Herr darauf Anspruch hatte. Vom Jahre 1511 datirt eine Urkunde, nach welcher der dritte Theil der Dorfgemeinde, und zwar acht Bauerngüter nebst einigen Gärtnerstellen mit ca. 6 Huben Ackerland einem Herrn von Füllstein unterthänig waren. Wann und warum sich dieser Theil abgezweigt hat, ist mir unbekannt. Dieser Drittheil hat wieder eine eigene Geschichte durchlebt. Es war eben in jener mittelalterlichen Zeit, wo es der Fürsten und Ritter so viele gab, wo eine einheitliche Gesetzgebung und Eigenthumsregelung noch mangelte, Alles wirr durcheinander gewürfelt. Schließlich wußten die Unterthanen selber nicht genau, wem sie heute, und wem sie morgen zinspflichtig waren. Also ein Drittheil von Sabschütz gehörte dem Herrn von Füllstein; nach dessen Tode kam der Antheil durch Erbschaft an einen gewissen Wenzel Larisch von Naczeslawitz, welcher seinen Wohnort und Hauptbesitzungen in Klein-Grauden hatte. Mein Gewährsmann, der hiesige Chronist, sagt: „Die gewesenen Unterthanen der Larischen Familie heyßen heunt noch die Larisch-Bauern." In neuerer Zeit muß die Benennung „Larisch-Bauern" in Vergessenheit gerathen sein. Die Mehrzahl der heutigen Bewohner können sich an den Namen Larisch-Bauern nicht mehr erinnern. An der Thatsache kann dies jedoch nichts ändern. Es steht fest, ein Theil des Dorfes hat einem Wenzel Larisch gehört. Derselbe hat in Sabschütz ein Schloß erbauen lassen, wo-

selbst die Steuern abgeliefert wurden. In diesem Schloßgebäude hatten die Larischen Beamten, die Vögte oder Aufseher, ihren Wohnsitz, sie führten die Leute zu den Frohndiensten und mußten die herrschaftlichen Rechtsansprüche wahren gegen etwaige Beeinträchtigungen u. dgl.

Wo mag das Schloß des Grafen Larisch gestanden haben? Die pfarramtliche Chronik behauptet, die Burg hat an der Stelle gestanden, wo jetzt der Kretscham, heute die Krause'sche Bauerwirthschaft steht.

Wie — eine Ritterburg in Sabschütz? — muß das nicht einen ganz eigenartigen, malerischen Anblick gewährt haben! Allerdings fehlten die Ritter, es fehlten auch die ritterlichen Kampfspiele oder Turniere, es fehlten ferner die poetischen Burgfräulein, es fehlte auch der Burgberg, da Sabschütz im Thale liegt. Aber die Burg war da, ebenso die Burgmauern, von denen man Ueberreste in Krause's Garten endeckt hat, und auch der Fluß war da, in dessen Wellen sich die Burg abspiegelte. Ferner war auch der unvermeidliche Mondschein da, welcher mit seinem Silberlichte die Burg umzauberte, während die sommernächtlichen Schloßlinden ein leises Schlummerlied lispelten. Ach, war das schön! — —

Noch heute behauptet man, daß an jener Stelle, wo einst die Ritterburg gestanden, zur mitternächtlichen Stunde an gewissen Abenden ein Singen und Klingen gehört werde, wie wenn die alten, längst entschlafenen Burgbewohner wieder erwacht wären und bei Musik und Tanz und Becherklang sich belustigten in feucht-fröhlicher Erinnerung an die gute, alte, schöne Zeit. Möglich ist's schon, daß diese Behauptnng wahr ist. — Aber damit ich nicht unnöthiger Weise jemandem einen Schrecken vor Geisterspuck einjage, so will ich zur Beruhigung gleich hinzusetzen, daß manche Leute gesehen haben wollen, als ob Tänzer und Musik keine geisterhafte gewesen sei, vielmehr seien ganz moderne Tanzstücke gehört worden.

Warum auch nicht? Auf dem alten Burgplatze steht ja heut das bekannte Möbs'sche Gasthaus mit seinem großen Tanzsaale.

Ob wohl die alten Sabschützer „Larisch Bauern" vor 400 Jahren geahnt haben mögen, daß an derselben Stelle, wo sie dem Dienstherrn ihr sauer verdientes Geld als Steuer abliefern mußten, dereinst auch ihre Nachkommen viel Geld „lassen" würden? — Doch zur Sache!

Infolge der drückenden Abgaben und Robotleistungen kam es zwischen den Sabschützer Besitzer und dem Grafen Wenzel Larisch zu wiederholten Streitigkeiten. Endlich scheint es dem Letzteren „gegramt" zu haben, er verkaufte daher eines schönen Tages seinen Sabschützer Antheil an einen Edelmann mit Namen Melchior Koschlig von Koschel (vielleicht Kosel oder Koske?)*) Das war im Jahre 1580. Aber auch dem neuen Herrn müssen die Larisch Bauern nicht besonders gefallen haben; schon ein paar Jahre hernach (1589) faßte der Herr Melchior Koschlig den Gedanken, den erworbenen Sabschützer Antheil wiederum zu veräußern.

Wir sehen, ein Kaufgeschäft folgte dem anderen, und daß jeder, sowohl Käufer wie Verkäufer dabei sein Profitchen machen wollte, ist selbstverständlich. Wie konnte bei diesem fortwährenden Wechsel Glück und Friede und Wohlstand gedeihen? Kaum hatten die schwer geknechteten Larisch-Bauern von der geplanten Verkaufsangelegenheit Wind bekommen, so beschlossen sie, sich selber einen Käufer zu suchen. Der gesuchte Mann war bald gefunden in der Durchlauchtigen Person des Markgrafen Georg Friedrich in Jägerndorf; es war derselbe Markgraf, welcher die zwei übrigen Drittheile von Sabschütz schon als Eigenthum besaß — wie dies oben berichtet wurde. Auf diese Weise sollte also die ganze Dorfgemeinde wieder vereinigt

*) Der Name ist in der Original-Urkunde unleserlich.

werden und fortan einem Herrn angehören, während sie bisher unter zwei Erbherrn getheilt war. Das war die Ursache, weshalb die Larisch Bauern grade den Markgrafen sich als Kaufherrn auserwählten, sie wollten eben auch dort sein, wo ihre Brüder und Nachbaren schon waren. Jedoch haben sie den Anschluß an die markgräfliche Herrschaft mit schweren Opfern erkaufen müssen. Der bisherige Besitzer Melchior Koschlig forderte nämlich für sein Anrecht die Abfindungssumme von 500 Thalern; da die markgräfliche Kasse diese Zahlung nicht leisten wollte, die Bauern aber sehr gern dem Markgrafen angehört hätten, so verpflichteten sie sich, aus eigenen Mitteln die Summe aufzubringen. Das Kaufobjekt zahlte somit selber den Kaufpreis.

Die darüber sprechende Urkunde ist ausgestellt am 12. May 1594; sie erwähnt, daß die um Vereinigung und Aufnahme bittenden Bauern schon im Jahre 1589 eingekommen seien mit dem Anerbieten 500 Thaler zur Abzahlung der Kaufsumme zu legen. Die Urkunde sagt ferner, daß sie anno 1594, also nach fünf Jahren, die versprochene Summe von 500 Thalern bar und richtig erlegt haben. Es muß ihnen an dieser Vereinigung sehr viel gelegen gewesen sein, da sie selbige mit eigenem Gelde erkauften und außerdem noch versprachen, dem Markgrafen ganz dieselben Robote und Zinsen zu leisten, wie sie solche dem Wenzel Larisch bezw. dem Melchior Koschlig seither geleistet hatten.

Für diese opferfreudige Hingabe erhielten die Larisch-Bauern vom Markgrafen einige Vergünstigungen, sie hatten weniger Hofedienste, als die übrigen Dorfinsassen. Die Gemeinde Sabschütz wird sich gewiß interessiren, welche Besitzungen den hier oft genannten Larisch Bauern gehörten. Die Pfarrchronik giebt darüber Aufschluß, es waren die Besitzungen unter folgenden Nummern des Grundbuches, sub Nr. 1, 35, 58, 65, 70, 79, 83, 84;

die Gärtner sub Nr. 28, 73, 86, 92 und 94; der Häusler sub Nr. 5. Insgesammt hatten sie 6¾ Huben Ackerland, den dritten Theil von der ganzen Feldmarke. Heute (sagt die Chronik) sind in Sabschütz im Ganzen 29 Bauerngüter mit 26 Huben und zwei Vierteln; es muß daher um das Jahr 1581 die Zahl der Bauernwirthschaften geringer gewesen sein (statt 29 nur 24), auch muß noch viel Land um Sabschütz herum wüste gelegen oder mit Wald besetzt gewesen sein, woraus später 6¼ Huben Ackerland gebildet und zur Feldmark hinzugeschlagen wurden.

Nunmehr ist ganz Sabschütz Eigenthum des Markgrafen Georg geworden. Wird es nun endlich einmal ausruhen und unter der markgräflichen Herrschaft eines größeren Aufschwunges sich erfreuen können? Nein, noch hat es keinen bleibenden Herrn gefunden. Wieder sind nur ungefähr 20 Jahre vergangen, da tritt für die Gemeinde Sabschütz ein wichtiges Ereigniß ein. Es war am 25. Januar, am Tage Pauli Bekehrung, des Jahres 1611. An diesem Tage wird die Dorfgemeinde mit allem Zubehör, mit Zinsen und Roboten, mit Wiesen und Teichen, mit allen Rechten und Verpflichtungen an die Stadt Leobschütz verkauft für die Summe von 9000 Thalern. Somit tritt Sabschütz unter die Oberhoheit der genannten Stadt-Communität; in diesem Abhängigkeitsverhältniß ist es geblieben bis zum Jahre 1823, um welche Zeit eine Ablösung von den Hofedienſten ꝛc. erreicht wurde. Allerdings hatte der Markgraf in der damaligen Verkaufsurkunde sich den Wiederkauf von Sabschütz innerhalb 5 Jahre vorbehalten — die Wiedererstattung der gezahlten 9000 Thaler ist aber nicht geschehen, folglich blieb das Dorf unbestrittenes Eigenthum der Stadt Leobschütz.

Die Sabschützer wissen also, um welchen Preis sie damals käuflich waren! um einen Spottpreis! — In der Verkaufsurkunde werden unter den Rechten des Mark-

grafen von Jägerndorf auch „die Präsentation und Collatur" der Sabschützer Parochie und Königsdorfer Filiale aufgezählt; in einem Paragraphen heißt es ausdrücklich: er hat die Collatur der Parochie sammt ihrer Filialen sich reservirt. Das ist wichtig für die kirchlichen Verhältnisse, besonders weil wir hören, in welcher kirchlichen Beziehung Königsdorf schon im Jahre 1611 zu Sabschütz gestanden hat. Wir kommen in einem späteren Kapitel noch darauf zu sprechen.

Weil die genannte Urkunde überaus wichtig ist, und um dem Leser zu zeigen, in welch' breitem, überschwenglichem Kanzleistil in jenem Jahrhundert die Dokumente ausgefertigt wurden, will ich den Wortlaut der Urkunde mit Beibehaltung der damaligen Ausdrucksweise in abgekürzter Form hier anführen. Sie lautet:

„Wir Johannes George von Gottes Gnaden Markgrafe zu Brandenburg, in Preußen, Pommern, Schlesien, zu Krossen und Jägerndorf Herzog, Burggraf zu Nürnberg und Fürst zu Rügen — bekennen und thun kundt vor Uns, unserer Erben und nachkommende Herzoge und Herren zur Jägerndorf, offentlich und mit diesem Briefe vor Jedermänniglich — demnach Wir zur Hinlegung eines vornehmen Gränzstriets sowohl, (als auch) zur Verbesserung unseres Einkommens, und desto stattlicher Ausbringung unseres Fürstlichen Hofstats entschlossen sind, das Guth Lichtenau bei Jägerndorf gelegen, an Uns zu bringen und zu erkaufen, und derowegen auf Mittel und Wege gesonnen, wie zur Erhebung und Behauptung dessen eine gewisse Summe Geldes gemacht und aufgebracht werden möge, und aber die Ehrbaren, Weisen unserer lieb getreyen Stadt Leobschütz mit Bürgermeister und Rathmann auf unser an sie gethanes gnädiges Begehren sich dahin erklären, daß sie Uns mit Neun Tausend Thalern befürdern und zur Hilf kommen wollten, der unterthänigen Zuversicht, daß Wir sie hierüber mit genugsamer Assekuration ver-

wahren und allerdings schadlos halten würden, Welche ihre unterthänige Treuherzigkeit Wir in Gnaden vermerket, und haben Ihnen mit vorgehabten Rathe in einem rechten redlichen, aufrichtigen und unwiderruflichen fünfjährigen Wiederkaufe in der allerbesten, beständigsten Form, Maß, Weise und Eigenschaft, wie ein echter, rechter und unwiderruflicher Wiederkauf in geystlichen und weltlichen Rechten am kräftigsten geschehen soll, kann oder mag, hingelassen und eingeräumt, unser Kammerdorf Sabschütz, im Leobschützischen Weichbilde gelegen, in Reinen und Gränzen, wie es von anderen umbliegenden Güthern abgesondert ist, mit der Gerichtbarkeit und Bothmäßigkeit, mit Renten, Ehrungen, Geld- und Getreyde-Zinsen, Pachten, Auf- und Abfahrten, Kundschaften, Geburtsbriefen, Pönen (Strafgelder), mit Wassern und Wasserläufen, Wiesen und Wiesenwachs, Auen, Mühlen und Mühlstätten, mit Fischereyen, Teichen, mit Unterthanen: Scholzen, Bauern, Gärtnern und Einwohnern, samt ihren ungemessenen Robothen inner- oder außerhalb des Dorfes und sonsten mit allen Freyheiten, Nutzungen, Rechten, Gebothen, und Verbothen, benannt oder unbenannt — ausgeschlossen Unserer Landesfürstlichen Regalien und der Halsgerichte — zu(r) haben, zur halten, zur genießen und zur gebrauchen allerdings, wie es von Unserem gnädigen Herrn Vater, Hochgeehrten Vettern und anderen Vorfahren auf Uns gekommen und gebracht und Wir dasselbe bishero sebsten innegehabt, genossen und von Recht und Gewohnheit wegen hätten nützen, genießen und gebrauchen mögen oder können." — —

In diesem breiten, schwülstigen Urkundentone geht es noch volle fünf Seiten weiter; der Angstschweiß könnte einem ausbrechen beim Lesen dieses fürstlichen „Briefes." Und zudem besteht der neun Folioseiten lange Brief nur aus drei Sätzen — einen davon habe ich als Muster angeführt. Wenn ein Gymnasial-Schüler nicht wissen sollte,

was Pleonasmus und Periodenbau ist, so könnte er es an diesem trefflichen Beispiele lernen!

Aus dem bunten, schwer verständlichen Wirrwarr des zitierten Kaufbriefes hat wohl ein jeder Leser wenigstens soviel entnommen, daß Sabschütz an Leobschütz abgetreten wird. Nachher (zum Schluß) wird der Kontrakt „in allen seinen Begreifungen, Punkten, Artikuln und Klausuln" vom Markgrafen eigenhändig beglaubigt und Niemanden soll es gestattet sein, „bey Vermeidung einer ernstiglichen Straf und Ungenadt" die Leobschützer Communität in in diesem neuen Besitz zu stören. „Dessen zu Urkund haben Wir diesen Brief mit unseren eigenen Händen unterschrieben und unser Fürstlich Sekret aufgedruckt, solches beschehen in Unserem Schloß zu Jägerndorf, den 25. Januarii, am Tage Pauli Bekehrung, anno 1611. Darbey seyn gewest der Bestrenge, Ehrnveste und Hochgelehrte Herrn, unser Landeshauptmann, Vice-Kanzler, Räthe und lieb Getreyen Hartwich von Stitten auf Pummerswitz, Wernher von Castiglion und Matthias Biliczer von Bilicz, der Rechten Doktor, hierzu Gezeugen." Die Stadt Leobschütz hatte schon unter König Wenzel, den 17. Mai 1298 das Recht bekommen, freigewordene Besitzungen und Ortschaften ankaufen oder in Pfand nehmen zu dürfen. Von diesen königlichen Privileg hat die Stadt-Communität häufigen Gebrauch gemacht, sodaß im Laufe der Zeit fast alle Dörfer der Umgegend Stadt-Eigenthum wurden. Welche Verpflichtungen Sabschütz der Stadt gegenüber hatte, wird in dem Kapitel „Frohndienste" zur Sprache kommen.

Ganz in der Nähe von Sabschütz, nur ca. 1 km entfernt in westlicher Richtung, liegt Kaltenhausen. Das Wenige, was die hiesige Chronik über die Kolonie mit ihren dreizehn Häusern erwähnt, will ich gleich hierher setzen. Kaltenhausen, oder wie es früher geheißen hat, Kaldause, ist in älterer Zeit ein kleines Dominium gewesen. Im Jahre 1670 war es im Besitze eines Herrn Caspar von Tauer; derselbe war evangelischer Religion, und ist sein Name nur deshalb erhalten geblieben, weil zufolge des hiesigen Begräbnißbuches eines seiner Kinder anno 1672 den 28. Februar in Sabschütz begraben wurde. Der Herr hatte viele Schulden bei der Leobschützer Bürgerschaft gemacht und war genöthigt, seine Besitzung zu verkaufen. Die Stadt verpflichtet sich, die Schulden des Caspar Heinrich von Tauer in der Höhe von 1300 Thalern Schles. Münze zu bezahlen, außerdem noch 550 Thaler ihm zu überweisen, worauf der Kauf abgeschlossen wird. Demnach geht Kaltenhausen in den Besitz der Stadt Leobschütz über für den Gesammtpreis von 1850 Thaler, seither ist es ein städtisches Vorwerk geblieben, oder wie es in Urkunden genannt wird: Vorhof von Leobschütz. Der genannte Kaufbrief d. d. 16. Junius 1680 findet sich im Rathhaus-Archiv. Jedenfalls ist das „Vorwerk" auch, wie die übrigen Ortschaften, im Jahre 1823 durch Ablösung frei geworden und hat darauf eine selbständige Gemeinde gebildet mit eigenen Scholzen und Schöffen. Seit dem Jahre 1895 hat Kaltenhausen aufgehört ein selbständiges Gemeinwesen zu sein. Auf Wunsch der Königlichen Regierung ist es nach längeren Verhandlungen zu Sabschütz geschlagen worden. Vom genannten Jahre an bilden die beiden Gemeinden ein Ganzes; Kaltenhausen hat dabei nicht viel verloren und Sabschütz nicht viel gewonnen. Der Kreis Leobschütz aber zählt ein Dorf weniger. Mag immerhin Kaltenhausen von der preußischen Landkarte verschwunden sein, aus der Volkserinnerung und aus dem Volksmunde wird es sobald nicht schwinden. Kaltenhausen mit seinen niedrigen Wohnhäuschen, mit seinen hängenden und fallenden Gärten, mit seinen billigen Bauplätzen, mit seinen trüben Fischteichen und sumpfigen Wiesen wird noch lange wie ein liebliches Bild im Andenken der Zeitgenossen haften

bleiben. Von Geschlecht zu Geschlecht wird man sich's erzählen: Hier stand einst Kaltenhausen! — Hier in dem dichten Gestrüpp der wuchernden Brombeersträucher hat sich manch' junger Sabschützer „Oberdörfler" die ersten Hosen zerrissen oder beim Plündern der reichlich behangenen Pflaumbäume sich eine wohlverdiente Tracht Prügel geholt. Hier hat sich schon mancher städtische Herr aus alter und neuer Zeit die blitzblank geputzten Stiefel grauenhaft besudelt, vielleicht gar im Schlamm der bodenlosen Tiefe stecken lassen. Mag's sein! Grade diese wehmüthigernsten Erinnernngen lassen das „untergegangene" Kaltenhausen in einem um so schöneren Zauberscheine erstrahlen.

Heute steht an der Stelle des alten Kaltenhausen die Kolonie „Neu-Sabschütz" im prosaischen Lichte der Gegenwart. Unter dieser Aufschrift soll die Ortschaft mit verjüngter Kraft ihren Zukunftslauf antreten.

Glück auf den Weg! Die günstigen Winde brausen.
Fahr' wohl! Du liebes Sabschütz-Kaltenhausen!

II. Kapitel.

Geschichte der Filialgemeinde Königsdorf.

Ein neues Bild aus alten Tagen entrollt sich vor unseren Augen. Auf einem bequemen Wege gelangen wir in einer halben Stunde vom Pfarrdorfe Sabschütz nach der hochgelegenen Ortschaft Königsdorf.

Wie die Hügel rings um Sabschütz, so war auch die Anhöhe, auf welcher Königsdorf erbaut ist, vor Alters dicht mit Eichen- und Kiefernwäldern besetzt. Noch heute hat der Königsdorfer Gemeinde- und Kirchwald eine beträchtliche Ausdehnung, er bildet die Fortsetzung des städtischen Buchwaldes. Ueber die älteste Geschichte des Ortes sind natürlich nur sehr spärliche Aufzeichnungen

vorhanden; nur aus Fragmenten und einigen urkundlichen Notizen ist es möglich, das Dunkel der ältesten Zeiten ein wenig aufzuhellen. Daß die Ortschaft in früheren Jahrhunderten den Namen „Straduna" geführt hat, bestätigt auch die hiesige Chronik. Warum und seit wann trägt der Ort den stolzen Namen Königsdorf?

Legende und Geschichte sind bemüht, hierüber eine Aufklärung zu geben. Nach der Legende soll vor Zeiten ein Bauer durch Glück und Geschicklichkeit es bis zur Königskrone gebracht haben. — Von seinem Pfluge, mit dem er eben das Ackerfeld bearbeitete, soll eine vornehme Gesandtschaft den erstaunten Bauern hinweggeholt und ihn alsbald zum Könige über ein großes Reich gemacht haben. Zum Andenken an dieses seltene Glück eines seiner Insassen habe nun das Stradunadorf sich ebenfalls den Königstitel beigelegt; daher der Name — Königsdorf! Selbstredend ist diese lustige Volkserzählung, welche in verschiedenen Variationen auftritt, ins Reich der „geflügelten Löwen" zu versetzen, es ist „ein Märchen aus uralten Zeiten!" Etwas mehr Klarheit und Glaubwürdigkeit über die Entstehung des Namens Königsdorf geben uns die wenigen schriftlichen Aufzeichnungen aus der ältesten Zeit, obgleich auch hier eine unzweifelhafte Sicherheit nicht gefunden werden kann.

Die Pfarrchronik berichtet hierüber folgendes: „Von dem alten Namen Straduna ist es bekannt, daß das Dorf also geheißen. Nachdem aber die Gemahlin des Königsohnes aus Böhmen zur Jagdzeit hier von einem Prinzen entbunden worden, der nach seines königlichen Großvaters Namen Primislaus genannt wurde, hat es den Namen Königsdorf erhalten. Die Gemahlin war eine Prinzessin des Herzogs von Schlesien und soll in Leobschütz residiert haben. An der Reisch'en vormals Schubert'schen Wirthschaft, in welcher der königliche Prinz das Licht der Welt erblickte, hat lange Zeit hindurch zum Andenken an jenes

Ereigniß eine Inschrift in goldenen Buchstaben gestanden — jetzt ist von der Inschrift nichts mehr zu entdecken." So spricht die hiesige Chronik.

Das ist freilich recht schön; allein alle Zweifel sind dadurch noch keineswegs gelöst, namentlich darf man sich durch die goldene Inschrift nicht gleich blenden lassen! Warum nennt man denn nicht den Namen der Prinzessin und den Namen ihres fürstlichen Gemahls? Dies wäre doch wichtig und auch leicht möglich gewesen, zumal der Name des königlichen Prinzen so bestimmt angeführt wird. Warum wird ferner keine Jahreszahl angegeben, wann dies geschehen? Wie kommt die vornehme Prinzessin in die Bauernwirthschaft? Wenn sie dort Jagden abhält, mit einem größeren Gefolge, wie es ihrem hohen Stande zukommt — sollte man da nicht annehmen, daß dort auch ein Schloß, wenigstens ein kleineres Jagdschloß gestanden hätte? Mir erscheint es demnach nicht glaubwürdig, daß die Ortschaft von der genannten Begebenheit den Namen „Königsdorf" empfangen haben soll, schon aus dem einfachen Grunde, weil weder die Eltern, noch das Kind „Könige" waren oder jemals geworden sind. Weit zutreffender hätte man es alsdann „Herzogsdorf" nennen können.

Ich möchte darum viel eher geneigt sein, den Namen Königsdorf von der böhmischen Königin Kunigunde herzuleiten; denn dieser Königin hat das Dorf in frühesten Zeiten gehört — wie wir bald sehen werden — hier hat sie thatsächlich oft geweilt. Die frische Luft, die schöne, gesunde Lage des Dorfes, die schattigen Eichenwaldungen müssen ja jeden Städtebewohner anlocken. Hier scheint die Königin auch höchst wahrscheinlich ein Jagdschloß besessen und bewohnt zu haben. In alten Urkunden wird das Dorf stets Kunigisdorf genannt, wie es auch in der Nähe von Sabschütz einen „Kunigisberg" giebt, welcher im Volksmunde Kunis- oder Kunzberg benannt wird. Wäre es nach alledem so schwer und so ungereimt, Kunigisdorf

von Kunigundisdorf abzuleiten, woraus dann später Königsdorf gemacht wurde? Die oben erwähnte Reisch'sche Wirthschaft ist jedenfalls an Stelle des verfallenen Jagdschloßes erbaut worden. Und um den bedeutsamen Ort für die Nachwelt kenntlich zu machen, zugleich auch um anzuzeigen, daß „hier" einmal eine Königin mit ihren Prinzen gewohnt, hat man an dem Bauernhause die goldene Inschrift anbringen lassen.

Doch, ich überlasse die Klarstellung dieser Angelegenheit gern einem besser beanlagten Geschichtsschreiber. Nur will ich bemerken, daß ich die Geschichte von dem Jagdschloß nicht ganz aus der Luft gegriffen habe. Zur Begründung, daß Kunigunde in Königsdorf reiche Besitzungen gehabt und daß daselbst möglicher Weise ein königliches Schloß gestanden, führe ich Nachstehendes an.

Unter der genannten Königin, vielleicht auch schon einige Zeit früher, kamen die Johanniter und gleichzeitig mit diesen die sog. Brüder Kreuziger oder Kreuzherrn (custodes s. sepulchri) aus dem Neisserstifte nach Leobschütz. Den letzteren überträgt die fromme Königin die Seelsorge an der städtischen Pfarrkirche, sowie auch die kirchlichen Funktionen in Königsdorf. Damit aber die Ordensleute nicht bloß Lasten, sondern auch entsprechende Einkünfte haben, wird ihnen von Kunigunde vermittels eines Schenkungsbriefes vermacht: die Mühle unter Kunigisdorf, so man benennet die Spitalsmühle; item die Mühle über Kunigisdorf, die man heißt die Engelsmühle mit dem Burgberg und seinem Graben. Der Ausdruck „Burgberg und Graben" ist sehr beachtenswerth! — Ebenso soll Königsdorf gehalten sein, an das Spital ad S Joannem zu Leobschütz neun schwere Mark (= 126 Thlr.) jährliche Zinsen zu zahlen, welche „der Richter daselbsten pflichtig ist, von den Pauern einzufordern und auf Michaelistag in das Spital zu überführen".

Herzog Wenzel II. bestätigt 1445 aufs Neue diese gemachten Schenkungen in ihrem vollen Umfange und fügt seinerseits noch mehrere hinzu. Hätte nun Kunigunde über Königsdorf so frei verfügen können, wenn sie nicht eben daselbst unbeschränkte Herrin gewesen wäre? — Und mit welchem Rechte hätte die Urkunde von einem „Burgberg mit seinem Graben" sprechen können, wenn nicht dort eine Burg mit Wall und Graben gestanden hätte? Es ist also sehr leicht erklärlich, daß die Leobschützer Kreuzherrn jene Ortschaft, woher ihnen so reiche Einkünfte zuflossen, aus Dankbarkeit gegen ihre königliche Wohlthäterin: Kunigundis- oder Kunigsdorf benannten. Durch diese und ähnliche fromme Schenkungen hat die Königin sich und auch ihrem verstorbenen Gemahl ein unvergängliches Denkmal gesetzt, sie hat sich die Dankbarkeit der Unterthanen auf Jahrhunderte hinaus gesichert, sie hat durch ihre edle Wohlthätigkeit der Mit- und Nachwelt ein nachahmenswerthes Beispiel hinterlassen. Sie scheint gleichfalls den Grundstock gelegt zu haben für die reichen Besitzungen der Königsdorfer Kirche.

Gewiß! Ein gutes Werk zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschheit im christlichen Sinne verrichtet, entbehrt niemals des Lobes. Tausende von Menschen, Arme, Wittwen, Waisen, Studirende, Kranke, alte und sieche Leute ziehen aus frommen Stiftungen ihr Fortkommen. Mögen auch neunzig Prozent ihren Wohlthätern sich undankbar erweisen, und mag auch die Welt oftmals abfällig urtheilen über dergleichen Vermächtnisse — wir wissen ja, daß Gott der Herr solche barmherzige Werke gefordert hat, und daß Er einen jeden belohnen wird nach seinen Werken. Wahrlich, das Heidenthum war nicht fähig, fromme Stiftungen hervorzubringen; im heidnischen Zeitalter hat man wohl Feldherrn und Minister auf Staatskosten ernährt, jedoch für Arme und Kranke hat man nichts gethan! Was demnach der heutige Humanismus

Gutes thut, das hat er — unbewußt — erst vom Christenthum geerbt und gelernt. Schon mehr als 600 Jahre ist Kunigunde tot, und doch lebt ihr Name noch heute fort. Wer würde sie jetzt nennen, hätte sie nicht durch Wohlthätigkeit bei Gott und den Menschen sich beliebt gemacht?

Soweit Königsdorf nicht verschenkt war, blieb es ein „Erbdorf" der Herzöge von Troppau und Jägerndorf; daselbst hatten sie einen Statthalter oder Richter, wovon die heutige Erbrichterei ihren Ursprung herleitet. Nach und nach erlangte der herzogliche Richter verschiedene Rechtsvergünstigungen, welche er an seine Nachkommen vererbte. Für die erlangten Vergünstigungen mußte der Erbrichter als Gegenleistung die fälligen Zinsen eintreiben, die Frohnarbeiten leiten und etwaige Streitigkeiten schlichten, auch mußte er z. B. noch in späterer Zeit im Falle eines Krieges ein vollständig ausgerüstetes Pferd seinem Oberherrn zur Verfügung stellen. Königsdorf zählte von jeher unter die reichen Ortschaften; die Ackerstücke waren sehr fruchtbar und gegen Ueberschwemmungen mehr geschützt. Von dem Nachbardorfe Sabschütz kann man leider dies nicht behaupten; dasselbe hat in den Niederungen außerordentlich feuchten, und auf den Anhöhen sehr sandigen, dürren Ackerboden. Erst als man in Sabschütz auf den Gedanken kam, den Schlamm (Mörgel) auf die sandigen Grundstücke zu führen, erzielte man eine größere Fruchtbarkeit.

Aber bleiben wir bei Königsdorf und seiner älteren Geschichte. Als nämlich die Herzöge von Jägerndorf immer mehr in Schulden geriethen, waren sie unter anderem genöthigt, auch das alte Erbe Königsdorf zu versetzen. Die lieben, getreuen Bürger von Leobschütz waren zumeist die rettenden Engel für die verschuldeten Herzöge. Mehrmals haben sie das „Erbdorf" in Pfand genommen „vor 70 Schock Groschen, die dort zu der Zeit anderhalb-

hundert hungarischen Gulden ausmachten". Wie es scheint, haben die herzoglichen Herrschaften ihr gegebenes Wort den Leobschützern nicht immer treu gehalten. Sie gaben das Pfand, sobald sie aber „etzliche Summe Geldes" empfangen hatten, zogen sie mit Gewalt ihr Pfandobjekt wieder zurück. Das war natürlich ein grober Vertragsbruch! Seit wann Königsdorf angefangen hat, Eigenthum der Stadtgemeinde zu sein, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, gewiß ist es, daß dieses Dorf weit früher, als Sabschütz, Kittelwitz, Blümsdorf 2c. in städtischen Besitz übergegangen, allem Anschein nach schon vor dem Jahre 1440.

Es besteht eine Urkunde, welche aussagt, daß ein Kreuzherr mit Namen Jost von Schönborn, des Herzogs und der Stadt Leobschütz Kaplan, längere Zeit in Königsdorf die Seelsorge ausgeübt hat. Ehe ich jedoch das Faktum berichte, muß ich zunächst einige Nebenbemerkungen machen.

Der hier genannte Jost Schönborn muß in naher Verwandtschaft zum Herzog von Jägerndorf gestanden haben, weshalb er auch den Titel „des Herzogs Capellan" führt und die reichen Kircheneinkünfte von Königsdorf bezieht. Ein gewöhnlicher Geistlicher hätte diese Vergünstigungen wohl kaum erlangt. Jost gehörte dem Orden der Kreuzherren an, er war einer von den acht Altarherren (Altaristen), welche unter einem Propste im Convent des St. Johannesstiftes lebten. Altarherren wurden sie deshalb genannt, weil ein jeder dieser Priester in der Leobschützer Pfarrkirche einen besonderen Altar inne hatte, dessen Einkünfte sie bezogen und dessen Fundationen sie besorgen mußten. Jost von Schönborn war zuerst Kaplan beim Altare St. Annae, später ging er nach Königsdorf.

Bei diesen und den folgenden Angaben halte ich mich selbstverständlich nur an den Bericht der hiesigen Chronik, da mir zur Zeit andere Hilfsquellen nicht verfügbar sind.

Daß die Kreuzherren vor der Reformationszeit in Königsdorf lange Zeit hindurch als Seelsorger thätig waren und vielleicht auch die dortige alte Kirche erbaut haben, das beweist folgender Umstand. In der alten Kirche daselbst an der Epistelseite war auf der Innenwand in Stuckatur das Ordenskreuz des genannten Ritterordens angebracht. Auch sind im Thurmknopfe schriftliche Aufzeichnungen gefunden worden, welche die Anwesenheit der Ritter außer Zweifel stellen. Ob jedoch der Kreuzherr Jost Schönborn in Königsdorf ein festes Domizil gehabt und in welcher Eigenschaft, ob als Kaplan oder Pfarrer oder Verweser, er am Orte thätig war, dies zu ermitteln ist äußerst schwer. Keine Urkunde giebt eine Nachricht oder Anhaltspunkte darüber.

Soviel ist sicher, daß der erwähnte Geistliche die kirchlichen Einkünfte erhalten hat, welche keineswegs geringe waren. Denn in den Jahren seiner Wirksamkeit in Königsdorf sammelte sich Jost ein ziemlich bedeutendes Vermögen, welches er jedoch als ein wahrhafter Priester zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Nebenmenschen anwendete. Er stiftete mit dem erworbenen Gelde in Leobschütz ein Spital, in einem Hause „gegenüber dem Kreuzhof" d. i. auf dem Platz, wo heute die evangelische Kirche und ein Theil des Pfarrgartens liegt. Später wurde das Stift „St. Josef-Spital" genannt. Darin sollten wohnen arme ehrbare Wittwen und verlassene Schulkinder. Von Herzog Johann ward diese fromme Stiftung 1455 bestätigt als „das Seelgeräth Königsdorf", das heißt: eine Fundation, welche der Königsdorfer Kreuzherr Jost zum Heile seiner Seele gemacht hat. Von eben demselben rührt auch eine Salve Regina-Stiftung her, derzufolge „dem Schulmeyster" zu Leobschütz und dem zu Königsdorf die Verbindlichkeit aufgelegt wird, täglich (es soll wohl heißen sonntäglich!) durch das ganze Jahr mit Ausschluß der Fastenzeit ein salve regina zu singen.

Dafür erhält der betreffende Schulmeister jährlich sechs Mark und die Sänger (arme Schulkinder) zwei Mark. Diese Fundation ist, wie so vieles andere, im Zeitalter der Reformation eingegangen.

Der oben erwähnte Herzog Johann war ein frommer, gerechter und sehr wohlthätiger Fürst, welcher die Stadt Leobschütz mit vielen „vornehmen Privilegiis begabt hat." Ihm hat es die Leobschützer Bürgerschaft auch zu danken, daß sie ihr altes Anrecht auf den Besitz Königsdorf wiedererlangte. Wir haben ja gehört, daß die Stadt von den Vorfahren des Herzogs Johann das Gut Königsdorf mehrmals zum Pfand bekommen, daß es den Bürgern aber immer wieder durch Gewalt entzogen worden war. Herzog Johann sucht nun auch hierin die Sünden seiner Väter gut zu machen. Im Jahre 1455 verspricht der Herzog, daß Königsdorf der Stadt in Zukunft nicht soll wieder genommen werden. „Wir geloben", heißt es, „mit all den Unseren, so wir vormals gelobet haben, unsern Bürgern zu Lubschitz, nymmer einzugreifen in ihre Herrschaft und Rechte des oben genannten Dorfes Kunigisdorf, wie es vormals geschehen ist. Und so yemand dowider handeln thuet, der thäte wider Gott und göttlich Gerechtigkeit — und soll er derohalben von yedermänniglich vor trewlos und erelos (für treulos und ehrlos) gehalten werden."

So ist's recht! Mit dieser fürstlichen Zusicherung war jedem weiteren Eingriffe vorgebeugt. Seitdem ist Königsdorf ununterbrochen bei Leobschütz geblieben bis auf die Zeit der allgemeinen Ablösung. Fürst Johann hielt nicht blos auf Recht, sondern auch auf Frömmigkeit, denn er wußte — was viele hohe Leute heute nicht wissen — daß Recht und Königstreue nur bestehen und wurzeln könne in Religion und Gottesfurcht! Darum schützte er die Kirche, förderte das religiöse Leben in Stadt und Land und war unerbittlich in Bestrafung der Gottesfrevler. Es

herrschte damals in Leobschütz und Umgegend nicht gerade die schönste Ordnung; Religion und Sittlichkeit war sehr gefährdet durch die hussitischen Unruhen.

Aber wer die Weltgeschichte studiert, der findet, daß der liebe Gott für die Schäden jeder Zeit wunderbare Hilfe und Helfer sendet. Allerdings muß vielfach die Noth erst aufs Höchste gestiegen sein, und was für die Ehre Gottes noch wichtiger ist — die bethörten Menschen müssen erst ihre eigene Machtlosigkeit einsehen gelernt haben und das Bedürfniß nach göttlicher Hilfe empfinden. So war es zur Zeit des jüdischen Staates, wo Gott der Herr die Führer und Propheten erweckte, so war es zur Zeit der ersten kirchlichen Irrlehren, wo Gott die großen Kirchenlehrer Athanasius und Augustinus sendete, so war es immer. Auch zur Zeit der grausamen und fanatischen Hussiten kam der bedrängten katholischen Kirche ein Helfer, ein Mann von Gott gesandt, er hieß Johannes mit dem Beinamen: Capistrano. Es war dies wohl einer der mächtigsten und erfolgreichsten Prediger, dieser italienische Franziskanermönch! Vom damaligen deutschen Kaiser wurde er eigens nach Deutschland berufen; er predigte in Wien, in Ratibor und Breslau vor mehr als 20,000 Zuhörern.

Auch die Stadt Leobschütz hat der heilige Johann Capistrano aufgesucht und daselbst eine mehrtägige Mission gehalten anno 1453, und zwar auf Bitten des Herzogs Johann v. Jägerndorf. Damals wurde der Grund gelegt zum früheren Franziskanerkloster (heutige Gymnasialgebäude), wozu der Herzog den Platz und die Bürger eine Beisteuer hergaben.*) Wie die Chronik meldet, hat der genannte Heilige in Leobschütz einen Brunnen eingesegnet in der Nähe der Klosterkirche, dessen Wasser bis

*) Anderen Geschichtsschreibern zufolge soll die Gründung des Leobschützer Franziskanerklosters schon im Jahre 1448 erfolgt sein.

auf den heutigen Tag noch nicht versiegt ist. Es ist jedenfalls der Brunnen hinter der Gymnasialkirche, im Gymnasialhofe gelegen, welcher auch von der Klosterstraße aus benutzt wird. Der Herzog Johann, dem an der sittlich religiösen Hebung der Stadt soviel gelegen war, daß er von Jägerndorf noch Leobschütz seine Residenz verlegte, starb im Jahre 1482 und sein Leichnam wurde in der von ihm begründeten Klosterkirche vor dem Hauptaltare beigesetzt.

Ich führe alles dies unter dem Kapitel „Königsdorf" an, weil auch die Königsdorfer ihm und ganz besonders seiner hohen Gemahlin zu großem Danke verpflichtet sind. Katharina, so hieß die Gemahlin des Herzogs Johann, war eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, sie stand an Herzensgüte, Freigebigkeit und Leutseligkeit ihrem Gemahl nicht nach. Dieses fürstliche Ehepaar hatte seine Kinder in früher Jugend infolge einer Pestkrankheit verloren. Für wen sollten sie daher sorgen? Sie sorgten für die Armen und für die Kirchen, namentlich ist von ihnen die Königsdorfer Kirche gut bedacht worden. Kunigunde und Katharina, das sind die beiden Namen, welche es verdienen, in der Königsdorfer Chronik einen Ehrenplatz einzunehmen!

Von ihren reichen Besitzungen um Königsdorf schenkte die Fürstin Katharina der dortigen Dorfkirche eine Hube Ackerland und zum bequemen Unterhalt des dortigen Seelsorgers eine Hube Pfarracker nebst Hochwald und Strauchwald. Diese Notiz ist in der hiesigen Chronik vermerkt. Bei derartigen großmüthigen Schenkungen von Seiten der fürstlichen Landesherren ist es erklärlich, wenn das Vermögen der Filialkirche das der Sabschützer Mutterkirche bei weitem übertrifft und die „potente Tochter" — wie der Chronist sagt — der impotenten Mutter in der Noth oft aushelfen mußte und konnte! Nirgends habe ich aber finden können, daß jemals in Königsdorf ein eigenes

Pfarrsystem wäre eingerichtet worden. So oft seit dem 16. Jahrhundert Königsdorf in kirchlicher Beziehung genannt wird, gehört es immer zum Kirchspiel Sabschütz. Nirgends habe ich ferner gefunden, daß die Vorfahren der jetzigen Königsdorfer Grundbesitzer einen nennenswerthen Antheil zu den dortigen Kirchen- bezw. Pfarrbesitzungen beigetragen hätten. Das heutige kirchliche Vermögen ist lediglich durch fürstliche Geschenke aus alter Zeit und durch Zinsenzuwachs entstanden.

Weiter sagen die geschichtlichen Aufzeichnungen, daß die genannte Herzogin Katharina beim Tode ihrer Kinder allen fürstlichen Schmuck abgelegt habe. Mit einem kostbaren Perlenschmucke ließ sie eine Monstranz in der Leobschützer Pfarrkirche verzieren und aus ihrem seidenen Fürstenkleide ließ sie für die Königsdorfer Kirche ein Meßgewand anfertigen. War das nicht edel und des Dankes würdig? Die Königsdorfer haben auch in der That die edle Wohlthäterin ihrer Kirche geehrt bis in spätere Zeiten. Die mir vorliegende Pfarrchronik sagt: „Durch Tradition weiß man, daß in den älteren Zeiten in Königsdorf am Tage St. Catharina eine Predigt gehalten worden sei; da dieser Tag niemals als Festtag gefeiert worden ist, auch keine Fundation zu einer Predigt existirt, so ist dies wahrscheinlich ein freiwilliger Tribut der Dankbarkeit, eine Dankpredigt zur Erinnerung an die Fürstin Katharina gewesen."

Die ältere Geschichte der Ortschaft Königsdorf wäre somit erschöpft; was nachher an Glück und Unglück über diese Nachbargemeinde gekommen ist, was sie in der sogenannten Reformationszeit und in der traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges zu leiden hatte, das wird gemeinschaftlich mit Sabschütz erwähnt werden. Nur eine Vermuthung möchte ich hier noch aussprechen, bezüglich der älteren Zeit. Von Königsdorf führt nämlich ein Weg über die Sabschützer Felder nach Kaltenhausen und weiter-

hin nach Leobschütz, dieser Weg hat den eigenthümlichen Namen „Heidenweg" bekommen. Auch die Sabschützer Feldstücke an dem genanntem Wege heißen noch heute „Die Heiden". Woher rührt der Name? Eine Haide d. h. ein wüstes, baumloses, ödes und ebenes Land à la Lüneburger Haide kann dieser Landstrich nicht gewesen sein; denn es ist hügelig und war früher mit dichtem Hochwald besetzt. Ich vermuthe daher, auf dem Wege sind einmal wirkliche Heidenmenschen marschirt. Es könnten die Mongolen oder Tataren gewesen sein, welche im 13. Jahrhundert von Ungarn aus in unser liebes Schlesien einfielen, der Stadt Leobschütz einen Besuch abstatteten und sodann sengend und brennend weiter zogen bis nach Breslau und Liegnitz. Diese grausamen Horden haben stets ihren Weg mit Christenblut benetzt. Sollten diese Horden auch Sabschütz und Königsdorf heimgesucht haben, so wäre es kein Wunder, wenn der Weg, auf dem die Blutmenschen marschirt, sich dem Gedächtniß der hiesigen Einwohnerschaft unvergeßlich eingeprägt hätte.

Es ist noch ein zweiter Fall denkbar, wovon der „Heidenweg" seinen Namen erhalten, nämlich von den Hussiten. Mir scheint dieser letztere Umstand der wahrscheinlichere zu sein. Waren diese Hussiten auch keine Heiden, so waren sie doch an Unbarmherzigkeit den Heiden gleich, da sie weder Männer noch Frauen noch Kinder verschonten und jede katholische Kirche niederbrannten. Solche Massenmörder und Kirchenzerstörer nennt aber das katholische Volk gern „Heiden". Und mit Recht; den Namen Christen verdienen sie nicht! Auch pflegt man alles jenes „heidnisch" zu nennen, was aus sehr alter Zeit herstammt; wie man z. B. auch für das Leobschützer „Heidenkirchel" keinen anderen Erklärungsgrund wird auffinden können. Daß die „heidnischen" Hussiten in den Jahren 1430—1440 zweimal in Leobschütz eingefallen sind, daselbst ein sogenanntes Jungfrauenkloster zerstört und in der ganzen Nachbarschaft blutig gewirthschaftet haben, das steht fest. — Jetzt wandeln auf dem „Heidenwege" nur friedliche Christen; die Felder rechts und links bieten ein erfreuliches Bild der Fruchtbarkeit und des Fleißes. Möchte niemals wieder die unmenschliche Kriegsfurie hier plündernd und mordend vorüberjagen! Gott bewahre uns vor „Heiden" und vor schlechten Christen!

Zum Kirchspiel Sabschütz gehört außer Königsdorf von altersher auch die Dorfgemeinde Kittelwitz. Verborgen hinter hohen Wald- und gut gepflegten Obstbäumen in einer Thalmulde, dem Auge erst in unmittelbarer Nähe sichtbar, liegt Kittelwitz. Infolge der schlechten Wege kam früher nur selten ein Fremder dahin, nur Leinweber und Garnhändler suchten es von Zeit zu Zeit auf. Demgemäß liegt auch die frühere Geschichte dieser Ortschaft gar sehr im Verborgenen und Dunklen; wenige Daten nur sind zu berichten.

Bis in das 16. Jahrhundert hinein scheint Kittelwitz keine Dorfgemeinde im eigentlichen Sinne gewesen zu sein, vielmehr nur ein herrschaftliches Gut oder Vorwerk mit wenigen Häusern, von Hofearbeitern und Handwerkern bewohnt. Ursprünglich hieß diese kleine Ansiedelung: Khetelitz, auch der Name Kühelitz findet sich vor; ein gewisser Peter Czelin war der erste Besitzer, welcher urkundlich nachgewiesen werden kann. In der schon einmal genannten Urkunde des Herzogs Johann vom Jahre 1455, die da handelt von der Stiftung des sogenannten Königsdorfer „Seelen-Geräthes", kommt bei den unterzeichneten Zeugen der Name Ullrich von Kittlitz vor. Ob nun das heutige Kittelwitz eine verlängerte Form von „Kittlitz" ist, oder ob der Herr Ullrich von Kittlitz seinen Namen von dem alten Khetelitz hergenommen habe, wer könnte das mit Sicherheit entscheiden? Der Sabschützer Chronist bemerkt: Das adlige Geschlecht derer von Kittlitz ist in Schlesien sehr ausgebreitet. Wenn das wahr ist, so könnte man wohl mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die

Freiherrn von Kittlitz ihren wohlklingenden Familiennamen dem Dorfe Kittelwitz beigelegt haben.

In dem Archiv des Ständischen Gerichts zu Leobschütz findet sich ein Auszug aus einem Kaufbriefe vom 1. Juni 1581, demzufolge der Markgraf Friedrich von Jägerndorf das halbe Gut Kittlitz ankauft. Die übrigbleibende Hälfte steht unter der Oberherrschaft eines Herrn Sicgmund Schelyha von Bzuchow. Da dieser aber seine Hauptbesitzungen vermuthlich an einem entfernten, polnischen Orte hatte und ihm die Bewirthschaftung der Grundstücke in Kittelwitz zu umständlich war, so verkaufte er bei einer sich bietenden günstigen Gelegenheit seinen Antheil an die Stadt Leobschütz. Die Kaufsumme ist leider nicht angegeben, es heißt nur, daß die Stadt „laut ihrer hierüber habenden Quittung die verlangte Summe für den Antheil ufm Guthe Kittlitz richtig ausgezahlet habe." Der Antheil des Markgrafen von Jägerndorf ist später, gegen das Ende des 30jährigen Krieges, an den Fürsten von Liechtenstein übergegangen, und noch heute — sagt die Chronik — giebt Kittelwitz sowie einige andere Dörfer an den genannten Fürsten jährlich ein bestimmtes Quantum „Jagdhafer". In unseren Tagen hat auch dieser letzte Rest der alten Abhängigkeit aufgehört und Kittelwitz, sowie die übrigen Dörfer, behalten lieber die Jagd und den Hafer für sich selber! —

Soweit ich es beurtheilen kann, sind sämmtliche Bauernbesitzungen in Kittelwitz neueren Datums, sie sind entstanden theils durch Zergliederung des alten Vorwerks, theils durch Fruchtbarmachung des früheren Wald- und Wiesenbodens. Dagegen die dortige Brauerei ist älteren Ursprunges, dieselbe hat vielleicht schon unter dem Herrn von Kittlitz, wenigstens aber unter städtischer Herrschaft, den Beamten und Arbeitern des Vorwerkes das benöthigte Bier geliefert, weil solches von Leobschütz aus schwer zu beschaffen war. Wie übrigens aus einem Rechtsstreite mit der Commende-Brauerei zu

Gröbnig ersichtlich ist, beanspruchte die Kreisstadt das Privileg, für sämmtliche Nachbardörfer das Bier brauen zu dürfen, und nur auf spezielle Erlaubniß hin konnte anderswo ein Brauhaus errichtet werden.

Soviel über die Geschichte unseres kleinen, aber braven und gastfreundlichen Dorfes Kittelwitz, dessen Wohlstand sich in neuerer Zeit außerordentlich gehoben hat. Wo heutigen Tages schön gebaute, säuberlich weiß getünchte Bauern- und Gärtnerhäuser stehen, da standen noch vor 100 Jahren ganz niedrige Lehmhütten mit engen, ungesunden Wohnräumen, deren innere und äußere Armseligkeit von dem herabhängenden Strohdache mitleidig verdeckt wurde. Und heute — welch' ein erfreulicher Aufschwung innerhalb kurzer Zeit, welch' eine brav katholische Gesinnung in Kittelwitz! Der Kirchweg oder Begräbnißweg, welcher über die Felder nach Königsdorf hinüber führt, legt Zeugniß ab von der Opferthätigkeit und von der kirchlichen Liebe der Kittelwitzer. Auf diesem Wege pilgert Groß und Klein allsonntäglich zum Gottesdienst nach Königsdorf, auf diesem Wege trugen sie früher, vor dem Bau der Begräbniskapelle, ihre theueren, verstorbenen Angehörigen hinaus auf den Kirchhof des Nachbardorfes. Weder Hitze noch eisige Kälte, weder Sturm noch Regen konnte sie in diesem christlichen Liebeswerke behindern. Aber Anstrengung stählt die Glieder und christliche Opferthätigkeit kräftigt den Geist, sie erhöht die Liebe zu Gott und somit auch das Verdienst für den Himmel! — Freilich, nicht immer war es in Kittelwitz so friedlich und so erfreulich in religiöser und politischer Beziehung wie heute. Auch über diese kleine Ortschaft ist die schreckliche Windsbraut der Religionsstürme im 17. Jahrhundert hinweggebraust und hat manche blutige Spur hinterlassen. Nicht nur die Häuser und Felder wurden verwüstet, sondern leider auch wurden die höchsten geistigen Güter zerstört und den Menschen der echt-apostolische

Glaube geraubt. Doch, die schlimmen Folgen der Reformation, namentlich insoweit sie das Kirchspiel Sabschütz betroffen haben, will ich im folgenden Kapitel schildern.

III. Kapitel.

Zustände während der Reformationszeit.

Es ist eine überaus traurige Zeit, welche im 16. und 17. Jahrhundert mit der Reformation über Kirche und Staat hereinbricht, traurig und beklagenswerth nicht bloß für unser liebes Deutschland, sondern für das halbe Europa. Wer in diesem Zeitraume die Lokalgeschichte recht erkennen und verstehen will, der muß einen Einblick haben in die allgemeine Geschichte, in die historischen Ereignisse und Zustände, wie sie sich im gesammten Deutschland abspielten. Vielleicht dürfte es manchem Leser erwünscht sein, einen kurzen Ueberblick zu gewinnen.

Im Grunde genommen waren die Zustände damaliger Zeit in allen deutschen Provinzen dieselben oder sie ähnelten wenigstens einander sehr. Ueberall herrschte Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, Blutvergießen, leibliche und geistige Noth, gegenseitige Verfolgung, Vertreibung, Plünderung, himmelschreiende Ungerechtigkeiten bei allen Parteien, traurige Verwirrungen in Politik und Religion, große, große Trübsal an allen Orten! Was sich in Leobschütz oder in Sabschütz und Königsdorf ereignete, das geschah mehr oder minder in tausend anderen Ortschaften, daß nämlich die Bewohner im freien Religionsbekenntnisse, in ihrem Besitzstande und in ihren ureigensten Rechtsansprüchen behindert wurden. Unmenschliche Kriege verwüsteten das Land, der erbitterte Parteienhaß setzte alle menschlichen Leidenschaften in Bewegung. Unter dem Vorgeben, als handele es sich um Schutz und Vertheidigung der heiligen Religion, bekämpften die deutschen Stämme einander bis aufs Blut. — Ja, mit Bruderblut war Deutschlands Boden getränkt! Das sind die traurigen Kennzeichen der Reformationszeit.

Reformation heißt Umgestaltung, Neuerung oder auch Verbesserung. Die Reformatoren jener Zeit wollten besonders die alt ehrwürdige christkatholische Religion verbessern, welche nach ihrer Meinung schlecht und schadhaft geworden war. „Wir leugnen nicht" — sagt Annegarn in seiner Weltgeschichte, 6. Bd. — „daß manche Mißbräuche und manches Verderbniß an vielen Vorstehern und Gliedern der Kirche eine Veranlassung zur Verbreitung der neuen Lehre waren. Wären die „Verbesserer" nur gegen wirkliche Mißbräuche und Fehler aufgetreten, so müßte man ihr Streben dankbar anerkennen; aber anstatt dessen kratzten sie mit dem vermeintlichen Schmutze auch die Rinde vom Lebensbaume der hl. Kirche ab und schädigten infolge dessen ihr innerstes Wachsthum. Statt einer wahren Reformation, einer wirklichen Verbesserung, brachten sie eine Revolution, eine verderbliche Umwälzung hervor." Mit ungebührlichem Hasse, mit grausamer Gewalt, mit boshafter Verhetzung darf eine wahre und wirkliche Reformation nicht vorgenommen werden. Deshalb können wir die unselige Glaubensneuerung im 16. Jahrhundert nicht als wahrhafte Reformation betrachten, sondern sprechen nur von einer sogenannten Reformation, die bloß von einer Partei irrthümlich: Verbesserung genannt wird.

Und sind denn die Menschen durch die neue „verbesserte" Lehre wirklich besser geworden? Ist durch die Glaubenstrennung die Sittlichkeit gehoben und die Unsittlichkeit beseitigt worden? Hören wir einen unverdächtigen Zeugen, den Erasmus, der als Zeitgenosse also spricht: ich kenne zwar viele, die durch das neue Evangelium schlechter geworden sind, aber keinen, der besser dadurch

geworden ist! — Selbst Luther wollte einmal, erzürnt über die eingerissene Sittenlosigkeit, Wittenberg verlassen. Er klagt selber, daß das Sodoma unter dem verbesserten Evangelium schlimmer sei, als es vormals im Papstthum gewesen. Und ich glaube, von Melanchthon, dem innigsten Freunde Luther's, rührt der Ausspruch her: evangelisch ist zwar gut leben, aber katholisch ist gut sterben!

Das also war die neue Lehre, das verbesserte Religionssystem, welches nunmehr mit so vielem Eifer und Gewaltthätigkeit überall eingeführt wurde. Wie wir schon vernommen haben, war im Jahre 1523 das Herzogthum Jägerndorf in den Besitz des Markgrafen von Brandenburg übergegangen, zu derselben Zeit, wo Luther auf der Wartburg seine deutsche Bibel schrieb. Der Markgraf kam aus Ansbach in Bayern; hier hatte er die neue Lehre kennen gelernt und angenommen. Denn zu Augsburg im heutigen Bayern war es ja, wo 1530 am 25. Juni Nachmittags 3 Uhr vor dem Throne des Kaisers Karl V. die sogenannte augsburgische Confession öffentlich vorgelesen wurde, und wo die Lutheraner öffentliche Duldung und Gleichberechtigung mit den Katholiken verlangten. Markgraf Georg war ein begeisterter Anhänger und eifriger Beförderer des evangelischen Kirchensystems; sein erstes Regierungswerk im neu erworbenen Herzogthum Jägerndorf bestand darin, daß er evangelische Beamte und Handwerker herbeizog und auch abgefallenen aus anderen Städten vertriebenen Priestern Aufnahme gewährte. Er entzog den Kreuzherren in Leobschütz ihre bisherigen Rechte, schmälerte die Einkünfte der katholischen Seelsorger und Stiftungen, begünstigte hingegen alle protestantischen Bestrebungen. Dafür erhielt er von seinen Glaubensgenossen den Beinamen „der Fromme".

Wegen seiner maßlosen Eingriffe in katholische Rechte gerieth der Markgraf wiederholt in ernstlichen Streit

mit dem damaligen Comthuren von Leobschütz. Die Anhänger der evangelischen Religion gewannen aber trotzdem immer mehr die Oberhand in den städtischen Aemtern, bald setzten sie sich auch in den Besitz der katholischen Kirche, führten das neue System in die Schule ein. Kurz, im Verlaufe von nur wenigen Jahren hatte der Protestantismus in der Stadt schon die alleinige Herrschaft erlangt; die Katholiken waren theils ausgewandert, theils wurden sie noch geduldet. Auch die Toleranz hörte bald auf. Im Jahre 1535 zog der Maltheser Comthur Niclas von Zedlitz mit dem letzten Leobschützer Kreuzherrn nach Gröbnig. Mit ihm schwand auch die letzte Hoffnung und Stütze der katholischen Bewohnerschaft; wer jetzt nicht protestantisch werden wollte, wurde einfach vertrieben. Dies geschah vor allem den Franziskanern, welche seit 1453 in Leobschütz und in der Umgegend ihre seelsorgerische Thätigkeit entfaltet hatten. Mit Schimpf und Schande wurden die Patres aus dem Kloster und aus dem Weichbilde der Stadt hinausgetrieben. Am 16. Dezember des Jahres 1541 ward das letzte hl. Meßopfer in der Franziskanerkirche zu Leobschütz gehalten. Auf diese Weise und durch solche Mittel war die katholische Stadt evangelisch geworden. Johann Steinbach, ein apostasierter Minoritenpriester aus Jägerndorf, war der erste protestantische Pastor in Leobschütz, der später als „bibulus" (Trunkenbold) abdanken mußte.

Was ereignet sich unterdessen in Sabschütz und Königsdorf? Wir sind scheinbar von ihnen abgeschweift. Indeß, das soeben Erzählte paßt vollständig auch auf die Verhältnisse in den Dörfern des Kirchspiels. Hier war es, wie dort. Nur daß aus unseren Dörfern keine Franziskaner vertrieben werden konnten, desgleichen gab's auch keine Jesuiten zu vertreiben. Weil eben in unseren Ortschaften dergleichen Ordensniederlassungen nicht be-

standen. Im übrigen galt auch hier der Grundsatz: entweder, Vogel, friß — oder stirb! Das heißt, wer nicht das neue Religionsbekenntniß freiwillig annahm, wurde dazu gezwungen, oder mußte auswandern. Schon im Jahre 1540 muß in Sabschütz die gewaltsame Einführung des evangelischen Bekenntnisses vollendet gewesen sein; von diesem Zeitpunkte an hört fast jede urkundliche Aufzeichnung auf. Weil der Markgraf von Brandenburg das Patronat hatte, so wird er wahrscheinlich den Protestantismus frühzeitig in die Parochie eingeführt haben, während sich in anderen Dörfern der Katholizismus noch eine Zeitlang erhielt. In Kreuzendorf z. B. gab es noch gegen das Jahr 1540 einen katholischen Pfarrer, also wohl auch noch katholische Kirchkinder. In Leisnitz sollen — nach der hiesigen Chronik — die Katholiken sich während der ganzen traurigen Zeit der Glaubenstrennung erhalten haben, weil diese Ortschaft zur Commende gehörte und deshalb weniger unter den Gewaltthätigkeiten zu leiden hatte.

Die Bewohner von Sabschütz konnten natürlich nicht gut auswandern; der Landmann hängt an seiner Scholle. Er kann sein Hab und Gut nicht mitnehmen, wie die Stadtleute. Darum blieb den bedauernswerthen Leuten nichts anderes übrig, als der Gewalt nachzugeben und evangelisch zu werden. Freilich soll damit der Glaubensabfall nicht entschuldigt werden; der wahrhaft katholische Christ soll der ausdrücklichen Lehre Jesu Christi zufolge, lieber Vater und Mutter, Haus und Hof, und selbst sein Leben dahingeben, als dem heiligen Glauben entsagen! Der Abfall vom wahren Glauben zieht die ewige Verdammniß nach sich.

Demnach kann der katholische Geschichtsschreiber diese traurige Thatsache nur mit dem größten Schmerze, mit der tiefsten Betrübniß berichten. Sabschütz, Königsdorf und Kittelwitz verlassen den wahren, allein seligmachenden

Glauben — darüber klagt der Chronist, und der gute Schutzgeist der Parochie hüllt sich weinend in Trauer!

Wer kann es sagen, wie unendlich schwer es den damaligen Bewohnern geworden sein mag, jenen Glauben und jene Kirche zu verlassen, in welcher ihre Vorfahren schon seit Jahrhunderten glücklich gelebt und getröstet gestorben waren? Wie mag den Sabschützern zu Muthe gewesen sein, als ihr langjähriger Seelenhirt seinen geliebten Pfarrkindern zum letzten Male den heiligen Segen ertheilte, als er das Allerheiligste aus dem Tabernakel nahm und sich für immer von dem Pfarrdorfe entfernte? Wie bitter und doppelt schmerzlich mag den Kranken und Sterbenden in jenen Tagen der nahende Tod erschienen sein, da sie nun die Gnadenstärkung der letzten Oelung entbehren und sich jeder christlichen Fürbitte beraubt sahen? Wie mögen die Thränen im Stillen geflossen sein, als an Sonn- und Festtagen die Glocken nicht mehr zum heiligen Meßopfer riefen? Die hl. Messe galt ja bei den Reformatoren für Götzendienst! Könnten die alten, längst verstorbenen Sabschützer aus ihren Gräbern aufstehen und uns von der herzzerreißenden Traurigkeit und Verwirrung jener Tage erzählen — wie sehr würden wir dann den Frieden und das Glück in unseren Tagen zu schätzen wissen! Den wahren Glauben zu besitzen, ein lebendiges Glied der wahren Kirche Christi zu sein, das ist ein Glück, gegen welches alle anderen zeitlichen Güter nichtig erscheinen. Und umgekehrt, den Frieden mit Gott und die Hoffnung auf die ewige Glückseligkeit zu verlieren, das ist ein Unglück, gegen welches Krankheit und körperliches Elend unbedeutend sind. Wie sehr werden daher jene leichtsinnigen Katholiken einmal weheklagen, welche heutzutage ohne Zwang, meistens aus einer geringfügigen Ursache ihren heiligen katholischen Glauben verlassen und feige verleugnen! Ich denke hier an die vielen Parochianen, welche mit Andersgläubigen ohne kirchliche Erlaubniß

eine Ehe eingehen und ihre Kinder protestantisch erziehen bezw. konfirmieren lassen. „Wer das liest, der verstehe es wohl!“

Das Beklagenswerthe war geschehen — die Parochie Sabschütz mit fast sämmtlichen Bewohnern war evangelisch geworden. Zur Befestigung sowie zur weiteren Verbreitung der neuen Lehre wurden vom Markgrafen Georg protestantische Prediger und Pastoren nach unserem lieben Kirchdorfe geschickt, welche die Pfarrkirche, das Pfarrhaus, die Pfarräcker und alles, was vorher zu katholischen Zwecken diente, in Besitz nahmen. Vom Jahre 1540—1660 dauerte dieser Zustand. Also volle 100 Jahre hindurch hat sich das evangelische Kirchensystem in der Gemeinde Sabschütz erhalten. Ich bemerkte vorhin, daß „fast“ sämmtliche Einwohner das neue Evangelium angenommen hätten; einzelne Personen und Familien hatten sich nämlich auf geschickte Weise dem Einflusse der Pastoren zu entziehen gewußt. Sie machten zwar äußerlich die Religionsübungen scheinbar mit, aber im Herzen und im Geheimen waren sie Anhänger des Katholizismus geblieben. In Königsdorf hatten sich im ganzen zwei Familien den katholischen Glauben bewahrt, wie wir bald aus einer glaubwürdigen Urkunde ersehen werden. Auch in anderen Gemeinden waren einzelne glaubensstarke Familien geheime Katholiken geblieben.

Man sieht, der liebe Gott sondert sich in seiner Weisheit immer einzelne Personen ab, welche er vom allgemeinen Verderben fern hält, welche er in besonders gnädiger Weise beschützt und stärkt gegen die feindlichen Verfolgungen, um dann zur rechten Zeit diese glaubensstarken Männer aus der stillen Verborgenheit hervorzuführen und zu Trägern seiner Absichten zu machen. So war es zur Zeit des Propheten Elias im jüdischen Reiche, so war es in den Zeiten der ersten Christenverfolgungen im römischen Kaiserreiche, so war es auch hier. Diese wenigen katholischen Familien inmitten des Protestantismus jener Tagen waren gleichsam ein glimmendes Docht, welches alsbald hell aufflammte und aufleuchtete, als der erstickende Druck aufhörte. Zunächst aber will ich hier einige wichtige Ereignisse und Veränderungen anführen, welche das neue Glaubensbekenntniß in der Parochie Sabschütz hervorbrachte.

Als eine Veränderung von weittragender Bedeutung ist vor allem anzusehen: Die kirchliche Vereinigung der Gemeinden Königsdorf und Kittelwitz mit Sabschütz. Das ist eine Schöpfung der Reformation, ob eine gute oder schlechte, darüber scheinen die Interessenten noch nicht einig zu sein. Im welchem Jahre die genannten Ortschaften in das Filialverhältniß zur Sabschützer Pfarrkirche getreten sind, ist nicht festzustellen. Jedenfalls ist es bald zu Beginn der Reformationszeit geschehen, und zwar allem Anscheine nach, auf eifriges Betreiben der Markgräflichen Regierung zu Jägerndorf. Denn vor dem Jahre 1520 wird bei der Parochie Sabschütz noch keine Filiale genannt. Erst 1611 — wie ich früher bei einem Kaufvertrage erwähnt — wird ausdrücklich und amtlich die Zugehörigkeit der Königsdorfer Filialkirche zu Sabschütz angeführt. Das Faktum läßt sich nun nicht mehr bestreiten. Von evangelischen Pastoren werden in hiesiger Chronik nur zwei Namen genannt, ein gewisser Martin Arnold, welcher später als Prediger nach Leobschütz versetzt wird, und ein Christoph Paschke, welcher nach der Leobschützer Kirchenmatrik daselbst als „evangelischer Pastor zu Sabschütz“ getraut wird.

Da in Sabschütz das evangelische Kirchensystem mehr als 100 Jahre Bestand gehalten hat, so ist natürlich anzunehmen, daß eine ganze Reihe von Pastoren hierselbst amtlich thätig gewesen sein müssen, deren Namen jedoch für die Gegenwart verloren gegangen sind. Der jedesmalige Pastor von Sabschütz übte auch die Seelsorge in

Königsdorf und Kittelwitz aus, vielleicht auch in Leisnitz, soweit letztere Ortschaft protestantisch war.

Im Jahre 1790 wurde der Thurmknopf von der Königsdorfer Kirche behufs Ausbesserung herabgenommen. Im Innern dieses Knopfes lagen verschiedene Dokumente, unter anderen auch ein Zettel, datirt vom Jahre 1644. Auf denselben waren in der Eile und wohl auch ohne Wissen der Ortspolizei die Worte geschrieben worden: „es sind in dieser Zeit in unserer Gemeinde nicht mehr als zwei Personen katholisch, die anderen Alle sind evangelisch. Gott helfe weiter! daß wir mögen bleiben bei unserer Religion. Denn man hat uns schon oftmals zwingen wollen, zum Abfall, wir haben uns aber fest geweigert. Und wenn man wieder versuchen will, uns zu zwingen (zum Abfall vom katholischen Glauben), so wollen wir uns nicht finden lassen. Hiermit Gott befohlen!" Als Unterschrift steht der Name Martin Clement. — Der Zettel scheint im Geheimen den übrigen Dokumenten beigelegt worden zu sein, denn er unterscheidet sich in den Schriftzügen und im Papier von den übrigen Urkunden. Welche Standhaftigkeit von diesen beiden Männern! Wie sehr mögen sie um ihres katholischen Glaubens willen bedrängt worden sein! So mag es auch in anderen Gemeinden geschehen sein; nur durch Zwang waren die meisten Einwohner evangelisch geworden, von einer Ueberzeugung und freien Glaubenswahl konnte bei derartigen Mitteln keine Rede sein.

Eine weitere Veränderung, welche die traurige Glaubensspaltung herbeiführte, war die Annahme neuer, bisher ungebräuchlicher Vornamen. Wohl aus Haß gegen den katholischen Glauben und um die Erinnerung an die alten religiösen Gebräuche ganz aus dem Gedächtnisse auszulöschen, wurde von den Pastoren die Sitte aufgebracht, den Kindern bei der Taufe ausschließlich alttestamentliche Namen beizulegen. Es wird das von der Chronik nachdrücklich hervorgehoben und als Neuerung bezeichnet. Demnach finden wir in Sabschütz und Königsdorf von dieser Zeit an Namen wie: Elias, Jonas, Zacharias, Jeremias, David, Simon, Matthias, Malachias, Daniel, Matthäus, Thaddeus u. dergl. m. Dieselben haben sich in abgekürzter oder verstümmelter Form erhalten bis auf heutige Zeit. Einige dieser Vornamen sind sogar später im Volksmunde in Zunamen umgewandelt worden, z. B. (so sagt die Chronik): Zacher (Zacharias), Lisa (Elias), Misa (Michäus), Thäsa Franz, Malcher Hans u. s. w. Man hört vielleicht diese Namen heute nicht mehr gern — aber sie bedeuten doch nichts Böses oder Beleidigendes, und andererseits dienen sie dazu, um Familien, welche denselben Geschlechtsnamen führten, wie Reisch, Alscher ꝛc. zu unterscheiden.

Daß sich trotz der gewaltthätigen protestantischen Maßregelung in vielen Gemeinden noch einzelne katholische Familien erhielten, davon liefert das Zauchwitzer Taufbuch einen schönen Beweis. Mir ist zufälliger Weise ein altes Schriftstück zu Händen gekommen, in welchem es ungefähr heißt: Die Pfarrei Zauchwitz ist bei weitem im Alterthum nicht so ansehnlich groß und wichtig gewesen, als man heute ausgiebt. Es ist wahr, in der alten Kirchenmatrik von Zauchwitz sind 16 Ortschaften verzeichnet, auch selbst Katscher (ursprünglich „Katzer" genannt) findet sich dabei. Aber diese vielen Orte haben nicht etwa kirchlich zu Zauchwitz gehört, sondern der wahre Sachverhalt ist dieser: ungefähr um's Jahr 1605 war in der ganzen Gegend die lutherische Religion herrschend. Nun kam auf eifriges Betreiben der Klosterfrauen aus Ratibor von Zeit zu Zeit ein katholischer Priester nach Zauchwitz, und so mögen die zerstreut wohnenden Katholiken aus den umliegenden Dörfern ihre Kinder herbeigebracht haben, um sie daselbst nach katholischem Ritus im Geheimen

taufen zu lassen. Infolgedessen wurden die Namen der Täuflinge in das Zauchwitzer Taufbuch eingetragen.

Aehnlich wie bei den Taufen war es bei den Begräbnissen. Die wenigen, ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken wollten ihre verstorbenen Angehörigen nicht von evangelischen Predigern einsegnen und begraben lassen. Weil aber ein katholischer Priester nur äußerst selten, bisweilen sogar nur unter den größten Gefahren es wagen durfte, seine Schäflein inmitten der aufgeregten evangelischen Bevölkerung aufzusuchen und ihnen die letzten Tröstungen der heiligen Kirche zu spenden, so verrichteten die Anverwandten selber diesen letzten Liebesdienst an ihren sterbenden und verstorbenen Brüdern. Unter Gebet und stillen Thränen haben sie ihre Todten selber begraben; ein Paar Dorfknaben haben dazu „gesungen und geklungen, so gut sie es gekunt".

Erinnern uns diese Zustände nicht lebhaft an die Zeiten des „Kulturkampfes"? Und hat nicht auch der göttliche Heiland all' dies den Seinigen vorausgesagt? Ihr werdet weinen und weheklagen, ihr werdet verfolgt und getötet werden; es werden große Zeichen geschehen, sodaß auch die Auserwählten wankelmüthig werden könnten. Wenn ihr hören werdet von Kampf und Krieg und Vergewaltigung, so erschrecket nicht! Alles dieses muß zuerst geschehen, aber es ist noch nicht sogleich das Ende, sed nondum statim finis! (Luc. 21.) — Ja, die katholische Kirche und ihre treuen Kinder haben schon gar viele Drangsale und Verfolgungen erlitten, aber es ist nicht sobald mit ihnen zu Ende gegangen, wie man gerne von mancher Seite gewünscht hätte. Man vergißt eben die Rechnung mit dem allmächtigen Gott zu machen. Der Mensch sinnt Böses und Gott wendet es zum Guten; der Mensch denkt, Gott aber lenkt; oder wie der Portugiese sagt: Gott kann auch auf einer krummen Linie grade schreiben!

Gottes Hand waltet immerdar über der katholischen Kirche. Das zeigte sich auch in den schweren Bedrängnissen, welche die Reformation über die Dörfer des Sabschützer Kirchspiels heraufbeschworen hatte. Bald steigt die Morgenröthe einer besseren Zeit empor. Nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag 1620 hatte Kaiser Ferdinand II. den brandenburgischen Markgrafen in die Acht erklärt und dessen Besitzungen in Schlesien einziehen lassen. Das Fürstenthum Jägerndorf nebst Troppau, wozu Leobschütz und Umgegend gehörte, wurde dem Fürsten Liechtenstein übergeben, damit er hier die so lange verdrängte katholische Religion wieder einführe. Dieses geschah im Jahre 1623; von dem Zeitpunkte an beginnt also die Gegenreformation. Es ging freilich damit sehr langsam von Statten. Denn Leobschütz, welches von schwedisch-dänischen Kriegsvölkern besetzt und vertheidigt wurde, mußte erst von den kaiserlichen Truppen mit Sturm genommen werden unter vielem Blutvergießen. Daß es bei der Gegenreformation sehr gewaltthätig zuging, wird kein aufrichtiger Geschichtsschreiber zu leugnen suchen. Vielmehr muß leider zugegeben und bedauert werden, daß nur mit großer Strenge, sogar mit Anwendung von Waffengewalt, mit Vertreibung der Hartnäckigen, die Wiedereinführung der katholischen Lehre sich vollzog. Ein Soldat mit der Waffe in der Hand ist eben kein tauglicher Religionslehrer. Wo die Waffe bei Religionsfragen mitreden darf, wird es niemals ohne Gewaltthätigkeit abgehen. Uebrigens waren die Grausamkeiten nicht so groß, als man von gegnerischer Seite behauptet; denn die protestantische Religion erhält sich noch mehr als 50 Jahre neben der katholischen. Nur die alten katholischen Kirchen und Institute wurden mit Gewalt den evangelischen Pastoren entzogen. So wurde auch die alte Pfarrkirche zu Sabschütz den Katholiken wieder zurückgegeben, nachdem sie gegen 120 Jahre dem evangelischen Kultus gedient hatte. Die Protestanten, natürlich in stark verminderter

Anzahl, erhielten sich in Sabschütz bis um das Jahr 1680, die heutige Schmitt'sche Gärtnerstelle soll das evangelische Schulhaus gewesen sein, woselbst auch protestantischer Gottesdienst abgehalten wurde. Nach und nach starben die Anhänger der evangelischen Lehre aus oder wendeten sich dem katholischen Glauben zu — heute gehören sämmtliche Einwohner zur römisch-katholischen Kirche. Gäbe Gott, daß auch in Zukunft Alle der wahren, allein seligmachenden Kirche Jesu Christi treu bleiben! —

Eine Zeitdauer von mehr als 40 Jahren hatte die Gegenreformation beansprucht. Viel geistige und körperliche Anstrengung war in Anwendung gekommen, ehe das Werk der Bekehrung vollendet und der frühere Zustand (wie vor der Reformation) wieder hergestellt war. Vornehmlich trugen viel hierzu bei die zurückberufenen Franziskaner und zwei Jesuiten-Patres (J. Engel und D. Höppelt), welche in Leobschütz und den Nachbardörfern predigten. Große Dienste in Familie und Schule leistete dem Wiedererwachen des Katholizismus der neu eingeführte Katechismus des seligen Petrus Canisius. Dieser demüthige Ordensmann, dessen 300jährigen Todestag wir am 21. Dezember vorigen Jahres gefeiert haben, war von Gott berufen als ein außerordentliches Werkzeug zur Erhaltung des wahren Glaubens in unserem deutschen Vaterlande. Im gleichen Jahre, da der angebliche Reformator Luther starb, hat der „wahre" Reformator P. Canisius seine Primiz gehalten. Durch seine vom Geiste der Wahrheit getragenen Predigten und ganz vorzüglich durch seinen muster- und meisterhaft abgefaßten Katechismus hat der Gottesmann Millionen Seelen von dem Irrthum errettet. Er ist des katholischen Deutschlands größter Vorkämpfer im jetzt noch dauernden Geisteskampfe geworden.

Im Jahre 1670 scheint die Macht des Protestantismus in hiesiger Gegend gebrochen und an seine Stelle wiederum

der Katholizismus nach 150jähriger Unterdrückung getreten zu sein. Speziell für unser Pfarrdorf Sabschütz gilt das Jahr 1669 als „terminus re-introductionis religionis catholicae". Eine Inschrift mit goldenen Buchstaben, welche an der Giebelseite des früheren Pfarrhauses angebracht war, besagt, daß in dem genannten Jahre im Kirchspiel die Wiedereinführung des katholischen Lehrsystemes gefeiert wurde. In diesem Jahre fangen auch die Kirchen-Matriken (Tauf- und Todtenbücher) wieder an — alle früheren sind verloren gegangen. Aber schon 25 Jahre vorher muß die Parochie einen katholischen Pfarrer gehabt haben, wenn derselbe auch nicht hier am Orte residierte. Vielmehr scheint er seinen Wohnsitz in Leobschütz aufgeschlagen zu haben, da vorläufig in Sabschütz nur sehr wenige katholische Kirchkinder zu pastorieren waren. Von den kirchlichen Verhältnissen, sowie von der Thätigkeit der katholischen Pfarrer in Sabschütz wird ein späteres Kapitel uns ein ausführlicheres Bild entwerfen. Nur soviel sei noch bemerkt, daß von den viel gerühmten ‚Segnungen" der Reformation hierorts nichts, gar nichts zu finden war. Uneinigkeit, Unwissenheit, Trübsinn, ganz besonders aber eine erschreckliche Armuth, das waren die Merkmale unseres Landvolkes während jener Zeit, wo das „neue" Evangelium überallhin Aufklärung, Glück, Frieden und Segen bringen wollte!

Nunmehr haben wir einen Einblick gewonnen in die Zustände, welche während der sogenannten Reformationszeit hier und in der Umgegend herrschten. Viel Gutes war nicht zu berichten, wie überhaupt die unglückselige Glaubensspaltung für Kirche und Staat, namentlich für die kirchlichen und politischen Zustände in Deutschland schmerzlich zu beklagen ist. Sie hat eine tiefe Kluft gerissen, die Brüder entzweit, einen bedauernswerthen Parteikampf hervorgerufen, den Frieden und die Einheit gestört. Wie mächtig und glücklich wäre das deutsche Volk, wenn

es einig wäre im Glauben und folglich auch einig wäre im nahe bevorstehenden Kampfe gegen den „allgemeinen Umsturz"? Wenn zwei sich streiten, freut sich ein dritter — sagt ein altes Sprichwort. Wer dieser dritte ist, wissen wir alle. Möchten darum alle eins sein, ehe das verderbliche Ungewitter über Europa losbricht, ehe „die rothe Fahne" von der aufgehetzten Menge entfaltet wird! Einheit im Glauben an Gott, das war der innigste Wunsch Christi, das ist auch der Wunsch unseres heil. Vaters. Möchte er endlich bald in Erfüllung gehen!

IV. Kapitel.

Krieg, Noth und anderes Unglück.

Das vorliegende Kapitel wird uns ein trauriges Bild von Krieg und Kriegesnöthen entrollen. Zwar nur in schwachen Farben wird das entsetzliche Kriegselend vor uns treten, immerhin aber werden wir uns das Bild durch eigene Thätigkeit vollends ausmalen und in seiner ganzen schrecklichen Wirklichkeit wenigstens ahnen können:

„Betet, Kinder, bet' —
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommen die Schwedenhorden
Und werden alle uns ermorden:
Vater, und Mutter und Kinderlein,
Die sie finden, Große und Klein' —
Betet, Kinder bet' — denn morgen ist's zu spät!"

Mit dieser bedeutsamen Mahnung legte die arme Mutter des Abends ihre kleinen Kinder zu Bette. Dieses einfache und doch so tief ernste Liedlein hat sich in manchen Gegenden Deutschlands bis auf die heutige Zeit unter dem Landvolk erhalten. Der Schwede kommt! Dieses Wort diente für große und kleine Kinder als wirkungsvolles Schreckmittel.

Wer kann sich heutzutage eine hinreichende Vorstellung machen von dem blutigen Elend, von der furchtbaren Noth, welche der schreckliche Schwedenkrieg oder der dreißigjährige Krieg über unser deutsches Vaterland gebracht hat? Beim bloßen Lesen der so überaus traurigen Geschichte jener Tage kann man eine innere Erschütterung kaum zurückhalten. Man will es fast nicht glauben, was die Zeitgenossen und die Geschichtsschreiber über die damaligen Zustände berichten. Die kaiserlich-deutschen und die königlich-schwedischen Kriegsheere wetteiferten fast, einander an unchristlicher Grausamkeit und Mordlust zu übertreffen. Dazu kommt die Rohheit und Sittenlosigkeit, womit die damaligen Kriege im allgemeinen geführt wurden. Auch wenn ein solcher Krieg nur wenige Monate dauerte, konnte man all' die Greuelthaten nicht mehr zählen, welche an Bewaffneten und Wehrlosen verübt wurden.

Welche Unsummen von himmelschreienden Sünden mögen nun in den 30 Jahren von den vielen hunderttausend Soldaten begangen worden sein! In der neueren Geschichtsschreibung sucht man zwar manches in ein milderes Licht zu stellen, manches zu entschuldigen oder ganz hinweg zu löschen. Indessen, die unmenschlichen Grausamkeiten, die in jenem Zeitraume allenthalben zum Ausbruch kamen, lassen sich nicht gut hinwegräumen, sie haften ja zum größten Theil infolge der mündlichen Ueberlieferung noch im Gedächtnisse der Menschen. Trotz aller politischen und religiösen Schönfärberei wird der 30jährige Krieg ein schauerlich blutiges Denkmal bleiben, das in der christlichen Weltgeschichte einzig in seiner Art dasteht und das man niemals wird völlig rein waschen können von dem ungerecht vergossenen Blute. In Annegarn's Weltgeschichte heißt es, daß Mongolen und Hunnen und Türken nicht blutiger gehaust haben, als die christlichen Heere in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges. Freilich trifft die Feldherren nicht allein die ganze schwere Verantwortung,

ohne ihr Wissen und Willen ist im Geheimen und Oeffentlichen vieles geschehen, was ausschließlich der habgierigen Soldatenmasse zugeschrieben werden muß. Wer kann den Tiger bändigen, sobald er einmal Blut geschmeckt hat? Welche Macht vermag der entfesselten Leidenschaft Einhalt zu thun, die dem Meere gleicht, welches vom Sturme gepeitscht die Ufer durchbrochen hat? —

In das Prasseln der brennenden Städte und Dörfer mischte sich das Wehegeschrei der geschändeten und ermordeten Menschen. Die wehrlosen Gefangenen, um sie nicht ernähren zu brauchen, wurden einfach niedergehauen; Wallenstein ließ sogar nach einer unglücklichen Schlacht (bei Lützen) viele seiner eigenen Soldaten erschießen. Die Kirchen dienten als Pferdeställe, die Aecker waren verwüstet, tausende von Dörfern verödet und verlassen, hunderttausend Flecken und Weiler gänzlich in Asche gelegt. Der Fürst von Brandenburg-Culmbach rühmte sich bei einem Festgelage allein über 3000 Ortschaften niedergebrannt zu haben. Ein trauriger Ruhm!! Böhmen, Sachsen, Schlesien und das Land zwischen Oder und Elbe waren so schrecklich verwüstet, ausgesaugt durch die häufigen Winterquartiere, daß, wie der schwedische General Banner in einem Brief selber eingesteht, nicht einmal ein Hund oder eine Katze daselbst Nahrung findet, geschweige ein Mensch. Wen also der Krieg am Leben gelassen hatte, der mußte meistens an Nahrungsmangel, an Seuchen und Pestkrankheiten sterben. Jeder halbwegs wehrhafte Mann ging deshalb zu den Waffen, er ließ sich irgendwo als Söldner anwerben. Nunmehr hatte er doch wenigstens keine Noth an Lebensmitteln; die Plünderung brachte ihm Speise und Trank. Wie bei einer solchen totalen Verwüstung das deutsche Land und Volk sich überhaupt noch einmal erholt hat, das ist ein Räthsel.

Diese kurzen Angaben dienen dazu, um eine bessere Einsicht zu gewinnen in die Zustände in Leobschütz, Sab-

schütz ꝛc. Denn auch die alten Sabschützer haben den Donner der schwedischen Geschütze gehört und die traurige Verwüstung jenes Krieges an ihrem eigenen Besitze gefühlt. In Leobschütz lag monatelang eine schwedisch-dänische Besatzung, und auch zwischen Königsdorf und Sabschütz hatten die Schweden sich verschanzt, um gegen die heranrückende Wallenstein'sche Heeresabtheilung einen sicheren Stützpunkt zu haben. Was es heißt, monatelang feindliche Kriegsvölker zu beherbergen und zu verpflegen, davon wird wohl ein jeder sich eine hinlängliche Vorstellung machen können, wenn er insbesondere noch bedenkt, daß die damaligen Soldaten sich selbst beköstigen, bekleiden und bezahlt machen mußten. An Plünderungen und lästigen Erpressungen hat es demnach wahrlich nicht gefehlt. — Waren doch die Sabschützer Anbauern unmittelbar nach Abzug der Schweden so sehr verarmt, daß sie kein Saatgetreide und demzufolge auch keine Ernte hatten. Um sich selbst und ihr weniges Vieh den Winter über zu ernähren, waren die Besitzer gezwungen, die mitleidige Hülfe der Nachbardörfer, besonders der Leisnitzer in Anspruch zu nehmen. Wie schwer mag ihnen dieser Bittgang geworden sein! Und heute — setzt der Chronist freudig hinzu — heute sind alle Besitzer von Sabschütz derart gut gestellt, daß sie Anderen aushelfen können.

Es läßt sich denken, daß der langdauernde Krieg nicht nur in Sabschütz, sondern in allen Ortschaften eine große Theuerung herbeiführte. Handel und Industrie stockten, für wenig Waare mußte sehr viel gezahlt werden. Vor dem Ausbruch des Krieges — so heißt es in einer Schrift — kostete der Malter Korn 2 bis 3 Thaler, jetzt 14 Thaler, — eine Metze Hafer 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen — ein Hering 2 bis 3 Pfennige, jetzt 18 Pfennige — ein Paar Schuhe 10 Groschen, jetzt 2 Gulden.

Wie in Sabschütz, so hat auch der Schwedenkrieg in Königsdorf und Kittelwitz arg gewüstet und viele vordem

wohlhabende Besitzer an den Bettelstab gebracht. Die Dörfer waren wegen der schlechten Bauart der Häuser sehr leicht muthwilligen Brandstiftungen ausgesetzt. So kam es, daß während des Krieges viele Wohnhäuser und Stallungen ein Raub der Flammen wurden; außerdem standen einige Bauerngüter ganz leer, weil die Bewohner theils geflohen, theils an epidemischen Krankheiten ausgestorben waren. Der Magistrat von Leobschütz war genöthigt, mit den übriggebliebenen Besitzern von Sabschütz und Königsdorf ein neues Abkommen zu treffen über die zu leistenden Hofedienste und städtischen Abgaben nach Maßgabe der augenblicklichen Leistungsfähigkeit der Bauern. Der Transakt darüber findet sich in der Leobschützer Kurie. Unter den Dörfern des Kirchspiels scheint Kittelwitz am ärgsten verwüstet worden zu sein. Das sonst so stille, verborgene Dörfchen war ein beliebter Sammelplatz der schwedischen Krieger, welche hier ungesehen und ungestört sich austoben konnten. Die armen Kittelwitzer waren vollständig ausgeplündert; kein Pferd, keine Kuh, ja kaum eine Henne war am Orte zu finden — die Schweden hatten alles aufgezehrt und die Bewohner mußten froh sein, wenn sie das nackte Leben retteten. Nur spärliche Baumfrüchte und Hülsenfrüchte dienten den Leuten zur kärglichen Nahrung. Zum Lohne für die totale Ausplünderung mußten die bedauernswerthen Kittelwitzer den schwedischen Kriegsknechten die schadhaften Mäntel und Stiefeln flicken. —

Ja, wer kennt und beschreibt all' die Unbilden, welche ein Volk von seinen Bedrückern zu erleiden hat! Was thut nicht alles ein übermüthiger Soldat während des müßigen Lagerlebens? Nicht genug, daß die feindlichen Schweden sich als Herren im Lande aufspielten, sie waren auch Tyrannen, die Zuchtruthe für die hiesigen Einwohner. Wer ihnen nicht den Willen that, mußte oft die schwersten Mißhandlungen erdulden. Gar manchem Bauer, wie die

Chronik meldet, haben die betrunkenen Soldaten den Daumen in einen Pistolenlauf so fest eingeschraubt, daß das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Andere Personen wieder hat man verkehrt auf einen Baumast aufgehangen, darunter ein Feuer angezündet, um durch dieses Schreckmittel etwaige, verborgene Geldschätze von den Unglücklichen zu erpressen. Und von den weiblichen Personen in jenen Tagen kann man mit dem Evangelium ausrufen: „Wehe den Frauen und Säuglingen in jenen Tagen! Es wird alsdann eine große Trübsal sein." Aber nicht nur die lebenden Dorfinsassen waren der Zielpunkt der schwedischen Rohheit, vielmehr übten die Feinde ihren Uebermuth auch an den leblosen, besonders an den religiösen Gegenständen aus. Die religiösen Bilder in den Wohnhäusern, in Kirchen und Kapellen wurden zerstört oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Mit ganz besonderer Vorliebe richteten die Schweden ihre großen „Donnerbüchsen" nach den Kirchthürmen. Der Knopf an der Spitze des Kirchthurms war der regelmäßige Zielpunkt für die schwedischen Gewehrkugeln. Warum sie dies gethan, ob auf höheren Befehl, oder bloß aus Zeitvertreib, das sagt die Chronik nicht. Indeß die Thatsache steht fest, sowohl der Sabschützer Thurmknopf, welcher 1665 herabgenommen wurde, als auch der Königsdorfer Knopf, welcher 1644 neu aufgesetzt werden mußte, zeigten deutliche Spuren der Gewehrkugeln. Sie waren ganz durchlöchert und die im Knopfe eingelegten Urkunden zum Theil vernichtet. Vielleicht war dies der Zweck der erwähnten Schießübungen; die protestantischen Schweden wollten die etwa noch vorhandenen katholischen Aufzeichnungen dadurch unbrauchbar machen.

Ebenso vortrefflich, wie das Schießen und Menschenquälen, verstanden die schwedischen Kriegsknechte das Stehlen und Fluchen. Vor ihren diebischen Augen blieb nichts verborgen, vor ihren schmutzigen Fingern war nichts sicher.

Sie entdeckten den letzten Groschen in der Lade, die letzte Henne im Stalle; sie nahmen die Brote aus dem Ofen, die Kühe von der Weide, die Fische aus dem Teiche. Sie zogen dem Bauern die Stiefel von den Füßen, der Bäuerin die goldgestickte Haube vom Kopfe. Sie rissen sogar die Nägel aus den Wänden, lösten das Blei aus den Fensterrahmen heraus, zerhackten die eisernen Küchen- und Hausgeräthe, um Alles im Feuer einzuschmelzen und Kugeln daraus zu gießen.*) Wer daher unter den Bauern noch einige Kühe und Pferde besaß, mußte dieselben bei Zeiten in ein sicheres Versteck bringen, damit diese letzte Habe nicht auch in die Hände der Marodeure fiel. In den Schluchten der damals noch ziemlich dichten Waldungen um Neustift und Schlegenberg hielten die Königsdorfer sowie Sabschützer Besitzer zum Theil ihr Vieh sorgsam versteckt.

Wie schon gesagt, lebten die Soldaten in jener Zeit zumeist von Raub und Plünderung; das Kriegführen war gewissermaßen ein Handwerk, welches seinen Mann ernähren mußte, so gut wie jedes andere Handwerk. Wollten die besiegten Städte oder Dörfer dieser barbarischen Plünderung entgehen, dann blieb ihnen nichts übrig, als durch schweres Geld an die „Plünderungs-berechtigten Soldaten" sich loszukaufen. Das Loskaufsgeld war keineswegs gering! Die Stadt Leobschütz weiß hiervon ein Stückchen zu erzählen. — Was die Quälereien, unter denen die hiesigen Einwohner damals zu leiden hatten, noch um vieles erhöhte, das war die zügellose Disciplin bei den siegreichen, schwedischen Truppen. Und diese Zügellosigkeit kam vor allem daher, daß die schwedische Armee bunt zusammengewürfelt war aus Söldnern aus aller Herren Länder. Ungaren, Schweizer, Elsässer, Niederländer, Dänen, Franzosen, selbst auch Angehörige

*) Vergl. Hansjakob: „Der Leutnant von Hasle", eine Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. Die Quälereien und Plünderungen der schwedischen Soldaten werden hier sehr anschaulich geschildert.

des deutschen Reiches dienten als Soldaten unter schwedischem Commando. Es kam vor, daß mancher altgediente „Haudegen" abwechselnd auf Seiten der Schweden und Reichsdeutschen gestanden, also bald für, bald gegen den deutschen Kaiser kämpfte, je nachdem er angeworben wurde. Denn die Kriegsgefangenen hatten nur die Wahl, entweder dem Sieger zu dienen oder erschossen zu werden. Mochten die einzelnen Krieger auch in Sprache und Nationalität verschieden sein, im Plündern waren sie alle gleich gierig und grausam. Keine Lüge ist es daher, sondern bittere Wahrheit, was ein altes Volksliedel aus jenen traurigen Kriegestagen so tragisch-komisch zu singen weiß:

Die Schweden sein komma
Mit Pfeifa und Tromma,
Hun alles weg g'nomma;
Hun d' Fanster aus g'schloga,
Und 's Blei dervon g'troga,
Hun Kugeln d'raus gossa
Und d'e Minscha derschossa! — —

Ja, wenn die Menschen heute das Elend jener Tage vergessen haben, so kömmt's nur daher, weil sie seitdem schon soviele andere Schicksalsschläge erfahren, daß sie darüber der alten nicht mehr gedenken.*)

Dem schrecklichen 30jährigen Kriege machte endlich der Friedensabschluß vom Jahre 1648 ein erwünschtes Ende. Wir haben schon gesehen, daß um dieselbe Zeit auch die protestantische Lehre im hiesigen Kirchspiel durch das Liechtenstein'sche Regiment abgeschafft und die katholische Religion wieder begründet wurde. Von beiden Schlägen erholte sich das Volk allmählig. Neues Leben und neue Lust zum Arbeiten kam wieder in die halbverzweifelte Bevölkerung. Ungefähr 100 Jahre einer glücklichen inneren und äußen Entwickelung waren vergangen. Da stiegen neue, schwere Kriegsgewitter am politischen Himmel empor, welche sich diesmal ganz besonders über unseren schlesischen

*) H. Hansjakob: a. a. O.

Ländern entladen sollten. Ich meine die drei großen, schlesischen Kriege, von denen der letztere wiederum gegen sieben Jahre lang andauerte (1756—1763). Hatten die verflossenen 100 Jahre des Friedens die klaffenden Wunden des 30jährigen Krieges in etwas geheilt, so sollten dieselben jetzt wieder aufs Neue aufgerissen werden! Hatte der angestrengte Fleiß des Bauern die verwüsteten Grundstücke mit vieler Mühe einigermaßen ertragsfähig gemacht, jetzt sollte der Fleiß und die Frucht von den Hufen der feindlichen Rosse wieder niedergetreten werden! Ist es zu verwundern, wenn bei diesen unaufhörlichen Kriegen und Unglücksschlägen die Noth unseres Landvolkes aufs Höchste stieg? Wenn die Sitten immer roher wurden und bei einzelnen sogar die volle Verzweiflung hervorbrach? — Von einem Sabschützer Anbauer berichtet die Chronik, daß derselbe zu Ende des vorigen Jahrhunderts mitsamt seiner Familie in einer Nacht plötzlich verschwand, ohne jemals wieder in seine tief verschuldete Bauernwirthschaft zurückzukehren. Jedenfalls haben wohl die nächsten Anverwandten sich der Hinterlassenschaft angenommen.

Ebenso hatten unsere Ortschaften unter dem bayrischen Erbfolgekrieg zu leiden und endlich, am Anfange dieses Jahrhunderts, während des Befreiungskrieges, zogen zahlreiche russische Heeresmassen plündernd durch die Gegend. Wenngleich diese Kriege nicht so verderblich wirkten, wie der dreißigjährige Krieg, ohne Verwüstung und Bedrückung gingen auch sie nicht vorüber. Durch Tradition weiß man heute noch, daß z. B. während des siebenjährigen Krieges jeder Hufenbauer in Sabschütz drei große Malter Getreide als Kriegskontribution abliefern mußte. Bei dem damaligen geringen Ackerertrag war eine solche außergewöhnliche Steuer ein gar empfindlicher Verlust. Und außerdem wurden die Leute geplagt durch häufige Einquartierungen, durch viele Spanndienste und Schanzarbeiten. Obgleich im Befreiungskriege die Russen

als Freunde ins Dorf kamen, so wissen doch die Leute der hiesigen Umgegend gar viel zu erzählen von der russischen Unhöflichkeit und Gewaltthätigkeit.

Ueber alle diese Leiden und schlimmen Folgen der Kriege wollen wir jetzt kurz hinweggehen. Die Gemeinde Sabschütz, so bemerkt der Chronist, war auch zu Anfang dieses Jahrhunderts noch sehr arm: Das Vieh der Besitzer war schlecht genährt; fünf bis sechs Wochen vor der Ernte war meistens die Noth so groß, daß man das benöthigte Futter und Brot in der Nachbarschaft borgen mußte. Erst mit dem Jahre 1806 hob sich erfreulicher Weise der Wohlstand in der Gemeinde. Als Ursachen dieses Steigens des Wohlstandes können unter anderem genannt werden: Die guten Getreidepreise, welche nach den Unglücksjahren erfolgten und bis um das Jahr 1816 anhielten; sodann die bessere Regelung der Staats- und städtischen Abgaben, welche in dem Gemeinde-Urbarium schriftlich niedergelegt wurde; vor allem aber trug zum besseren Aufschwunge der hiesigen Bauernschaft viel bei die Melioration der Grundstücke.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts suchte und fand nämlich der Leobschützer Bürgermeister Richter in den Sabschützer Niederungen den sogenannten Mörgel, das ist ein fruchtbarer Wiesenschlamm. Mit dieser Moder-Erde ließ der Bürgermeister die Kaltenhausener Vorwerksäcker düngen und siehe, er erzielte eine ungeahnte Fruchtbarkeit; der Ertrag der Ackerstücke war nun ein weit größerer, als vorher. Durch diesen glücklichen Erfolg aufmerksam gemacht, suchten auch die Sabschützer Bauern auf ihren Wiesengründen den nützlichen Mörgel und verbesserten ihre Grundstücke derart, daß die fleißigsten und sparsamsten Wirthe in wenigen Jahren ihre Schulden abzahlen konnten. Seitdem konnte man die hiesigen Ackerbesitzer alljährlich um die Winterszeit damit beschäftigt sehen, wie sie mit Mägden und Knechten den fetten Wiesenschlamm

auf die Fuhrwerke aufluden und den bedürftigen Aeckern in großen Mengen zuführten.

Die sehr anstrengende und auch sehr schmutzige Schlammarbeit hat in unseren Tagen fast gänzlich aufgehört, da man die „künstlichen" Düngungsmittel bequemer erlangen kann. Aber in früherer Zeit war der Schlamm eine wahre Wohlthat und führte, wie wir gesehen, zum Wohlstande. Darum ist ihm an dieser Stelle eine ehrende Würdignng zu Theil geworden. Wie kann doch oft eine ganz geringfügige Sache bei rechter Anwendung großen Nutzen bringen! „Gott sah, daß Alles gut war." Dieses Wort gilt von Allem, was die liebe Erde hervorbringt; auch das scheinbar Schädliche ist in vielfacher Beziehung nützlich. — Ob wohl die heutigen Söhne und Knechte die schmutzige Arbeit des Schlammgrabens verrichten möchten?!

In diesem Kapitel, welches vom Kriegsunglück handelt, sollen auch noch einige andere betrübende Unglücksschläge Erwähnung finden, wovon die Dörfer des Kirchspiels im Laufe der Zeiten betroffen wurden.

Die Namen der vielen Personen aus der Parochie, welche in den Befreiungskriegen den Heldentod gestorben und dadurch die Gemeinde in Trauer versetzt haben, will und kann ich an dieser Stelle nicht anführen; ich will nur bemerken, daß mehrere Männer mit Auszeichnung im Felde dem Könige gedient haben. Unter anderen hatte z. B. ein gewisser Rothkegel aus Königsdorf den russischen St. Georgs-Orden sich erkämpft und Franz Schwarzer aus Sabschütz das eiserne Kreuz.

Schreckliche Feuersbrünste haben zu den verschiedenen Zeiten die hiesigen Dörfer heimgesucht und oft eine große Zahl von Bauern- und Gärtnerstellen in Asche gelegt. Bei der damaligen Bauart und den unzureichenden Löschungsmitteln war es leicht erklärlich, wenn das Feuer mitunter tagelang wüthete. Auch das Kaltenhausener Vorwerk ist einmal gänzlich niedergebrannt. Manche von den hiesigen

Familien, z. B. die Anbauern Alscher, Kornke, Behr, Sagolla ꝛc. sind zwei bis dreimal hintereinander abgebrannt. In damaliger Zeit, wo es noch keine Feuer- und Hagelversicherungen gab, hatten derartige Unglücksfälle ungleich schlimmere Folgen, als heute. Die Abgebrannten und Verhagelten lebten das ganze Jahr hindurch nur von der Gnade und Barmherzigkeit der Nebenmenschen. Mit einem Wagen mußten die „Abbrändler" von Haus zu Haus, von Gemeinde zu Gemeinde fahren, um Stroh, Getreide, Futter, Brot ꝛc. einzusammeln. Der Staat oder die Gutsherrschaft that nur wenig zu ihren Gunsten.

Im Jahre 1644 hat der Blitz zwei Kinder beim Wetterläuten in der Königsdorfer Kirche erschlagen. Hagelwetter und Ueberschwemmungen haben zu wiederholten Malen die Felder verwüstet; in Kittelwitz ging ein furchtbarer Wolkenbruch nieder, welcher die ganze Ortschaft unter Wasser setzte, wobei Menschen und Vieh umkamen. Kurz vor dem heil. Pfingstfeste des Jahres 1697 wurde der Sabschützer Anbauer Thomas Alscher, da er auf dem Felde des heftigen Unwetters wegen sich hinter ein Pferd gestellt hatte, mitsammt dem Pferde vom Blitze getödtet. Um das Jahr 1734 ist der hiesige Anbauer Wenzel Rother in einer Wasserfluth umgekommen. Den 1. Februar 1753 wurde der Garnhändler Johann Werner, dessen Sohn Ordenspriester war, im Leobschützer Buchwalde von Räubern angefallen, beraubt und ermordet. Dergleichen Unglücksschläge wären zwar noch viele zu berichten, doch ich will darüber schweigen, weil dieselben für weitere Kreise keine Wichtigkeit haben. Als eine Seltenheit soll nur noch erwähnt werden, daß anno 1748 zahlreiche Heuschreckenschwärme sich auf der Sabschützer Feldmark niederließen und die Ernte zum größten Theile vernichteten.

Mit Kriegsschilderungen hat das vorstehende Kapitel angefangen, mit Krieg und Kanonendonner soll es daher auch abschließen. Jedoch braucht der verehrliche Leser sich

keineswegs zu fürchten, das Donnern der Geschütze wird diesmal nicht allzu laut werden. Es ist nur ein kleineres Gefecht, welches ich zum würdigen Abschluß des Kriegskapitels schildern will. Bei diesem Gefechte war nur eine einzige Kanone, oder wie sie damals genannt wurde, eine „Feldschlange" thätig; jetzt ist sie schon mehr als 100 Jahre verstummt. Sie hat auch nicht einmal die Ehre gehabt, in irgend einem Alterthums-Museum als Denkwürdigkeit aufbewahrt zu werden, um daselbst bei der Nachwelt die verdiente Bewunderung zu genießen. Für uns aber hat doch diese alte „Feldschlange" einiges Interesse, sowie auch das Gefecht, in welchem sie gedonnert hat. Vielen Lesern, sogar denjenigen, welche die vaterländische Geschichte zu ihrem Spezialstudium gemacht, dürfte es nämlich unbekannt sein, daß ehemals bei Sabschütz ein hitziges Reitergefecht mit blutigem Ausgange stattgefunden hat. Wir kennen genau die siegreichen Schlachten bei Mollwitz und Hohenfriedeberg, jedoch „die Schlacht bei Sabschütz" wird bis jetzt noch in keiner Geschichtstabelle verzeichnet stehen. —

Daher soll die unbekannte Schlacht der bisherigen Vergessenheit entrissen und in diesen Zeilen eine ausführlichere Schilderung finden. Damit indessen Niemand in meine Worte einen Zweifel setze, so versichere ich gleich im Vornherein, daß in unmittelbarer Nähe unseres Pfarrdorfes ein wirkliches und regelrechtes Reitergefecht zwischen österreichischen und preußischen Vorposten ausgefochten wurde. Und zwar geschah es im Jahre 1761, in dem sogenannten Unglücksjahre für Friedrich den Großen, als die Hauptmasse des preußischen Heeres bei Bunzelwitz (unweit Schweidnitz) sich verschanzt hatte und die Oesterreicher an der böhmischen Grenze standen. Die Vorposten beider Heere erstreckten sich bis in die Gegend von Jägerndorf. Nach der Versicherung der Sabschützer Chronik hatten die Oesterreicher auf den Kreisewitzer Feldern ein größeres Lager aufgeschlagen.

Während ich bisher in meinen Berichten mich streng an die verstaubten Urkunden gehalten habe, wird es mir wohl hoffentlich niemand verübeln, wenn ich bei dieser Gelegenheit neben die Wahrheit auch etwas „Dichtung" setze und meinem tintengefleckten Papierschimmel etwas freier die Zügel schießen lasse.

V. Kapitel.

Die Schlacht bei Sabschütz.

Also nichts für ungut! so fängt der alte Vetter Hannes immer seine Erzählungen an. Es war am 25. September des Jahres 1761. Die Morgensonne stieg bluthroth über den dicht bewaldeten Kamm des Kunisberges empor und tauchte die Strohdächer der Sabschützer Wohnhäuser in eine Fluth von rosafarbigen Herbstnebel. Der alte Wetterhahn am Kirchthurm krähte vor wonniglicher Freude, indem er krächzend sich bald nach rechts, bald nach links drehte. Die Spatzen in dem Laubwerk der alten Dorflinden lärmten und zankten, als ob sie über eine äußerst wichtige Tagesfrage zu entscheiden hätten. Und drüben auf den „Semmelbergen" machten die langstämmigen Kiefern wiederholt der aufgehenden Sonne graziöse Verbeugungen zum Zeichen eines freundlichen Morgengrußes.

Ob dieser freudigen Bewegung in der Natur waren auch die Menschen im Innern ihrer Häuser erwacht. Der Weber-Hansjörg, so genannt wegen seines vom Vater ererbten Weberhandwerkes, streckte zuerst den Kopf aus seiner Hausthür heraus und schaute, wie er es täglich zu thun gewohnt war, nach dem Stande der Sonne. Die Purpurgluth der Morgennebel gefiel ihm gar nicht; er

legte deshalb sein runzliches Gesicht in noch reichlichere Falten, schob die blauwollene Zipfelmütze auf die andere Seite des Kopfes und kratzte sich bedenklich hinter dem Ohre.

„Es wird heute kein guter Tag werden", so sprach er zu seiner besseren Ehehälfte, welche gleichfalls aus dem Hause getreten war und soeben den Gatter zum Ziegenstalle öffnete. „Paß auf, Weib, es giebt heute noch einen bösen Sturm, denn die Sonne steckt ganz in rothen Wolken."

Sein Weib hatte aber, trotz des langjährigen Ehestandes, nur selten dieselben Ansichten mit ihrem Manne getheilt; sie gefiel sich stets im Widersprechen. So brummte sie auch jetzt: „Loss' de Sonn macha, wos se wil — steck Du Dein Kopp lieber ei de Arbeit, as wie ei de Wolka! Hoß' gehiert ha?"

Hansjörg wußte aus Erfahrung, daß mit seiner mundfertigen Ehefrau nicht gut Kirschen essen war; er schwieg daher, nahm zur Beruhigung eine Prise Schnupftabak und „kramte" dann geschäftig in seinem Hofe herum. Ueberhaupt hatte der alte Hansjörg mit dem Schweigen bei seiner Frau immer mehr ausgerichtet, als mit dem Reden. — Denn „Er" war eine schwärmerische, ideal angehauchte, für alles Hohe und Schöne empfängliche Natur, dagegen „sie" war eine „geschmacklose Landpomeranze", wie der Weberjörg im Zorne seine Ehehälfte zu betiteln pflegte. Sie hatte von städtischer Bildung und Umgangsformen keine Spur, ihr Fuß war über die heimathliche Schwelle noch niemals hinausgetreten. Wie hätte also eine solche Frau mit unserem Hansjörg harmonieren können?

Der Webergeselle war in seiner Jugend weit in der Welt herumgezogen, hatte jahrelang in Ober-Glogau, Neisse und Hirschberg gearbeitet, war in den städtischen Herbergen unter seinen Zunftgenossen mit großen Ideen bekannt geworden. Aus diesem Grunde bediente sich

der Weber-Hansjörg auch in seinem häuslichem Kreise stets nur der „städtischen" Sprache, während sein Weib und die übrigen Dorfleute den ländlichen Dialekt redeten. Und wie schön konnte der ehemalige Webergeselle im Gasthause von seinen Reiseabenteuern erzählen! Alles hing dann an seinem Munde — er war sicher, daß die Sabschützer Bauern für ihn die Zeche des ganzen Abends bezahlten. An Alles dies dachte jetzt der gute Hansjörg mit stiller Wehmuth zurück.

Mittlerweile war es 8 Uhr geworden, die Sonne hatte sich durch die verhängnißschweren, rothen Nebelwolken durchgearbeitet. Das Frühstück war beendet und die Dorfleute gingen an ihre gewohnte Arbeit. Im gleichmäßig abgemessenen Dreischlag hörte man bald allerorts in den Scheunen die Dreschflegel klopfen. Auch unser Hansjörg machte sich an sein eigentliches Tagewerk; er beabsichtigte nämlich für heute, den Dünger aus seinem Hofe hinauszuschaffen. Weil ihm kein Wagen und keine Zugthiere zur Verfügung standen, mußte er den „schön" durchgefaulten Mist nicht bloß selber aufladen, sondern auch in höchsteigener Person sich an den hochbeladenen Karren spannen. Er war eben in voller Thätigkeit, da trat plötzlich eine allen Sabschützern wohlbekannte Händlerin, die „Spilla-Lene vo Schlegabarg", in den engen Hofraum.

Diese Frau müssen wir uns ebenfalls etwas näher anschauen, sie ist eine charakteristische Erscheinung aus alten Tagen. Sie ist dem Körper nach klein und dick, dem Geiste nach einfältig und gutmüthig. Ihr Haupt umschlingt ein turbanähnliches Wolltuch, sodaß das große, roth aufgelaufene Gesicht herausschaut, wie der Vollmond beim Aufgange. Um den Leib trägt sie einen grünen, vielfach zerrissenen Spenser (Jacke). Der tuchene Pumprock ist so umfangreich, daß die Händlerin kaum durch das enge „Hofethörle" sich hindurchwinden kann. Ihre

unbeholfenen Füße stecken in großen Männerstiefeln, welche schon monatelang keine Reinigung erfahren haben. Die kleine Gestalt der Schlegenbergerin wird noch mehr zusammengedrückt durch einen schweren Packsack, den sie auf ihrem Rücken trägt. In diesem Sacke befinden sich Spillen, Kochlöffel u. dergl. Holzgeräthe, welche bei Schritt und Tritt einen klirrenden Ton von sich geben. Von den Spillen hat die alte Lene ihren Beinamen bekommen. In jedem Hause findet sie freundliche Aufnahme; man giebt ihr gern von dem, was beim Mittagessen „übrig geblieben" ist; denn sie übertheuert ihre Waare nicht und weiß jederzeit das „allerneueste" zu erzählen.

Heute scheint die Spilla-Lene auch' was ganz ungewöhnlich Neues auf dem Herzen zu haben. Sie ist ganz erhitzt vom eiligen Laufe; der Athem will ihr fast ausgehen, als sie so zu früher Morgenstunde in des Webers Hof eintritt. Gern hätte sie eine längere Rede hervorgebracht, doch die sonst so beredte Zunge versagt diesmal ihren Dienst. Deshalb sucht sie durch heftige Gestikulationen mit Kopf und Händen die innere Erregung anzudeuten. —

„Hansjörg!" so platzt sie endlich mühsam heraus, „Vetter Hansjörg, guckt doch bloßig a enzig Mol dorthin!" Dabei zeigte sie mit den weit auseinander gespreizten Fingern ihrer rechten Hand hinauf nach dem „Huthübel", den man vom Hofe aus gut sehen konnte. Bei dem deutlichen Fingerzeig der Spillen-Lene hatte Hansjörg neugierig, aber dennoch mit Bewahrung der nöthigen Würde, seinen Kopf erhoben und blickte scharf nach der bezeichneten Richtung des Huthübels. Um jedoch besser sehen zu können, wischte er zuvor seine von der Arbeit „etwas bedüngerten" Finger an den Lederhosen ab, und hielt alsdann in Ermangelung eines Opernglases seine beiden Hände über die Augen.

Was war das dort? Jörg schaute noch einmal scharf nach dem Berge hin. Dort oben auf dem Hügel war

heute nicht alles in Ordnung. — Dort blinkte und blitzte es in der Morgensonne, wie wenn Reiter mit blank gezogenen Degen und scharf geschliffenen Lanzen sich hastig hin- und her bewegten. Kommando-Rufe hörte man deutlich durch die stille Morgenluft ertönen; zudem vernahm man auch das Geräusch der schnaufenden Rosse, sowie das Rasseln einer eilig dahinfahrenden Kanone. Es war gar nicht anders zu erklären, dort auf dem Hügel nahe an der Landstraße mußte ein Trupp Soldaten aufmarschirt sein. —

Richtig! es war eine Abtheilung ungarischer Reiter, welche beim Rekognoszieren auf die feindlichen Vorposten gestoßen waren und nun am sogenannten Huthübel Angriffs-Stellung einnahmen. Der Weber Hansjörg, welcher in seinem Wanderleben viel von Krieg gehört und gelesen, hatte denn auch die Situation bald mit richtigem Kennerblick überschaut und, indem er zur größeren Bekräftigung seiner Worte mit der dreizackigen Mistgabel aufstampfte, brummte er: „es wird heute kein guter Tag werden! ich hab' es schon bald früh prophezeiet!" Und zur erschreckt dastehenden Spillen-Lene gewendet, fuhr er fort: „Krieg kriegen wir, sag' ich Dir, Lene, Krieg kriegen wir, und zwar heute noch! Schau dort hinunter zum Kunsberg, sieh' dort stehen schon die kampfbereiten Preußen, unsere Feinde — Gott beschütze uns und unser Dorf, daß wir mit dem Leben davon kommen! Es wird nicht gut hergehen, der Kampf bricht bald los".

Die alte Schlegenbergerin stand da, wie die versteinerte Frau des Loth, der Schreck war ihr gewaltig durch alle Glieder gefahren. Die Augen starrten ins Blaue, der Mund war halb geöffnet, der Kopf vorwärts gebeugt. Die Spillen im Rucksack klirrten leise aneinander, in angstvoller Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten.

Zum näheren Verständniß muß gesagt werden, daß in jener Zeit unsere Provinz Schlesien noch zur öster-

reichischen Krone gehörte, daß aber der Preußen-König Friedrich der Große Ansprüche auf ihren Besitz machte, weshalb der langjährige Krieg zwischen Oesterreich und Preußen geführt wurde. Demnach galten die Preußen den Schlesiern und folglich auch den Sabschützern als Feinde, die man allgemein sehr fürchtete!

Während also unser Hansjörg, auf die Mistgabel gestützt, die Hand noch immer nach dem Kunsberge ausgestreckt hielt, und die Spillen-Lene starr dem anrückenden Feinde entgegen schaute, leuchtete plötzlich vom nahen Huthübel eine mächtige Feuergarbe auf. — Es war, als ob ein Ungethüm aus seinem schwarzen Rachen Feuer und Flammen in weitem Bogen gegen den Himmel ausspeien möchte. Im selben Augenblick ertönte auch ein furchtbarer donnerähnlicher Knall, so daß der Berg erdröhnte und die ganze Erde zu erzittern schien. Dies war der erste Kanonenschuß, welchen die Oesterreicher auf die feindlichen Preußen abfeuerten, das Signal zum folgenden Kampf.

Bei dem furchtbaren unerwarteten Kanonenschusse war es der alten Spillen-Lene wie ein Blitz in die Gebeine gefahren, wie im Kreisel hatte sie sich zweimal um ihre eigene Achse gedreht mit solcher Geschwindigkeit, daß die klirrenden Spillen, Kochlöffel, Milchzapplen und Butternappeln weitab geschleudert wurden. Sie selber wäre sicherlich der ganzen Länge nach auf den Rücken gefallen, hätte nicht der halbbeladene Düngerkarren sie noch rechtzeitig aufgefangen und ihr in dem schmierigen Brei eine weiche Unterlage bereitet!

„Oh mei, mei!“ jammerte die zitternde Händlerin, indem sie mit ihren großen Stiefeln wieder festen Boden zu fassen suchte, „oh mei, mei! wenn dos noch emol so pufft und poltert, do bin ech tut, ab ihr mer's gläbt oder nech!“ — Dabei erhob sie sich schwerfällig aus der weichen Unterlage des Düngerkarrens und wischte sich eigenhändig das unangenehm „müffende“ Parfüm von

der betroffenen Stelle. Hansjörg hatte den unglücklichen Fall der alten Spilla-Lene glücklicher Weise nicht mehr beobachten können; bei dem Kanonenschuß war er eiligst in sein Haus gesprungen, wo seine erschreckte Frau bereits seiner wartete, wohin jetzt auch die verunglückte Schlegenbergerin nachhumpelte. Im Dorfe war es auf einmal still geworden, wie ausgestorben. Alle Dorfbewohner hatten in ihren Häusern Schutz und Zuflucht gesucht. Nur die Kühe in den Stallungen brüllten und zerrten an den Ketten, während die Hunde wimmernd in ihre Hütte krochen. Aber draußen am Huthübel hörte man das Geschrei der Krieger, das Wiehern der Rosse und das Klirren der Waffen; denn dort tobte der männertödtende Kampf.

Wir wollen uns von einem sicheren Versteck aus den weiteren Verlauf des Gefechts näher ansehen. Die Entfernung zwischen dem Huthübel und dem Kunisberge beträgt ungefähr 400 Meter, in diesem Zwischenraum standen sich die feindlichen Parteien gegenüber. Die Oesterreicher hatten eine „Feldschlange“ angefahren; gleich beim ersten Schuß, den sie auf die gegenüberstehenden Preußen abgaben, war der preußische Obrist zum Tode getroffen von seinem Pferde herabgestürzt. Die hiesige Chronik erwähnt auch den Namen dieses unglücklichen Anführers, er hieß Schwerin. Freilich ist dieser nicht zu verwechseln mit dem siegreichen Generalfeldmarschall Schwerin, welcher dem Preußen-Könige viele Schlachten gewonnen hat und im Jahre 1757 bei Prag den Heldentod starb. Der bei Sabschütz gefallene Schwerin bekleidete den Rang eines Obersten.

Es läßt sich denken, daß die preußischen Husaren durch den Tod ihres Anführers aufs Höchste erbittert waren. Sie stürmten mit aller Macht gegen die Oesterreicher vor, sodaß diese nicht mehr Zeit fanden, ihre abgefeuerte Kanone zum zweiten Male laden zu können.

Daher kam es in der Nähe des heutigen Reisch'schen Gasthauses zu einem erbitterten Nahkampfe; Mann gegen Mann standen die Soldaten einander gegenüber. Beide Parteien hielten sich anfangs gleichmäßig tapfer. Allmählich drängte sich das Kampfgetümmel hin bis in das sogenannte Höllenthal, woselbst jetzt die Nester'sche Wassermühle steht. Dort in der Nähe der Chausseebrücke war die Entscheidung. Die preußischen Reiter haben gesiegt, sie hatten den Tod ihres Obersten gerächt, wenngleich mit eigenem schweren Verluste. Gegen 15 Verwundete und 6 Todte lagen auf dem Kampfplatze. So endete das Gefecht bei Sabschütz.

Was geschah mit den Todten? Diese wurden natürlich begraben, und da die österreichischen Reiter in eiliger Flucht durch das Steinthal abgezogen waren, so besorgten die zurückgebliebenen Preußen das Begräbniß. Wie nach einem Gewitterregen die Vögel ihre Köpfe aus dem schützenden Laubdache der Bäume alsbald wieder hervorstrecken, so kamen auch die Sabschützer nach Beendigung des Kampfes allmählich wieder aus ihren verriegelten Hausthüren hervor und wagten einen Gang ins Freie. Bei der Niedermühle hatten sich viele männliche und weibliche Dorfbewohner eingefunden: denn dort lagen die todten und verwundeten Soldaten, während die am Leben gebliebenen siegreichen Preußen ihrem gefallenen Obersten eine Tragbahre zubereiteten. Mit Neugierde, aber auch mit scheuer Furcht betrachteten die herumstehenden Dorfleute die verwetterten, preußischen Husaren, welche noch vom Pulverqualm geschwärzt und mit Blut bespritzt waren. Noch niemals hatten die einfachen Landleute den Feind in solch' unmittelbarer Nähe gesehen. Viele bedauerten mit aufrichtiger Theilnahme die gefallenen Helden, besonders den preußischen Obersten, welcher von der Kanonenkugel schrecklich verstümmelt war. Kalt und starr lagen die Todten in ihrem Blute, keine ärztliche Kunst konnte

neues Leben in sie bringen. Den Verwundeten wurde vorläufig ein Nothverband angelegt, bis man sie später in ein Feldlazareth überführte.

Es war Nachmittag geworden. Das Todtenglöcklein tönte traurig vom Sabschützer Kirchthurme, als der Leichenzug von der Niedermühle aus nach dem hiesigen Kirchhofe sich in Bewegung setzte. Allen voran wurde die Leiche des Obersten getragen, dessen Bahre reichlich mit Eichenlaub und Blumen geschmückt war. Ihr folgten die übrigen Leichname, getragen von den preußischen Soldaten unter Mithilfe etlicher Dorfbewohner. Unter den Leidtragenden sehen wir auch den Weber-Hansjörg und die alte Spillen-Lene; als gute Patrioten hatten sie es sich nicht nehmen lassen, dem kirchlichen Begräbnisse der gefallenen Oesterreicher beizuwohnen. Nur inbetreff des todten Obersten hatte die Spillenhändlerin einiges Bedenken getragen. Derselbe war ja ein Feind Oesterreichs gewesen, und einem Feinde, so meinte sie, dürfe man nicht die Ehre der Grabbegleitung geben. Doch Hansjörg hatte sich seine neuesten Lederhosen angezogen, seine gute Schafpelzmütze aufgesetzt und in diesem Anzuge hatte er mit feierlicher Miene erklärt: „Höre, Lene, was ich Dir sagen werde — weißt Du, wenn ich mit Jemanden auch das ganze Leben in Todfeindschaft gestanden hätte, sobald aber derselbe todt ist, liebe ich ihn wie meinen eigenen Bruder!" Mit seiner „Liebe nach dem Tode" hatte zwar der Hansjörg keine christliche Weisheit ausgesprochen, allein für die Spillen-Lene war dieser feierliche Ausspruch des weitgereisten Mannes überzeugend gewesen. Sie ging also mit.

Und was ganz besonders zu erwähnen ist, auch die „brummige Hanne-Marie", das Weib des Weberjörg, wurde heute von der Neugierde hinausgetrieben, um die fremden Soldaten zu beschauen. Hanne-Marie war übrigens seit dem fürchterlichen Kanonenschlag am Vormittag wie umgewandelt; sie hatte auf einmal einsehen gelernt, wie

gut es ist, wenn man in der Stunde der Gefahr an einem wackeren, standhaften Manne sich festhalten kann. Auch hatte sie seit heute morgen einen größeren Respekt vor ihrem Manne bekommen. Der Hansjörg muß doch ein ganz „gescheiter" Kopf sein, dachte sie, wenn er künftige Ereignisse aus den Wolken ablesen kann. Denn wie hätte er sonst heute früh das stürmische Kriegsunwetter mit solcher Bestimmtheit vorauswissen können?

So sehen wir also den alten Webermeister, begleitet von seiner Hanne-Marie und der Spilla-Lene, langsam und feierlich hinter dem Todtenzuge einherschreiten. Sie gingen am äußersten Ende des Trauerzuges, ganz vertieft in Gedanken an die seltsamen Geschehnisse des bedeutungsvollen Tages. Darum merkten sie gar nicht, was an der Spitze des Zuges vorging. Diese Unachtsamkeit sollte der Schlegenberger-Händlerin eine abermalige schlimme Ueberraschung bringen.

Die Spitze des Leichenzuges bog nämlich grade in die Dorfstraße ein. Hier hatten sich einige preußische Reiter neben der erbeuteten Kanone aufgestellt. Als jetzt der todte Oberst auf der Bahre vorübergetragen wurde, feuerten die Husaren aus ihren Carabinern eine Ehrensalve ab. Krachend warf die gegenüberliegende Häuserreihe das Echo der Gewehrschüsse zurück. — Da ertönte gleichzeitig vom Ende des Zuges her ein schriller Aufschrei — er kam aus dem Munde der armen Spilla-Lene, welche heute schon zum zweiten Male auf so unliebsame Weise erschreckt ward. Die zitternde Frau hatte in ihrer Angst schleunigst einen Straßenbaum umklammert an dessen Stamm sie sich krampfhaft festhielt, sonst wäre sie ohnmächtig zu Boden gesunken.

„Inne Jöges, jöges a nee go, Spella-Muhm, wos macht ihr denn do ha? — ihr seid doch nech irnt a gor tut?" so rief mit weinerlicher Stimme die besorgte Hanne-Marie, indem sie die Lene schüttelte und vom Baume wegzuziehen versuchte.

Aber vergeblich! die Hände der geängstigten Frau hielten am Baumstamm fest. Erst nachdem Hansjörg in richtigem Verständnisse aus dem nahen Graben Wasser herbeigeschafft und der Ohnmächtigen einen kalten Strahl ins Gesicht gegossen, erwachte dieselbe, ließ die Hände los und raffte sich wieder auf.

„Wird's noch amol puffa?" fragte sie die umstehenden Leute, welche der Zitternden neuen Muth einsprachen. „Nein, nein!" entgegnete Hansjörg theilnehmend, „es waren nur blinde Schüsse, welche die Preußen ihrem todten Commandeur zu Ehren abgaben — wir können unbesorgt sein, der Krieg ist aus."

Während dieses kurzen Zwischenfalles war der Trauerzug bereits auf dem Kirchhofe angelangt; die Zurückgebliebenen eilten nach. Eine große Volksmenge hatte sich auf dem kleinen Friedhofe versammelt, theils aus Andacht, theils aus bloßer Neugierde. Der damalige Pfarrer Johannes Klose segnete die Leichen ein und unter einem Choralgesange wurden die gefallenen Krieger zur ewigen Ruhe ins Grab gesenkt. So haben die fünf österreichischen Reiter und der königlich preußische Oberst Schwerin auf dem Sabschützer Kirchhofe ein stilles Ruhebett gefunden, bis der Schall der Posaune sie erwecken und der König der Ewigkeit sie rufen wird.

Schon neigt sich die Sonne zum Untergange; wie am Morgen, so legt sich auch am Abende dieses bedeutungsvollen Tages ein feiner Nebelhauch über die Sabschützer Hügel. In den letzten Strahlen der Abendsonne flammt und flimmert das dünne Gewebe des herbstlichen Nebels, wie ein golddurchwirkter Schleier — er weht erst einigemal durch die Luft, dann senkt er sich leise nieder auf die frisch gegrabenen Soldatengräber: schlaft wohl, ruhet sanft! Soldatenloos ist es ja, in fremder Erde, fern von der Heimath, begraben zu werden.

Wie im Thal die Nebel wallen,
Aufgelöst in Dunst und Rauch;
Wie im Wald die Blätter fallen
Von dem herbstlich dürren Strauch:
Also Glück und Luft zersprühen,
Menschenleben schnell verblühen
In dem kalten Todeshauch! —

Ja, Abendstille und Todtenstille herrschte nunmehr wieder auf dem Kirchhofe zu Sabschütz, über den Grabhügeln rauschten die Cypressen den Todten ein leises Schlummerlied. Die Leidtragenden hatten sich entfernt, auch Hansjörg und die Spillen-Lene schritten die Stufen des Kirchberges hinab. Unten angekommen, wendete sich die Lene noch einmal zum Weberjörg und sprach: „Wer mir ock blußig heite früh in Schlegabarg gesoat hätt', doß wir heit noch an Krieg derlaba würd'n dam hätt' ech's nech geläbt. Aber weßt, Hansjörg, do drun is egentlich blußig die ruth ofgiehende Sonn' schold. — Na, es is ock gutt, doß olles gutt is!" Diesem trefflichen Schlußsatze stimmte auch Hansjörg bei, er winkte freundlich mit dem Kopfe, und sich die Hände reichend, schieden beide von einander.

VI. Kapitel.

Frohndienste und Abgaben.

In diesem Kapitel wird vor allem das Abhängigkeits-Verhältniß der Bauern zu ihren Grundherrn zu schildern sein. Die verschiedenartigen Verpflichtungen, Arbeiten, Dienste, Abgaben, welche der abhängige Anbauer seiner Gutsherrschaft gegenüber zu leisten hatte und welche man kurzweg „Frohnden" oder „Robote" d. i. Herrendienste nannte, werden hier zur Sprache kommen. Insbesondere betrachten wir die Dienstleistungen der Sabschützer Dorfbewohner gegenüber der Stadt Leobschütz. Hierbei werden

wir sehen, welche, und wie viele Arbeiten, Zinsen und dergleichen verlangt wurden. —

Die Arbeit ist von Gott gefordert, darum ist sie etwas Gutes; sie ist auch eine Strafe für die Sünde, ein Fluch für die Erde, darum haftet an der Arbeit auch stets etwas von dem drückenden, schmerzlichen Joche der Sünde. Somit kann man sagen, die Arbeit versüßt das Leben, die Arbeit drückt und erschwert das Leben. Beides fühlt der Mensch, und er wird die Süßigkeit oder das Elend um so mehr fühlen, je nachdem er die Arbeit als heiliges Gebot oder als harte Strafe Gottes betrachtet. Doch eines steht fest: arbeiten muß der Mensch, ganz gleich in welcher Absicht er es thut; er wird diese naturnothwendige Forderung nie von sich abwälzen können, auch nicht in dem so sehnsüchtig erwarteten „goldenen Zukunftsstaate." Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen; Dornen und Disteln soll Dir die Erde tragen, so spricht Gottes eigener Mund — und beim Propheten heißt es: der Mensch ist geboren zum Arbeiten, wie der Vogel zum Fliegen! Diese Sätze der heiligen Schrift werden für alle Zeiten und für alle Orte ihre zwingende Kraft behalten.

Wie alles in der Welt, kann auch die Arbeit und der Arbeiter mißbraucht werden. Und ein Mißbrauch oder falsche Auslegung des göttlichen Willens zieht immer Strafe nach sich. So ist auch durch widerrechtliche Behandlung der Arbeiter viel gesündigt worden und deshalb schon gar viel Unheil über die Welt gekommen. Ich erinnere an die häßliche Sklaverei der alten Zeit, an die unerlaubte Knechtung des Bauernstandes im Mittelalter und an die schlimmen Fabrikverhältnisse der neueren Zeit. Womit man sündigt, damit wird man bestraft! Dies hat die Menschheit mehr als genug erfahren, allein nur wenig für die Praxis daraus gelernt.

Die „Arbeiterfrage" ist ganz gewiß einer der wichtigsten Fragesätze der Gegenwart, hinter welchem thatsächlich für die gesetzgebenden Körperschaften noch immer ein großmächtiges Fragezeichen steht, während die Arbeiterklassen bereits anfangen, ein unwilliges Ausrufungszeichen dahinter setzen und die modernen Fabrikherren Ursache haben, einen recht langen Gedankenstrich hinzuzufügen. Denn die immer drohender werdende Arbeiterbewegung giebt Anlaß zu bekümmerten Gedanken. Nur wenn Gesetzgeber, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich auf durchaus christlichen Boden stellen, ist Hoffnung vorhanden, daß endlich hinter diese Frage einmal ein Punktum wird gesetzt werden können.

Nun, ich beabsichtige keineswegs die schwere, sociale Arbeiterfrage zu erörtern, ich kann sie auch nicht lösen. Aber soviel kann ein jeder mit Fug und Recht verlangen — wie es auch die hl. Kirche Christi fordert — daß die Arbeit zur rechten Zeit (nicht an Sonn- und Feiertagen), in der rechten Weise, nach dem rechten Maße und zu dem rechten Zwecke geschehe; dann wird sie Gott und den Menschen zur Ehre gereichen.

Was die Frohndienste in den beiden letzten Jahrhunderten anlangt, so wäre es unrecht, wollte man diese Arbeiten kurzweg als unmenschliche Bedrückung oder Knechtung ausschreien. Sie waren freilich nach heutigen Begriffen schwer und drückend, aber sie waren nicht ausbeuterisch, nicht ein Spiel der Spekulation und Willkür, sondern nach weltlichen und kirchlichen Gesetzen geregelt. Der Bauer leistete eben das, was seine Vorfahren bei Uebernahme eines Grundbesitzes dem ursprünglichen Grundherrn entweder freiwillig, als ein Tribut der Dankbarkeit, oder zufolge einer kontraktmäßigen Uebereinkunft geleistet hatten. Gegen jede Ueberbürdung oder Ueberschreitung der gesetzlichen Forderungen konnte Einspruch erhoben werden. Klagen, Prozesse, oder gar Empörung von seiten

der robotpflichtigen Untergebenen kamen damals bei weitem nicht so oft vor, als heute, wo die Arbeiterbevölkerung unter dem Drucke der Abgaben und mancher Fabrikverhältnisse ungleich schwerer zu leiden hat. Dazu kommt, daß die heutigen Bedürfnisse, Ausgaben und Anforderungen weit größer sind als die damaligen.

Soviel zur Einleitung in dieses Kapitel. Ich führe jetzt die Frohndienste und anderweitigen Zinsverpflichtungen an, wie sie die Sabschützer Dorfbewohner zu leisten hatten, und wie sie im hiesigen Urbarium verzeichnet stehen. Die Beurtheilung, ob dieselben schwer oder leicht waren, überlasse ich einem jeden selbst. Natürlich wird die folgende Aufzählung nur eine trockene Reproduktion sein, wer aber Interesse an den alten Einrichtungen hat, der wird sich dadurch nicht abschrecken lassen. Das Sabschützer Urbarium ist von einer königlichen Commission im Jahre 1801 angefertigt und von der Regierung bestätigt worden. Die hierin genannten Verpflichtungen sind im genannten Jahre nur schriftlich fixirt worden, sie haben also keineswegs erst im Jahre 1801 ihren Anfang genommen, vielmehr wurden die Arbeitsleistungen schon hundert Jahre früher in derselben Weise entrichtet.

Sämmtliche Verpflichtungen, welche die Sabschützer Einwohner dem herrschaftlichen Gute Leobschütz gegenüber zu erfüllen hatten, lassen sich in zwei große Klassen eintheilen: 1. Zinsen, 2. Dienste. Die Zinsen sind entweder in baarem Gelde zu legen, oder in Naturalien zu entrichten. Die Dienstleistungen zertheilen sich in Spann- und Handdienste. Zu den verschiedenen Arten der baaren Geldzinsen, deren Entrichtung den angesessenen Wirthen obliegt — so sagt das Urbarium — gehören: 1) Silberzinsen, 2) Jagdgelder, 3) Dreiding-Gelder, 4) Teich-Zinsen und 5) Mastungsgelder.

An Silberzinsen zahlte die hiesige Gemeinde dem Dominium zu Leobschütz alljährlich insgesamt 146 Thaler

und 22 Silbergroschen; es tragen dazu bei sämmtlich 30 Anbauer. Je nach der Größe der einzelnen Bauergüter, sowie auch mit Rücksicht auf etwaige erlangte Vergünstigungen erleidet die Höhe des Geldbeitrages eine Veränderung. Den höchsten Silberzins zahlt die Krause'sche Besitzung, obgleich sie an Grundbesitz nicht die größte im Dorfe ist; sie zahlt jährlich 6 Thl. 12 Srg., wohl deshalb so viel, weil mit dieser Besitzung der Kretscham, die Back- und Schankgerechtigkeit verbunden ist. Die übrigen Anbauer bezahlen 4—5 Thlr., am wenigstens zahlt Mich. Alscher = 1 Thlr. 8 Srg. Die hiesigen 27 Robot-Gärtner entrichten an herrschaftlichen Geldzinsen durchschnittlich 8 Silbergroschen, während der Freigärtner Friede und Stenzel je 24 Srg. abzuführen haben. Die 26 Robot-Häusler zahlen je 4—5 Srg. Durch diese Angaben gewinnen wir gleichzeitig einen Ueberblick, wie viele Bauern, Gärtner und Häusler am Anfange dieses Jahrhunderts in Sabschütz angesessen waren. Alljährlich am Michaelistag wurden diese angeführten Zinsen von den Gerichtsleuten eingezogen und alsbald in der Stadt-Kämmerei gegen Quittung abgeliefert. Für die gehabte Mühewaltung, für den Weg, Zeitverlust ꝛc. erhalten die Dorfgerichtsmänner die schier unglaublich große Belohnungssumme von 1 Gulden!

Zur Entrichtung des Jagdgeldes sind alle Besitzer verpflichtet mit Ausnahme des Freigärtners (Friede), der drei Freihäusler und der drei Mühlenbesitzer. Jeder Anbauer zahlt 12 Srg. Jagdgeld, die sogenannten Larisch-Bauern hingegen nur 6 Srg. Ebenso viel zahlen die Gärtner und auch die armen Häusler. Somit liefert das Ortsgericht an die städtische Kämmerei jedes Jahr insgesamt ca. 20 Thaler Jagdgelder. Für den Fall, daß das Dominium in dem einem oder dem anderen Jahre die Ortsinsassen zur persönlichen Betheiligung an den Jagden auffordert, fällt das betreffende Jagdgeld hinweg. Man fragt sich erstaunt, wozu zahlt denn eigentlich die Gemeinde den Leobschützer Herren dieses verhältnißmäßig hohe Jagdgeld? Etwa um die nöthigen Treiber zu besolden? Aber die Treiber würde doch die Gemeinde sehr gern in natura stellen und sich dadurch jährlich 20 Thlr. ersparen. Ja, wenn die Grundbesitzer durch Zahlung von 20 Thalern ein Anrecht auf das vorhandene Wild erhielten, sodaß sie das Wild zu eigenem Bedarf schießen könnten — dann wäre die Zahlung erklärlich! Nun, jedenfalls ist die Lage heute eine bessere, heute zahlt die Gemeinde kein Jagdgeld, sondern sie empfängt von den Jagdpächtern ein solches in Höhe von mehreren hundert Mark.

Alljährlich um Lichtmeß erscheint eine Commission von drei Männern in den einzelnen Dorfschaften des Leobschützer Gutsbezirkes, bestehend aus dem städtischen Bürgermeister, einem Rathsmann und einem Kämmerer oder Kanzlisten. Diese Commission oder städtische Abordnung nannte man „Dreiding". Ding, im Altdeutschen Thing, ist also eine Versammlung von Gerichtspersonen behufs Rechtssprechung. Heute haben wir das Wort noch erhalten in: „Dingen" d. h. einen rechtskräftigen Miethskontrakt abschließen; auch spricht man von „dingfest" machen, d. i. Jemanden so abfassen, daß er gerichtlich belangt werden kann. Ein solches „Ding" ist also keineswegs eine geringfügige Sache, womit man seinen Spaß treiben kann. Es war ein kritisches Ding und bestand aus Kritikern von der gefährlichsten Sorte. Wehe, wenn der Dorfschulze nicht alles in bester Ordnung hatte, oder wenn er selber von den Wahlberechtigten nicht statutenmäßig gewählt war! Wehe, wenn in der Ableistung der Frohndienste oder in den sonstigen herrschaftlichen Abgaben irgendwelche Verzögerungen oder kleine Betrügereien vorgekommen waren! Die drei Dinger d. h. die drei Amtspersonen konnten dann fuchswild werden; weshalb das

Dreiding mehr gefürchtet war, als die vier letzten Dinge des Menschen.

Na freilich, immer war es nicht so gefährlich; manchmal konnte es sogar recht gemüthlich zugehen. Denn die drei Rechtsmänner waren doch auch Menschen, ausgestattet mit einer durstigen Kehle, besonders wenn sie den weiten Weg bis aufs Land gemacht hatten. Wer sollte sich daher verwundern, wenn die drei Schriftgelehrten nach einer anstrengenden Sitzung „noch ein Weilchen" im Kretscham sitzen blieben, um auch dem Magen „sein Recht" einzuräumen nach dem altbewährten preußischen Rechtsgrundsatze: suum cuique! An Geld fehlte es ja den Dreidingmännern nicht, sie bekamen für die vorgenommene Revision und Rechtssprechung von der Sabschützer Gemeinde eine Geldentschädigung von 9 Reichsthalern und 12 Silbergroschen pro Jahr. Das war das obligate Dreidingsgeld.

Aus Dr. Troska's Geschichte der Stadt Leobschütz pag. 154 ff. entnehme ich folgende interessante Einzelheiten aus den Befugnissen des Dreidings vom Jahre 1707. Nach Einberufung der Gemeinde mit ihrem Schulzen und Schöffen eröffneten die städtischen Vertreter die Sitzung unter einer gewissen feierlichen Ceremonie. Sodann werden Schulze und Schöffen gefragt, ob ihnen von der Gemeinde der schuldige Gehorsam geleistet worden sei, ebenso wird die Gemeinde befragt, ob sie über Schulz und Schöffen zu klagen habe. Auch der Herr Pfarrer wird aufgerufen, „ob er in Geistlichen Sachen eine Klage wider die Gerichte oder Gemeinde habe".

Ist dies erledigt, so werden die nöthigen Veränderungen bezw. Bestätigungen in den Schöffenämtern vollzogen und der Schöffenbank der Eid abgenommen. Nun folgt ein langes Frage- und Antwortspiel zwischen den Magistratsvertretern und dem Dorfgerichte, ob das „Ding" jetzt beginnen könne. In der eigentlichen Verhandlung kommen

drei Momente zur Sprache: „Erstes Ding, so Gott undt seine Kirch angehet — anderes Ding die Obrigkeit betreffend — drittes Ding so die Gemeind angehet". Der erste Theil z. B. setzt auf die Versäumung des sonntäglichen Gottesdienstes oder der dreimal im Jahre zu empfangenden Sakramente (bravo!) eine Strafe von 4 Pfund Wachs*) — ein Schöffe zahlt 8 Pfund. — Das Lesen von unkatholischen Büchern (bravo!) wird mit 6 Schock Groschen bestraft; das Uebertreten der Fastengebote mit 3 Schock Groschen; das Viehhüten auf dem Kirchhofe mit 30 Groschen ꝛc. Der dritte Theil enthält Strafbestimmungen über Jagd-, Wald- und Baumfrevel — wer bei einer Treibjagd „ein Wildt muthwillig durchlaufen läßt, soll zur Straf 1 Schock Groschen erlegen". — Wer die Wege nicht in dem erforderlichen Zustand hält, Brücken und Zäune beschädigt, Grenzsteine abrückt, wird entsprechend bestraft; desgleichen wer allzuviel Schafe und Tauben besitzt. Wissentlich Dienstgesinde aufnehmen, das anderswo entlaufen ist, kostet eine Buße von 1 Schock Groschen und dergl. Zum Schluß erfolgt von den Dreidingmännern eine dreimalige Anfrage an die Versammelten, ob einer von ihnen noch eine Bemerkung, Anzeige ꝛc. zu machen habe „undt wann sich niemandt findet, so wird das Ding mit einigen Formalitäten geschlossen".

Unter den baaren Geldzinsen sind ferner noch zu nennen die Teichzinsen für die Benützung der Teiche resp. der Teichwiesen, wofür die Gemeinde jährlich die Summe von 12 Thl. und 24 Srg. an die Stadt-Commune zahlte. Und endlich noch die sogenannten Mastungsgelder. Zur Leistung dieser Gelder sind einzig nur die jedesmaligen Besitzer der Mittel- und Niedermühle, keineswegs aber der Obermüller verpflichtet. Und zwar entrichtete jeder der

*) Ein Pfund reines Bienenwachs kostet wenigstens 2 Mark.

beiden Mühlenbesitzer 4 Thl. 24 Sgr. Das Geld muß von den Müllern in eigener Person ohne Entschädigungsanspruch an die Stadt-Kämmerei abgeführt werden. Wer oder was mit diesem Gelde gemästet wird, ist nicht ersichtlich, jedenfalls ist es eine alte Verpflichtung, die als Last auf den betreffenden Mühlen ruhte. Aus einem Streite, welchen die hiesigen Mühlen mit dem Leobschützer Magistrate führten, ist nur soviel zu ersehen, daß die Stadtverwaltung als Gegenleistung für den nöthigen Wasserzufluß sorgen und gegen etwaige Verschlämmungen von Seiten der städtischen Walker, Bleicher, Gerber, Färber ꝛc. strafrechtlich vorgehen mußte. Wenn der Sabschützer Obermüller von der Zahlung des Mastungsgeldes befreit war, so hatte er dafür ein größeres Quantum von Getreidezins zu zahlen. Rechnen wir nun alle die genannten Arten von Geldzinsen zusammen, so erhalten wir die Gesamtsumme von 198 Thalern 16 Silbergroschen. Demnach hatten die Sabschützer Besitzer alljährlich allein gegen 200 Thaler baare Geldzinsen an die herrschaftliche Stadt Leobschütz zu entrichten; die Staats- und Communalsteuern sind darin nicht einbegriffen.

Außerdem lieferten die einzelnen Unterthanen, je nach der Art und Höhe ihrer Verpflichtungen auch Naturalzinsen: Getreide, Hühner, Eier und Garn. Zum Getreidezins sind lediglich nur der Ober-, Mittel- und Niedermüller verpflichtet. Der Obermüller giebt pro Jahr 49 Scheffel und 14 Metzen Körnerfrüchte — der Scheffel enthält ca. 55 Liter. Vierteljährlich muß der Obermüller sein zu lieferndes Getreide mit eigenem Gespann, auf eigene Kosten an das Spital-Vorwerk zu Leobschütz abführen. Nach ihm kommt der Niedermüller, derselbe giebt 27 Scheffel und 12 Metzen Korn, sowie 20 Scheffel Gerste. Bedeutend weniger dagegen zahlt der Mittelmüller, nämlich nur 16 Scheffel Korn und 16 Scheffel Gerste. Die beiden letztgenannten haben außerdem noch die Vergünstigung, daß sie das Getreide nicht mit eigenem Gespann abliefern brauchen, sondern die hiesige Bauernschaft ist verpflichtet, das Mühlengetreide nach der Stadt zu besorgen, während die beiden Müller die Wagen begleiten und für die Richtigkeit des gelieferten Maßes haften müssen.

Eine eigenthümliche Abgabe sind die „Zinshühner". Der Ursprung dieser Abgaben reicht hinauf bis in die Zeit der mosaischen Gesetzgebung. Denn das Leviten-recht des alten Bundes forderte nicht nur den kirchlichen Zehnt vom Volke, sondern bestimmte auch, daß den Königen und Feldherrn ein Dezem zur standesgemäßen Sustentation verabreicht würde. Er hieß Blutzehnt oder Fleischzehnt, wenn die Gabe in lebenden Thieren bestand. Auch bei den alten Römern und Galliern zahlten die Vasallen sowie die unterjochten Völkerschaften ihren Oberherren eine gewisse Zehntsteuer (decimae). Nach der deutschen Rechtsverfassung (im Sachsenspiegel) haben die Grundhörigen ihrem Gutsherrn gegenüber bis zum Anfang der neueren Zeit alljährlich einen bestimmten Feld- und Viehzins zu entrichten. Im Mittelalter herrschte z. B. der allgemeine übliche Gebrauch, daß beim Tode eines Unterthanen der zuständige Gutsherr das beste Stück Vieh aus dem Nachlasse des Verstorbenen sich aneignen konnte. Gewöhnlich nahm er das beste Pferd, die beste Kuh, desgleichen von den übrigen Hausthieren dasjenige, was ihm am meisten zusagte. Diese Todessteuer nannte man das „Besthaupt". Weil nun aber der arme Bauer, wenn ihm das beste Pferd oder die schönste Kuh aus dem Stalle genommen wurde, dadurch meistens einen sehr herben Verlust erlitt, mitunter sogar ganz arbeits- resp. lebensunfähig wurde, so war der ländliche Besitzer froh, falls er das beschlagnahmte Pferd mit einer Anzahl von Hühnern, Gänsen ꝛc. loskaufen konnte. So erklärt sich die Ursache und Entstehung des Flügelzins.

Die Sabschützer Bauern und Gärtner lieferten insgesammt 185 Stück Hühner sodaß auf jede Bauernbesitzung 3—4 Stück kommen. Der Ablieferungstermin war der Tag Michaelis, die Einlieferungsstation war die Stadt-Kämmerei, die Empfangspersonen waren die Magistrats-Mitglieder. Wer die Hühner in Natura nicht abliefern konnte oder wollte, bezahlte für jedes zinsende Huhn 4 Silbergroschen. Die Zinshühner müssen gesund, gut gefüttert und nicht über ein Jahr alt sein; so lautet die gesetzliche Vorschrift.

Können wir uns heute eine genügende Vorstellung machen von dem Treiben, wenn am Morgen des St. Michaelistages sämmtliche Bauern aus allen zinspflichtigen Dörfern mit ihren Hunderten von Zinshühnern in der Leobschützer Stadt-Kämmerei ankamen? Welche Unmenge von „Hühneraugen" gab's da? Wer sie hätte sehen können — diese Hühner-Ausstellung! Wer ihm hätte beiwohnen können — diesem Hühner-Congreß in der guten, alten Zeit! Mag das ein Krähen und Gackern, ein Krächzen und Kreischen, ein Gluckzen und Schluchzen gewesen sein! An jenem Tage war die löbliche Stadt-Kämmerei in Wahrheit eine „Puttkammer", um nicht zu sagen: ein Hühnerstall! Was Wunder, wenn die Herren Stadträthe die Stadtmusikanten zur Eröffnung des Hühnertages musizieren ließen, damit wenigstens einigermaßen das unmelodische Krähen melodisch übertönt werde, und damit das Schimpfen der Bauern nicht so sehr gehört werde, wenn ihnen ein alter, zahnloser, zehnjähriger Hahn zurückgegeben wurde mit der ebenso höflichen als dringenden Bitte, doch gefälligst einen „Einjährigen" abzuliefern. Und wie war es denn, wenn eine allzu dienstfertige Henne noch im letzten Augenblicke den erstaunten Magistratspersonen ein Ei vor die Füße legte? Wem gehörte es? Es war das ein Streitpunkt, wie es deren in alter Zeit mehrere gab und heute noch giebt. Die

Rechtsgelehrten fanden darin Stoff und Gelegenheit genug, ihre ganze Salomons-Weisheit an den Tag zu legen.

Wie schon bemerkt, hatte Sabschütz an die Stadt Leobschütz auch einen Eier-Zins zu zahlen: derselbe hat jedoch niemals eine große Bedeutung erlangt. Es ist dies auch ganz natürlich; denn ein gebackenes oder gebratenes Huhn schmeckt allemal besser, als zwei gekochte Eier. Darum begnügte sich die herrschaftliche Stadt mit einem ganz geringen Eierzins. Nur der Freigärtner Friede war zur Entrichtung dieses Zinses verbunden, alle übrigen Besitzer aber waren davon befreit. Gedachter Freigärtner lieferte jährlich in der Charwoche, am Grünen Donnerstage, an den Bürgermeister von Leobschütz dreißig Stück gute Hühner-Eier.

Als eine weit größere Last ist die Spinnpflicht, oder der Garn-Zins, anzusehen. Zum Garnspinnen für die Herrschaft sind in der Gemeinde Sabschütz sämmtliche Robot-Bauern verpflichtet, mit Ausschluß der Larischbauern. Und zwar ist die Bauernschaft gehalten — so sagt das Urbarium — jährlich der Herrschaft neunzehn und dreiviertel Stück halbwerggenes und halbflächsenes Garn von dem ihr zu gewährenden Materiale unentgeltlich zu spinnen. Jeder Bauergutsbesitzer trägt zu dem Gespinnste nach dem Verhältnisse seines Acker-Besitzstandes bei. Der Ganzhubner spinnt pro Jahr ein Stück, der Halbhubner zwei Strähne, der Viertelhubner einen Strähn Garn. Das benöthigte Material, bestehend in Werg oder Flachs, wird den Unterthanen auf dem städtischen Vorwerk Schlegenberg unter Zuziehung der Dorfgerichte nach geaichten Gewichten am St. Martinstage zugewogen. Auf ein Stück grobwerggenes Garn empfängt der Spinnpflichtige 8 Pfund Werg, zu einem Stück flächsenen Garnes zwei Pfund gut gehechelten Flachs.

Das gesponnene Garn muß jeder Spinnpflichtige am Termine Lichtmeß auf dem Vorwerk Schlegenberg zu

Händen der herrschaftlichen Wirthsschaftsbeamten voll und richtig abliefern. Zur Richtigkeit ist erforderlich, daß das Stück vier Strähne, der Strähn drei Zaspeln, die Zaspel 20 Gebünde, das Gebund 20 Fäden enthalte, wovon jeder Faden 4 Ellen lang sein muß. Natürlich werden diese Angaben nur für die Spinner ein Interesse haben und für die ländliche Bevölkerung, welche früher so überaus viel gesponnen hat. Bevor das Urbarium gesetzliche Kraft erlangte, war die Spinnpflicht eine noch bedeutend größere. An jedem Werktage d. i. Wochentage während der Wintermonate mußten je zwei Personen aus den städtischen Kämmereidörfern der Reihe nach in die Stadt gehen, um dort „aufzuwarten", und zwar die eine Person zum Bürgermeister, die andere zum Syndikus. Da es aber meistentheils nichts zum Aufwarten gab, so ließen die Stadtherren die Aufwärter fleißig spinnen. Das Urbarium von 1802 hat diese Last beseitigt und den beschwerlichen Aufwartedienst ganz aufgehoben.

Beim Nennen des Wortes „spinnen" wird die Einen ein freudiges, die Anderen ein schauerliches Gefühl überlaufen, je nachdem sie diese Arbeit gern oder ungern verrichtet haben. Indeß, ob gern oder ungern, spinnen mußten in früherer Zeit Alle! Das Spinnen ist den Schlesiern, besonders den Sabschützern gut bekannt — man könnte fast sagen: das Flachs-Spinnen ist mit der Kulturgeschichte Schlesiens eng versponnen. Schlesische Garne und schlesische Leinwand haben heute noch eine große Berühmtheit. Die schlesischen Weber und ihre Kunstprodukte hatten in der Welt einen ähnlichen Ruf, wie etwa die Brüsseler Spitzen, die Westfälischen Schinken, die Pommerschen Gänse, die Ulmer Pfefferkuchen ꝛc. Allen Respekt vor den ehemaligen, schlesischen Leinewebern! Sie waren reich und genossen eine hohe Achtung in der deutschen Handelswelt. Und was genießen sie heute? Einen Hungerlohn, und infolgedessen auch ein Hungerbrot.

— Bei der riesigen Entwickelung der Fabrik-Spinnereien sind die armen Leineweber fast auf den Aussterbe-Etat gesetzt, oder zu einfachen Fabriks-Handlangern herabgewürdigt worden. Das sind eben die Schattenseiten der heutigen, glanzvollen Culturperiode. Jedes Handwerk und jeder Stand empfindet die Nachtheile des scheinbaren Fortschrittes.

In alten Tagen mußte ein jedes Kind gleichzeitig mit dem Alphabeth auch das Spinnen erlernen, das letztere galt sogar noch für wichtiger. Wer mit der Spindel nicht umzugehen verstand, war in den Augen der Dorfbewohner nur ein halber Mensch. Und als im 16. Jahrhundert von Jürgens in Nürnberg das Spinnrad erfunden worden, gehörte das blank polierte Spinnradel ebenso unbedingt zur Ausstattung einer jungen Bauersfrau, wie heutzutage das Klavier zur Ausstattung einer Stadtdame.

Männer und Frauen, Reiche und Arme, Alte und Junge treten das Spinnradel. Das „spillen gehen" ist jetzt noch ein gut bekanntes Sprichwort unter dem Landvolke. Beim lustigen Flackern des Kaminfeuers, beim Schnurren des Spinnrades, — wie gemüthlich saß und plauderte es sich am großen Eichentisch! Wie schöne Geschichten wußte der Großvater zu erzählen von der alten guten Zeit, von Gespenstern und Spuckgeistern, vom Feuermann, von Kobolden und den bekannten „Finstweiblein"! Ein Gruseln und kalter Schauer lief dabei der aufmerksamen Zuhörerschaft über den Rücken, — man rutschte näher an den wärmenden Kachelofen, in welchem dicke Holzscheite prasselnd brannten.

Aus dem gesponnenen Garn wurden alljährlich große Leinwandballen hergestellt. Leinwand gehörte zum Reichthum der Bauern: nach der Ellenzahl der Leinwand taxierte man die Ausstattung der Bauerstochter, mit Leinwand bezahlte man die Knechte und Mägde, aus Leinwand verfertigte man die meisten Kleidungsstücke, zahlreiche Garn- und

Leinwandhändler durchzogen die Gegend. Spinn, spinn! das war das Loosungswort der früheren Zeit; das Mädchen spann, bis die Spille seiner müden Hand entfiel, bis endlich auch einmal ihr eigener Lebensfaden abgesponnen war! — Und heute? Heute sind die Spinnerinnen und Spinnstuben fast unbekannte Dinge geworden. Wie ein Märchen aus alten Tagen, so schnurrig klingt das Spinnen in die Jetztzeit herüber.

Wenn die Eltern und Großeltern es nicht versicherten, würde man es heute kaum glauben mögen, daß noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ganze Winternächte hindurch eifrig gesponnen wurde. Die heutigen Mädchen in ihren Sonntags-Puffärmeln paßen ebenso wenig zum Spinnrocken, wie die heutigen Bauernsöhne mit ihren Glacehandschuhen zum Schlammladen! Andere Zeiten, andere Sitten! Daher ist es gut, daß nunmehr die Spinnverpflichtungen allgemein abgelöst und aufgehört haben. Nun hat man mehr Zeit zum Häkeln und Sticken und Stricken und — zum müßigen Umherschlendern. Das berühmte Spinnradel dagegen steht in einer dunklen Ecke der Bodenkammer als ein stilles Bild aus vergangenen Tagen. „Lebewohl, du alter Spinnrocken"!

Ich habe somit die Baar- und Naturalabgaben der früheren Sabschützer Besitzer des Näheren geschildert und einige unmaßgebliche Bemerkungen daran geknüpft. Zur Vervollständigung des Titels „herrschaftliche Abgaben" gehört ferner noch, daß wir auch eine Uebersicht gewinnen über die Größe und Beschaffenheit der Hand- und Spanndienste. Zur Ableistung der Spanndienste sind verpflichtet vornehmlich die Anbauern, zu den Handdiensten die Gärtner und Hausleute. Die Larischbauern genießen einige Erleichterungen in den Frohndiensten, ich will aber auf dieselben nicht eingehen, da sie ohne Belang sind. In der Regel werden die Spanndienste vierspännig mit Pferden abgeleistet; Zugstiere finden keine Verwendung.

Glaubt indeß der Robot-Bauer im Stande zu sein, drei- oder gar bloß zweispännig die verlangte Arbeit in derselben Zeit und ebenso gut verrichten zu können, so ist das Dominium nicht befugt, denselben aus der Arbeit zurückzuweisen. Zu jedem Dienste muß der Spannpflichtige taugliches Vieh, sowie die erforderlichen Wagen und Ackergeräthe selbst mitbringen, ebenso müssen auch die zur Führung der Wagen, des Pfluges und der Eggen nöthigen Personen gestellt werden. Ob der Bauer in eigener Person, oder durch tüchtiges Gesinde, oder durch diensttaugliche Kinder den Hofedienst verrichten läßt, ist seinem Belieben überlassen. Von welcher Art immer die Spanndienste sein mögen, die Unterthanen werden stets nur an den Wochentagen dazu verlangt. Die amtliche Bekanntmachung erfolgt für gewöhnlich am vorhergehenden Tage, wobei zugleich die Art, die Zeit und der Ort der Arbeit ausdrücklich angezeigt werden. Dies geschieht durch den Ortsschulzen.

Man sieht, Alles ist genau bestimmt und gesetzlich geordnet; desgleichen sind alle Eventualitäten vorgesehen und gewisse Unglücksfälle in Berücksichtigung gezogen. Wir wollen also weiter hören; ich lasse einfach das Urbarium sprechen. Die Dienste werden theils beim Vorwerk Schlegenberg, theils im Stadtbezirk Leobschütz und beim Forst-Amte geleistet. Dabei hat die Wirthschafts-Administration durch eine zweckmäßige Arbeitsvertheilung Vorsorge zu treffen, sodaß jedwede Collision vermieden werde. Es kommt nicht darauf an, um welche Stunde des Tages der Dienst angefangen und beschlossen wird, es ist auch gleichgiltig, welche Ruhe- und Futterstunden der Spannpflichtige hält, wenn derselbe nur die zu leistende Arbeit in der gehörigen Zeit und in zufriedenstellender Weise ausführt. Selbstverständlich werden sämmtliche Spanndienste völlig unentgeltlich abgeleistet; das Dominium ist keineswegs verbunden, für das betreffende Vieh der Unterthanen Futter oder Hutung herzugeben. Dagegen aber

ist die Herrschaft gehalten, die gehabten Zölle, Mauthen-, Brücken- und Fährgelder zu erstatten, sowie Stall-Streue und Licht-Geld zu geben. Wird der Robot-Bauer von einem Unglück betroffen, brennt ihm sein Wohnhaus oder seine Scheune nieder, so wird ihm entweder für ein ganzes oder halbes Jahr die herrschaftliche Dienstleistung erlassen. Ganz dieselbe Erleichterung tritt ein, wenn der Unterthan durch Unglück oder Seuche sein Zugvieh verliert. Ist es dem Anbauer infolge seiner eigenen oder der Seinigen Krankheit unmöglich, die schuldigen Spanndienste zu leisten, so ist die Dominialverwaltung berechtigt, das Zugvieh desselben, sowie dessen Wagen abzufordern und durch Hofeknechte den Dienst verrichten zu lassen.

Zu den robotmäßigen Spanndiensten gehören übrigens folgende: alle Ackerarbeiten, Düngerfuhren, sämmtliche Ernte- und Heu-Fuhren, Brenn- und Bauholzfuhren, ferner Fourage-Lieferungs-Fuhren bei Kriegszeiten, Spanndienste bei Wege- und Brückenreparaturen, Stein-Pflasterfuhren u. dergl. Es braucht wohl erst nicht erwähnt werden, daß die Besitzer von Königsdorf und Kittelwitz in ähnlicher Weise ihre Hofe- und Frohndienste zu verrichten hatten, wie die Sabschützer Unterthanen. Alle drei Dörfer des hiesigen Kirchspiels standen ja in demselben Abhängigkeitsverhältnisse zu der Stadt Leobschütz, deshalb werden wohl auch die Anforderungen dieselben gewesen sein. Während aber Sabschütz die Arbeiten, Spanndienste ꝛc. zumeist auf dem Kaltenhausener und Schlegenberger Vorwerke zu vollbringen hatte, mußten die Königsdorfer Besitzer zum Theil den weiten Weg bis Blümsdorf machen, um dort ihre Dienste abzuleisten. Die Zeit der Hin- und Rückfahrt wurde dabei in Anrechnung gebracht. Etwas Näheres über die „Robote" der Königsdorfer und Kittelwitzer weiß ich nicht zu sagen, da mir die betreffenden Urbarien nicht zur Verfügung stehen; es schadet auch nichts, denn die diesbezüglichen Angaben sind von keiner Wichtigkeit. Die

Bestimmungen, wie sie im Sabschützer Urbarium aufgenommen sind, genügen vollständig, um uns einen Einblick in die Robot-Verhältnisse der früheren Zeit zu gewähren.

Nach einer von mir angestellten Berechnung hatten die hiesigen Bauergutsbesitzer für die städtische Herrschaft alljährlich ca. 275 Scheffel Aussaat zu besorgen und demgemäß das Ackerland zur Aufnahme der Saaten vorzubereiten. Ob dies eine leichte oder schwere Arbeit war, überlasse ich dem Urtheile der Fachmänner. Ist durch die Schuld der Spannpflichtigen die Ackerung so schlecht hergestellt worden, daß das Dominium die Aussaat ohne sichtbaren Schaden nicht vornehmen kann, alsdann können die betreffenden Bauern gezwungen werden, den vernachlässigten Dienst auf eine gewissenhaftere Weise zu wiederholen bezw. die erstandenen Unkosten zu erstatten.

Je einmal im Winter- und Sommerhalbjahre wird eine Anzahl von Unterthanen beordert, vierspännig am Schlegenberger Vorwerkshofe zu erscheinen, um Dünger abzufahren. Und zwar muß sämmtlicher Dünger von sämmtlichem Vieh, welcher sich dort während der Winter- und Sommermonate aufgehäuft, auf die Vorwerksfelder hinausgeschafft werden. Ein Hofzug fährt voran, die Unterthanen folgen nach. Im Sommer beginnt diese duftende Arbeit früh 5 Uhr, im Winter bei Sonnenaufgang, etwa um 8 Uhr. Das Dorfgericht hat dafür zu sorgen, daß die erforderlichen Gespanne zur rechten Zeit erscheinen. Interessant ist es, zu hören und zu lesen, welche peinlich-genaue Bestimmungen getroffen sind über Beschaffenheit und Größe der Düngerwagen. Man sollte meinen, daß jedesmal die Wagen erst mit Zollstab und Winkelmaß gemessen wurden, ob sie auch wirklich die erforderliche Länge, Breite, Höhe und Tiefe hatten, um ein geziemendes Quantum von Mist aufnehmen zu können.

Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einige Bestimmungen anzugeben. Als oberste Regel gilt: Der

Mist wird nur vierspännig hinaus befördert; denn er ist von hoher Bedeutung für den Landmann, weshalb auch sorgsam darauf geachtet werden muß, daß ja kein „Tröpla" dieser wichtigen Substanz verloren gehe. Ein jeder Abgeordnete hat deshalb einen gut verschlossenen, standhaften, „gut geschmierten" Wagen mitzubringen. Die Unterlagen und Seitenbretter müssen sechs Ellen lang und ½ Elle breit sein; die Rungen 1½ Elle lang und in den höchsten Ausläufern 1½ Elle in der Breite von einander abstehen. Beim Laden von trockenem Schafdünger müssen außerdem noch die Seitenbretter bis zur höchsten Höhe der Rungen gehoben, während beim Laden von „saftigem" Dünger die Bretter nur ¼ Elle gehoben werden. Beim „speckigen" d. i. gut durchgefaulten Kuh-Dünger brauchen die Wagenbretter nur ⅛ Elle gehoben werden. — Sollte also nach keiner Richtung hin ein Unrecht geschehen, so mußte thatsächlich ein Beamter mit dem Centimeter-Maße dabeistehen und genau nachmessen. Wie kleinlich und peinlich! Es fehlte bloß noch, daß auch die Mistgabeln inbetreff ihrer Länge und Breite polizeilich geaicht worden wären! Aber wir verlassen jetzt diesen übel riechenden Gegenstand und wenden uns den Ernte-Fuhren zu.

Die Erntezeit ist für den Anbauer eine Zeit der Freude. Denn nun sammelt er freudigen Herzens die Vorräthe, welche Gottes Güte ihm geschenkt. Beim Anblick all' der goldenen Halme und lachenden Aehren lacht auch ihm das Herz im Leibe. Ein goldener Traum steigt in seinem Geiste empor; er sieht bereits im Voraus die blanken Goldstücke, wie sie die dunklen Schatten der Zukunft goldig umsäumen. Allein, die Erntezeit ist für den Landmann auch eine Zeit des Hastens und Jagens, des Bangens und Sorgens, eine Zeit des Schweißes und der aufreibendsten Arbeit.

Fest gelagert an der Erden
Liegt das Korn im Ackerland.
Noch heute muß geerntet werden —
Frisch! ihr Knechte, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß;
Es weht ein guter Wind von oben —
Schnell, die Garben aufgehoben!

Denn will der Bauer Korn verkaufen,
So muß er hin und her viel laufen:
Muß graben, klopfen, kratzen, hacken,
Mit Egge und Pflug die Pferd' bepacken,
Muß Furchen zieh'n, muß säen und drillen,
Von früh bis spät seine Pflicht erfüllen.
Doch ist das Korn nur dann zu loben,
Wenn Gottes Segen kommt von oben! —

Ja, alle Arbeit, alle Berechnung und Kunst nützt dem Ackerbauer nichts, wenn Gott der Herr zum Gedeihen der Feldfrüchte nicht seinen Segeu giebt. Der Bauer kann nur graben und pflanzen, aber Gott muß begießen und günstiges Wachsthum geben. Mehr als jeder andere, hat also der Ackerbürger das Recht und die Pflicht, sich als Mann „von Gottes Gnaden" zu betrachten und dem gemäß sich zu benehmen, besonders zur Erntezeit. Eifrig muß er jedes günstige Lüftlein ausnützen, um sein Getreide rechtzeitig unter Dach und Fach zu bringen. Wie nun, wenn er bei schönen Erntetagen für den Gutsherrn arbeiten soll? Das war eine fatale Sache! Die Frohndienste wurden demnach zu keiner Zeit so ungern geleistet, so sehr gefürchtet und verwünscht, als gerade zur Erntezeit. Und doch gehörten die herrschaftlichen Ernte-Fuhren zu den strengsten Verpflichtungen der alten Unterthanen.

Wenn die Halmfrüchte unter den glühenden Strahlen der Julisonne gelb wurden, so schickte das Dominium zur Bauernschaft und ließ bitten, so schnell als möglich für mehrere Tage mit Mägden und Knechten, mit Pferden und Wagen herbeizukommen, um das geschnittene Getreide

einzubringen. Natürlich gab es da keinen Widerspruch, keine Entschuldigung; der Anbauer mußte einfach gehorchen und konnte sein Getreide erst dann einführen, wenn die Ernte am Dominium beendet war. Trat unterdessen etwa ein längeres Regenwetter ein, so mußte er es ruhig abwarten.

Jeder Robot-Bauer bestellt mit seinen Leuten das Aufladen des herrschaftlichen Getreides auf einem ihm zugetheilten Feldstücke, sowie die Abfuhr und das Abladen in den Scheunen, hingegen das Häuen, Binden, Rechen, Altern ꝛc. besorgen die Handdienst-Leute. Dasselbe wiederholte sich bei den 18 Heu- und 14 Grummet-Fuhren. Es würde zu weit führen, wollte ich alle Leiden und Freuden bei diesen herrschaftlichen Erntearbeiten schildern. In Kürze will ich nur noch erwähnen, daß neben den Erntefuhren auch die vielen Holzfuhren (Brenn-, Bau- und Brauholz) sowie die Wege- und Pflaster-Reparaturfuhren sehr drückend und zeitraubend waren.

Wir wollen und können von diesem Kapitel nicht scheiden, ohne zuvor noch den verschiedenen Arten von Handdiensten eine kleine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Wir wollen nachforschen, von welcher Beschaffenheit die Handdienste waren und welche Belohnung die Robotleute vom Dominium zu beanspruchen hatten. Von den Handdiensten waren die spannpflichtigen Bauern befreit, die Handlangerdienste wurden lediglich von den Gärtnern, Häuslern und Inliegern ausgeübt. Das Ortsgericht zeigte die Art, den Ort und die Zeit der Arbeit den Interessenten an; es gab Männer- und Frauenarbeiten. Zu den ersteren hatte der Wirth selber zu erscheinen, im Verhinderungsfalle ein tauglicher, männlicher Vertreter. Zu den letzteren erschien die Wirthin in eigener Person oder an ihrer Stelle eine andere geeignete weibliche Kraft. Die Arbeiten waren so einzurichten, daß aus jeder Besitzung, aus jedem Hause immer nur

eine Person herbeigezogen werden brauchte. Jeder Gärtner und Häusler aus Sabschütz betheiligte sich, sobald die Reihe an ihm kam; derselbe hatte die zur angemeldeten Arbeit erforderlichen Handgeräthe selber mitzubringen, als Sense, Rechen, Gabel, Grabscheite, Sichel, Beile, Dreschflegel u. dgl. m.

Täglich wurden im Winter zwei, im Sommer drei Ruhestunden gestattet. War in einer Besitzung der Hauswirth oder die Hausfrau gestorben, so blieb dessen Familie acht Tage lang von den Hofe- und Handdiensten verschont, ebenso wenn gleichzeitig nothwendige Gemeinde- oder Staatsdienste zu verrichten waren. Und was einigermaßen zu verwundern ist, auch bei Kindtaufen und bei Hochzeitsfeierlichkeiten gewährte das Dominium allergnädigst einige freie Tage. Außer diesen unbestimmten gab es noch ganz bestimmte und ständige Arbeitstage. So mußten alljährlich am 1. September je 7 Arbeiter aus der Gemeinde hinaus auf den Dominialhof wandern, um dort während des ganzen Winters die laufenden Wirthschaftsarbeiten zu verrichten; drei Männer begaben sich nach Schlegenberg, und vier Arbeiter nach dem städtischen Spitalhof.

Der Leser möchte doch gewiß gerne hören, welche Gattungen von Arbeiten zu den robotmäßigen Handdiensten gerechnet wurden. Es richtete sich dieses nach der eintreffenden Jahreszeit; ich will eine ganze Reihe von Arbeiten aufzählen, an denen sich Männer und Frauen, sogar auch Auszügler und Kinder betheiligten. Denn das Dominium nützte die Kräfte gut aus, zumal in den meisten Fällen nicht der geringste Lohn gezahlt wurde. Obenan stehen die verschiedenen Feldarbeiten im Frühling, Sommer und Herbst: Schollen zerklopfen, Wasser ableiten, Dünger breiten, säen, jäten, Kartoffel schneiden und einlegen, Getreide und Gras mähen, Garben binden, Getreide rechen, aufladen, abladen ꝛc. Auch in der Häuslichkeit während des Winters bot sich viel Gelegenheit zum

Arbeiten: da wurde gedroschen, gewurfelt, die Tenne ausgebessert; Strohseile, Schauben und Gartenzäune gemacht; da wurden die Schafe gebadet und geschoren, Holz geschlagen und zerkleinert, Flachs gehechelt und gesponnen. Wer zählt sie auf, all' die angenehmen und unangenehmen Arbeiten?

Eine besondere Art von Hofedienst dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, nämlich den sogenannten Ordonanzdienst. Derselbe rangirte zwar unter den Handdiensten, jedoch wurde er in der Regel mit den Füßen verrichtet. In der alten Zeit kannte man noch nicht die nützliche Einrichtung der Landbriefträger, wenigstens nicht in dem Umfange und in der Schnellthätigkeit, wie es heute der Fall ist. Das gewaltige Netz der Telegraphen- und Telephon-Drähte war noch nicht über das Land ausgespannt; der elektrische Funken trug noch nicht mit Blitzesschnelle das gesprochene Wort von einer Stadt zur anderen. Leobschütz und Sabschütz hatten damals noch keine Telephon- und Postverbindung, wie heute. Noch vor 60 Jahren gab es, wie erzählt wird, im ganzen Leobschützer Kreise nur einen einzigen Briefträger, welcher kaum alle acht Tage einmal in unserem Dorfe sichtbar ward. Den brieflichen Verkehr besorgten daher nur Privatboten, und die Grundherrschaft war befugt, ihre Unterthanen zu den Ordonanzdiensten heranzuziehen. Das ganze Jahr hindurch mußten aus jedem zur Stadt-Kämmerei gehörigen Dorfe täglich zwei Männer bei dem fürstlich-dirigierenden Bürgermeister erscheinen, um die nöthigen Botengänge auszuführen; selbst Sonn- und Feiertage waren nicht ausgenommen, wie denn auch heute der Post- und der Eisenbahnbeamte keinen Sonntag hat. So sehen wir täglich zwei Mann, je einen Gärtner und Häusler, von Sabschütz nach Leobschütz pilgern zur Ausübung der Ordonanzdienste. Alle in königlichen und städtischen Angelegenheiten vorkommenden Botengänge, Kurrenden,

Verordnungen, sowohl innerhalb, als außerhalb des Stadtbezirkes fanden auf diese Weise ihre Erledigung. Die Boten haben keinerlei Lohn oder Kost zu beanspruchen, sind aber ihrerseits nicht verpflichtet, weiter als eine Meile im Umkreise von Leobschütz ihre Gänge zu machen.

Schwer und drückend waren alle diese im gegenwärtigen Kapitel angeführten Frohndienste; aber wie schon gesagt, sie waren erträglich. Man war diese Art von Arbeiten gewöhnt, von Jugend auf kannte man nichts anderes, und die tägliche Uebung erleichterte die Sache.

Bei alledem waren die Leute vergnügt und gesund, sie waren weit gesünder und zufriedener, sie wurden weit älter an Lebensjahren, als heutzutage, wo die veränderten bezw. verschlechterten Arbeitsverhältnisse den Arbeiter frühzeitig invalid machen. Mit dem höheren Geldverdienste lernt der heutige Arbeiter auch feinere d. h. schädlichere Genüsse und Vergnügungen kennen. Wie gewonnen, so zerronnen! Namentlich haben wir von der Sachsengängerei nicht viel Gutes zu erwarten; gebrochen an Leib und Seele kehren viele Arbeitsleute heim, oft auch mit leeren Taschen. Im Sommer laufen sie dem Bauer davon, finden sie infolgedessen im Winter bei den Landwirthen keine Arbeit und kein Brot, alsdann wird geschimpft auf die große „Nothlage". Wer hat aber die Nothlage verursacht? Gar oft die Arbeiter selber! Also nicht das Geld und die zügellose Freiheit macht den Menschen glücklich, sondern Zufriedenheit, Arbeitsamkeit und Gottvertrauen. Wir wollen daher im Folgenden nachsehen, wie es in früherer Zeit mit dem Geldverdienste, mit den Lohn- und Kost-Verhältnissen stand. Vielleicht kann es von Nutzen sein, von diesem neuen Bilde den Schleier etwas zu lüften.

VII. Kapitel.

Lohn- und Kost-Verhältnisse.

Die Lohnfrage gehört mit zu den wichtigsten Fragen der Gegenwart. Alle Klassen von Beamten und Arbeitern rufen laut nach Gehaltsaufbesserung, nach Lohnerhöhung. Wie einst die halbverzweifelten Gefährten des Kolumbus täglich mit steigender Sehnsucht nach dem neuen Welttheile Ausschau hielten, so erwartet man auch heute sehnsüchtig das Zustandekommen eines neuen Reichsgesetzes zur allseitig befriedigender Regelung der Beamtengehälter. Der Fortschritt macht sich eben auch hierin bemerklich. Einen gewissen Lohn für seine Arbeit beansprucht jedermann; das ist eine alte Sache, es war immer so. Schon der Patriarch Jacob wollte seinem Onkel Laban nicht umsonst dienen. Und der reiche Grundbesitzer Laban erklärte sogar in einem Anflug von Großmuth dem armen Jacob: „Bestimme Du selbst den Lohn, den ich Dir geben soll!" Natürlich war dies nur eine „wohlwollende" Versprechung, die später leider nicht gehalten wurde. Auch der Verräther Judas wollte für seine schwarze That einen Lohn haben: „Was wollt Ihr mir geben, so werde ich Ihn Euch überliefern", so sprach er zu den Hohenpriestern. —

„Gieb mir das Haupt des Johannes!", diesen sündhaften Lohn beanspruchte die Herodianische Ballettänzerin für ihre künstlerischen Produktionen. Man sieht Lohnforderungen, bescheidene und unbescheidene, erlaubte und unerlaubte, gab es überall und jederzeit. Uns liegt hier nichts daran zu wissen, welchen Höchstgehalt die Offiziere oder Lehrer in der Gegenwart erhalten sollen, sondern wir wollen erfahren, welchen Lohn die ländlichen Dienstboten und Tagearbeiter vor hundert Jahren von ihren Arbeitsgebern empfangen haben. Einen Vergleich mit der Neuzeit kann jeder selbst ziehen.

Zunächst muß bemerkt werden, daß in früherer Zeit die Dienstboten nicht allein aus der ärmeren Klasse der Häusler und Inlieger hergenommen wurden, vielmehr traten häufig auch die erwachsenen Kinder der Anbauern und Gärtner in Dienst. Anlangend den herrschaftlichen Hofedienst, gehörte es zu einer Verbindlichkeit der Unterthanen, ihre Söhne und Töchter als Dienstboten auf dem Gutshofe arbeiten zu lassen. Sämmtliche Kinder der Sabschützer Unterthanen hatten die Verpflichtung, auf irgend einem der Leobschützer Vorwerkshöfe drei Jahre lang zu dienen. Eine Ausnahme bildeten nur die Kinder der hiesigen Mühlenbesitzer, die Kinder des Freigärtners sowie die Kinder jener Bauergutsbesitzer, welche gemeinschaftlich mit ihren Eltern im Besitze des Gutes waren. Diese Kinder waren frei vom dreijährigen Hofedienst. Starb aber der Vater derselben, oder ging das betreffende Bauerngut in den alleinigen Besitz eines Sohnes oder eines Fremden über, so trat für die übrigen Kinder die Verpflichtung zum Hofe-Gesindedienst wieder ein. Drei Jahre müssen die Unterthanen-Kinder der Gutsherrschaft dienen, jedoch darf der Dienst immer nur zwei Jahre hintereinander andauern, zwischen diesen und dem dritten Dienstjahre muß eine längere Unterbrechung eintreten. Hat das Dominium keinen Bedarf an Gesinde, so kann das dritte Jahr ganz nachgelassen werden. Aus einer und derselben Familie dürfen niemals zwei Kinder zu gleicher Zeit in den Vorwerksdienst genommen werden, so fordert es die gesetzliche Bestimmung.

Der Magistrat hat ferner noch das Recht der Vorhand. Wollen sich demnach die Unterthanen-Kinder nach Ableistung des dreijährigen Dienstes anderweitig vermiethen, so haben sie zuvor bei den Magistratspersonen die Erlaubniß hierzu nachzusuchen. Werden auf dem Dominium keine Dienstboten gebraucht, so können die Petenten auswärts in Dienst gehen, im anderen Falle

aber haben sie die Pflicht, unter das Hofgesinde sich einreihen zu lassen. Damit war der Freizügigkeit ein ganz gewaltiger Riegel vorgeschoben und dem Dominium waren die benöthigten Dienstboten ein für alle Mal gesichert.

Ganz anders ist es heute. Trotz des überaus hohen Miethgeldes hat der heutige Grundbesitzer Mangel an arbeitstüchtigen und zuverlässigen Dienstboten. Die männliche Jugend zieht das freie, ungebundene Arbeiterleben in der Industriegegend vor; die Arbeiterjugend will eben frühzeitig den eigenen Herrn spielen. Die weibliche Jugend hingegen sucht gern die leichte Küchen- und Stubenarbeit bei der städtischen Herrschaft. Denn dort giebt es nicht nur hohen Lohn, sondern auch reichliche Weihnachtsgeschenke, lockende Abendpromenaden und andere Aussichten auf interessante Abenteuer. Dort avancirt man schnell von der Kuhmagd zum Stubenmädel, bringt es leicht zum „Fräulein" oder gar bis zur „Madame"! Es geht zwar manchmal dem Fräulein Dienstmädel in der Stadt weit schlechter, als einer braven, ehrsamen Dienstmagd auf dem Lande — doch, das schadet nichts: nobel will die Welt zu Grunde gehen!

Will der Landmann heutzutage seine Dienstboten behalten, so muß er schon zu Ostern die bescheidene Anfrage richten, ob der Knecht oder die Magd das nächste Jahr bei ihm verbleiben werden. Und ist er so glücklich, das Jawort zu erhalten, dann muß er gleich das entsprechende Angeld geben und womöglich eine Lohnerhöhung in Aussicht stellen. Verpaßt er den günstigen Zeitpunkt, kommt ein anderer ihm zuvor, oder zahlt sein Nachbar eine Mark mehr Lohn, alsdann kann der bedauernswerthe Ackerbesitzer sich selbst in den Kuhstall setzen und seinen brüllenden Zuhörern das schöne Stimmungslied vorsingen: Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!

Vor hundert Jahren brauchte der Bauer mit dem Abschließen des Miethkontraktes nicht so eilig zu sein,

er brauchte auch nicht monatelang auf der Suche nach einem Dienstboten zu sein. Alle Jahre am Thomastage d. i. am 21. Dezember hatten nämlich die dienstfähigen jungen Leute beiderlei Geschlechts auf dem Platze vor dem Leobschützer Rathhause ihre „Gestellung". Hier versammelten sie sich in den Vormittagsstunden und waren froh, wenn sie von den städtischen Wirthschaftsbeamten oder von anderen Grundbesitzern gemiethet wurden. Als Angeld wurden ein Paar Silbergroschen gezahlt; zum Neujahr traten die Auserwählten in Aktion. Mit einem kleinen Ränzel auf dem Rücken hielten sie unter dem Gebell der Haushunde ihren feierlichen Einzug auf den neuen Bauernhof.

Welchen Jahreslohn bekamen die Dienstboten der alten Zeit? Die Akten geben uns den erwünschten Aufschluß. Der Knecht erhielt jährlich 8 Thaler, die Großmagd 6 Thaler, die Mittelmagd empfing 4 Thaler, der Pferdejunge und das Kindermädchen 2 Thaler. Dazu kamen allerdings noch Geschenke, bestehend in Leinwand, Ernte-Butter und Käse. Und zwar bekommt der Großknecht in der Regel 12 Ellen Leinwand zur Anfertigung von Beinkleidern, Hemden ꝛc., die Großmagd insgesammt ca. 20 Ellen werggene und flächsene Leinwand, die Mittelmagd = 16 Ellen. Dafür haben jedoch die beiden Mägde die Verpflichtung, während der Wintermonate in den Abend- bezw. Nachtstunden für ihre Herrschaft 4 Stück = 16 Strähne Garn unentgeltlich zu spinnen, wozu ihnen das Material geliefert wird. An genießbarer Butter erhält jede Magd von Pfingsten bis Michaelis wöchentlich 1/4 Quart; es war dies wohl eine kleine Entschädigung dafür, daß die Magd während des Sommers mühsam das Grünfutter für die Kühe aus Wald und Berg und Thal herbeischleppen mußte. Denn solch' systematische Kleebeete, wie heute, legte der damalige Bauer nicht an; es gab ja auf allen Rainen, Grenzen und Auen genug Gras zur Fütterung. Bald nach der Ernte wurde übrigens das

Vieh auf die großen Brachfelder und Hutungen getrieben, wo es mitunter auch übernachtete. Die verschiedenen Hirten wurden von der Gemeinde angestellt und besoldet.

Ein wichtiges Nahrungsmittel für die arme Bevölkerung bildete der Käse, er wurde zum trockenen Brote als Zukost gegessen. Ein solcher echter Bauernkäse war nahrhafter, als zwei Paar Wiener-Würstel, er spielte besonders in der alten, strengen Fastenzeit eine bedeutende Rolle. Das bekannte „Quarksäckel" mit dem wohlriechenden Käsetopf durften in keiner Bauernwirthschaft fehlen, und sie behaupten — Gott sei Dank — noch heute ihre Stellung im Hause. Wohin würde denn der steuergedrückte Anbauer kommen, wenn er und seine Kinder und Dienstleute alle Tage zur Vesper eine Cervelatwurst anschneiden sollten? Daher ist es kein Wunder, wenn man mit dieser Käse-Delikatesse den Arbeitern ein Extra-Geschenk machte.

Der Knecht und die Magd erhielten pro Jahr je 75 Stück Kuhkäse, der Pferdejunge 45 Stück. Das Jahr ist lang, und die Kost, wie wir gleich sehen werden, war knapp bemessen, die Dienstboten hätten also die geschenkten Käse zur eigenen Nahrung verwenden können. Indeß, die meisten Dienstboten dachten an ihre armen, alten Eltern oder an ihre jüngeren Geschwister, ihnen übergaben sie das nahrhafte Geschenk. Es war das so recht eine Gabe, welche man sich mit Selbstverläugnung am eigenen Munde abgedarbt hatte. Wie edel, wie erfreulich und wie kostbar in den Augen Gottes war diese opferwillige Elternliebe! Ach, heute hat der Sohn, welcher mit 18 Jahren in die Welt geht und viel, viel Geld verdient, für seine alten, bedürftigen Eltern daheim kaum ein dankbares, freundliches Wort übrig, geschweige ein kleines Geldstück; er verbraucht es zu anderen Zwecken. Wohl giebt es auch heute noch erfreuliche Ausnahmen, aber sie sind selten.

Andere Geschenke, — mit Ausnahme der eben erwähnten, — erhielten die Dienstboten der alten Zeit nicht;

es sei denn daß eine besonders freigebige Wirthin ihrer Magd zum Kirchweihfeste ein Halstuch schenkte, oder daß ein braver, fleißiger Knecht von seinem Herrn zur Erntezeit und zum Jahrmarkte einige Groschen als Biergeld bekam. Trotz alledem wird in den alten Chroniken niemals über Unbotmäßigkeit geklagt. Im Gegentheil, der damalige Chronist spendet den alten Dienstboten ein schönes Lob, er sagt: „Unter unseren Dienstboten herrscht Ehrbarkeit und Fleiß, Ehrlichkeit und Sparsamkeit, zumal auch unsere Wirthe arbeitsam und nüchtern sind. Die Ueberwachung des Gesindes ist um so leichter, weil die Dienstboten unverdorben aus ihrer Heimat in das Kirchspiel kommen, oder aus den Familien des heimischen Dorfes genommen werden, und in der Gemeinde lernen sie nichts Böses hinzu". Das hört und liest man gern. Tempora mutantur!

Noch weit geringeren Lohn, als den Mägden und Knechten, zahlte man den Tagearbeitern. Es ist kaum glaublich, welchen Spottpreis das herrschaftliche Vorwerk als Tagelohn entrichtete. Wenn man bedenkt, daß die Unterthanen dem Dominium viele Arbeiten unentgeltlich verrichten mußten und trotzdem an den übrigen Arbeitstagen einen so überaus geringen Tagelohn bekamen, so frägt man sich erstaunt: wie ist es wohl möglich, daß die Arbeiter ihr Fortkommen fanden? Die Bedürfnisse müssen in jener Zeit äußerst geringe, die Zufriedenheit aber eine äußerst große gewesen sein! In der Sommer-Ernte erhalten z. B. die Hauer von einem Breslauer-Scheffel Aussaat 6 Kreuzer (2 Silbergroschen) Hauerlohn nebst der gewöhnlichen Beköstigung. Beim Rechen, Binden und Mandeln des Sommergetreides empfängt jede Person täglich nur 3 Kreuzer (oder 1 Srg.) und Tageskost. Dieselben Löhne wurden in der Heu-Ernte gezahlt. Nach Beendigung der Ernte gab es für die Arbeiter noch ein sogenanntes Ernte-Brot, sowie eine gemeinschaftliche Ernte-Mahlzeit, wobei

dann wohl auch ein oder zwei Fäßchen Einfach-Bier angezapft wurden.

Worin bestand nun die herrschaftliche Kost? Darin, daß immer auf einen Tisch von je 12 Personen folgende Portionen gestellt wurden: a) 6 Pfund Rind- oder Schöpsenfleisch b) ½ Metze Graupe oder ¾ Metzen Erbsen, c) 19 Zeilen Brod. Diese Kost wurde nur in den schwersten Erntetagen verabreicht. Zur Erklärung der Brot-Zeilen füge ich bei, daß aus dem Roggenmehl eines Breslauer-Scheffel Korn ca. 60 Zeilen Brot gebacken wurden.

An Tagen, wo weniger schwere Arbeit verrichtet wurde, also an Frühlings- und Herbsttagen war die Kost für die Arbeiter eine weit kärglichere. Jeder dienstthuende Mann erhielt alsdann nur ⅓ Pfund Fleisch nebst Graupe und Brot, und auch diese Portion war nicht für alle Tage der Woche bestimmt, vielmehr setzte man nur am Sonntage, Dienstage und Donnerstage Fleischspeisen vor.

Ganz entsetzlich — wenigstens nach unseren heutigen Begriffen — war die Arbeiterkost an den Fasttagen. Fasttage hatte der Kalender in älterer Zeit sehr viele aufzuweisen; aufgehobene oder dispensirte Fasttage kannte man damals nicht. Die Freitage, die Quatemberzeiten, die zahlreichen Vigil- und Adventstage, desgleichen die 40tägige Fastenzeit wurden von dem katholischen Volke auf das Gewissenhafteste beobachtet, streng nach der Vorschrift der hl. Kirche. Vielfach war dazumal sogar auch der Gebrauch von Laktinien untersagt, d. h. auch solche Speisen fielen unter das Verbot, welche aus Milch zubereitet werden, als Käse, Butter und dergl. Man hatte nur die Auswahl zwischen Brot und Mehlspeisen, wohl auch Eier- und Fischspeisen. Die Erzdiözese Posen-Gnesen hat bis auf den heutigen Tag an der alten, strengen Fastenordnung festgehalten; der Posener Katholik wundert sich über unseren schlesischen Laxismus im Fasten! In

den ärmeren katholischen Haushaltungen Posens giebt es während der ganzen Fastenzeit zum Mittagessen nur Fisch und Kartoffeln, zum Abendbrot nur Kartoffeln und Fisch. Mit diesem abwechselungsreichen Speisezettel wird die Familie glücklich durch den Winter gebracht.

So erging es auch im vorigen Jahrhundert den Robot- und Dienstleuten in Schlesien; ein Speisezettel und Kochbuch war nicht nothwendig. Früh gab es Mehlsuppe ohne Brot, des Mittags eine Graupensuppe mit Brot, des Abends Brot ohne Graupensuppe. Wurde die Gersten-Graupe nicht in Wasser, sondern in süßer Milch gekocht, wurde etwa noch eine Schüssel voll dampfender „Klößel" hinzugestellt, oder gar in der Pfanne ein dicker „Pumpernickel" recht knusperich gebacken, so gab das eine Mahlzeit, wie sie die Olympischen Götter nicht besser haben konnten.

Selbstverständlich aß der Bauer mit seinem Gesinde aus derselben Schüssel. Ein zweites Frühstück und Vesperbrot außerhalb der Erntetage wurde nicht verabreicht. Kam es daher je einmal vor, daß der Knecht beim Mittagessen sich ein zweites Stück Brot abschnitt, um es zur Vesper zu verzehren, dann gab es im ganzen Hause verwunderte Gesichter, alle Kinder erzählten es heimlich der Mutter, was der Knecht verbrochen hatte. Unter diesen Umständen ersparte der Bauer in alter Zeit viel an Fleisch. Das Schweine-Schlachten war eine Seltenheit und wurde stets mit einer gewissen Feierlichkeit und unter tagelanger Vorbereitung besorgt. Da wurden Wurst-Speile geschnitzt, Graupe gemahlen, Pfeffer zerrieben, Knoblauch gestampft, Zwiebeln geschält, verschiedene Gewürze hergerichtet. Da wurde der Schweinetrog gesäubert, der Kessel gereinigt, auch eine genügende Anzahl von Gästen eingeladen, welche „mithelfen" und besonders darauf ihr Augenmerk richten mußten, daß nicht etwa das „Bürgle" dem Schlächter aus den Händen entwischte. Endlich, an einem schönen Wintertage waren alle Mann zur Stelle und der Akt

konnte beginnen. — War das eine Freude bei Jung und Alt, wenn die Wurst im Kessel brodelte und ihren appetitlichen Duft über das ganze Haus verbreitete! Bei der ersten Wurst, welche fertig aus dem Kessel herausgenommen wurde, erhob sich ein Jubel, wie wenn Sedan eingenommen worden wäre. Zu Tanten und Onkels, zu Verwandten und Bekannten wurden Würste geschickt als ein Unterpfand der unzertrennlichsten Freundschaft.

Gewöhnlich schlachtete der Bauer im Jahre nur 2 bis 3 Schweine und einige alte Hammel; damit reichte er aus. Vom Fleischer kaufte er niemals Fleisch. Dies hätte er unter seiner Würde gehalten, es hätte ja leicht den Anschein der Armuth erwecken können; denn nur die Armen, welche niemals selbst ein Schwein schlachten konnten, waren auf den Fleischer angewiesen. Bei den ungenügenden Aufbewahrungsmitteln konnte es freilich nicht ausbleiben, daß das Fleisch im Laufe der Zeit gelb und ranzig wurde, daher verarbeitete man es im Sommer vielfach zu den beliebten „Specktunken". Ein kulinarischer Kunstgegenstand erster Güte war die Preßwurst, in alter Zeit thatsächlich unter Brettern und Steinen gepreßt. Daher der Name „Preßwurst"! Heute ist zwei Wochen nach dem Schweineschlachten von der Preßwurst auch kein Stummel mehr übrig; dagegen der Bauer in früherer Zeit verwahrte sie wie ein kostbares Kleinod. Lieber hätte er sich in die Finger geschnitten, als die große Preßwurst zur Unzeit anschneiden. Sie baumelte an einer Schnur auf einem mächtigen Balken in der Fleischkammer, unzugänglich für genäschige Thiere und genäschige Kinder. Nur bei etwaigen Familienfestlichkeiten oder bei einem unverhofften „höheren" Besuche ward sie vom Hausherrn angeschnitten, und die kleine Familie schätzte sich glücklich, falls sie davon ein „Schwartel" zu kosten bekam. Kein Wunder, wenn deshalb die große Preßwurst ein Gegenstand der höchsten Verehrung war, besonders in den Augen

der Kinder. Was schwer und selten erlangt wird, ist kostbar! Wurst und Fleisch waren ohne Zweifel eine Seltenheit bei der früheren Landbevölkerung.

Wie ist es doch anders geworden — jetzt, im Zeitalter der Knoblauchwurst und des Kaffeetrinkens! — In der heutigen Küche wird fast nur noch Fleisch oder Kaffee gekocht, ein Drittes giebt es nicht. Darum ist der Freitag für Viele ein dies irae, ein Tag des Schimpfens und des Schreckens, obgleich er doch eigentlich eine angenehme Unterbrechung der sechs Fleischtage sein sollte.

Der Unterschied zwischen Fast- und Abstinenztag ist heutzutage vielen unbekannt, trotz Predigt und Christenlehre. Vor hundert Jahren konnte man genau an der Quantität und Qualität der Graupensuppe feststellen, ob sie für einen Fasttag oder für einen Abstinenztag bestimmt war. Das war praktische Christenlehre, sie wurde zumeist von den Eltern gehalten und durch eigenes gutes Beispiel den Kindern erläutert. Auch in anderen Beziehungen hatten die Pfarrer in jener Zeit an den Eltern die besten und eifrigsten Cooperatoren. Ich selbst, obgleich lange noch keine hundert Jahre alt, erinnere mich doch gut daran, wie wir Kinder, außer den göttlichen und kirchlichen Geboten, auch elterliche Gebote befolgen mußten. So galt es als Sünde, wenn die Butter auf das Brot allzu dick „geschmiert", oder Semmel und Wurst zugleich gegessen wurde. Butterbrot allein genügte. Wagte es aber ein Kind, Fleisch oder Wurst „a so nei zu essen" d. h. ohne die erforderliche Zukost, so galt dies ganz gewiß als Fraß und Völlerei, und war somit eine Hauptsünde. Brauchen die Eltern über diese Art von Gesetzauslegung etwa Gewissenskruppel zu bekommen? Keineswegs! Möchten nur alle Eltern in ihren Familienhäusern recht eifrige Apostel und wachsame Priester sein, es stände dann besser mit Religion und Sittlichkeit unserer Kinder!

Wenn das Kind schon in frühester Jugend, wo die Verdauungsapparate noch gut funktionieren, an Butterfemmeln, feinen Wurstarten und anderen Näschereien sich sättigt, was wird es denn später dem überreizten Gaumen für Leckerbissen geben müssen? Hoffentlich sehen dieses auch die heutigen Eltern ein und hängen ihren Kindern den Wurst- und Semmelkorb etwas höher, damit dieselben bei Zeiten die heilsame „Enthaltsamkeit" lernen mögen!

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wiederum zurück zu den alten Tagen, wo die Kost schmal und der Lohn sehr knapp war. In Ansehung der Lohn-Verhältnisse ist noch etwas nachzutragen. Nämlich der Kretschambesitzer und der jedesmalige Ortsschulze genießen vom Dominium gleichfalls einige Vortheile. Das Sabschützer Urbarium sagt: Dem sub Nummero 76 angesessenen Kretscham-Besitzer gebühren vom Dominio jährlich zwei Schock Reisig-Holz, welches ihm vom Forstamte gegen Erlegung von 4 Srg. à Schock angewiesen wird. Ueberdies empfängt derselbe alle drei Jahre noch 2 Bierschrot-Stangen und zwar ganz umsonst. Dafür ist der Kretschmer verpflichtet, sämtlichen Bier-Bedarf aus der Leobschützer-Stadt-Brauerei zu beziehen. Bei dem Bezug eines Fasses von 200 Quart reinen Bieres bezahlt er jedoch nur 180 Quart, er erhält demnach jedesmal ein Geschenk von 20 Breslauer Quart. Diese Vergünstigung findet bei Entnahme von Branntwein nicht statt; letzteren kann er beziehen, woher es ihm beliebt. —

Ein außergewöhnlich großes Geschenk erhält der jedesmalige Sabschützer Gerichtsschulze von dem städtischen Dominium. Für die vielen Laufereien im Interesse der städtischen Verwaltung empfängt er jährlich von der Niederteich-Wiese ein Fuder Heu und ein Fuder Grummet. Vorsichtiger Weise hatte man beim Aufstellen dieses Paragraphen die Worte hinzugefügt: Das Fuder Heu dürfe nur so geladen werden, daß es mit 4 Pferden fortgebracht

werden könne. Weil nun die genannte Teich-Wiese ziemlich tief gelegen, also sehr feucht ist, auch die Abfuhr sehr beschwerlich ist, so glaubte man mit dem eben angeführten Paragraphen dem Ortsschulzen ein großes Hinderniß in den Weg gelegt zu haben, daß er ja nicht zu viel Heu bezw. Grummet auf die Fuhre lade. Jedoch der damalige Schulze Anton Reisch, welcher auch den Bau der jetzigen Pfarrkirche leitete, war nicht auf den Kopf gefallen; er wußte die scheinbar unbequeme Paragraphenstange mit Leichtigkeit zu überspringen. Der bezeichnete Schulze war sehr beliebt in der Gemeinde und hatte namentlich alle Wiesenarbeiter auf seiner Seite. Was geschieht? Als der Tag der Heuernte kommt und das Heu duftig-dürr in großen Schobern zum Aufladen fertig steht, da erscheint auch der Sabschützer Schulze mit vier kräftigen Zugpferden und einem riesengroßen Leiterwagen, welcher durch künstliche Brettereinlagen weit über das gewöhnliche Maß erhöht und verlängert war. Die städtischen Dominial-Aufseher stehen ganz verdutzt da, in Verwunderung ob der Dinge, die nun kommen sollen!

Mit seinen Knechten ladet der Schulze einen Heuschober nach dem andern auf, der schier unermeßliche Abgrund des Leiterwagens verschlingt wohl an 40 Centner Heu. Wagen und Pferde versinken im Wiesenboden unter der gewaltigen Last. Da, lächelnd der schlaue Schulze winkt, und herbei mit freudigem Satze springt — ein Haufen von 20 Wiesenarbeitern, welche auf allen Seiten das mächtige Heufuder stützen und stoßen, ziehen und zerren, bis sie das Koloß glücklich auf die harte Dorfstraße gebracht haben. „Hih, hott!" ruft der Schulze seinen vier Rappen zu, und unter dem Jubel der Wiesenarbeiter fährt er lustig mit der Peitsche knallend an den verdutzten Dominialbeamten vorüber. Nach dem Wortlaut des Paragraphen war es ihm ja nicht verboten worden, zu den vier Pferden noch Menschenkräfte anzuspannen! Von dieser still-

schweigenden Erlaubniß hatte der Schulze denn auch wirklich guten Gebrauch gemacht. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich bei der Grummet-Ernte. Des Abends gab der Schulze den Leuten für ihre Gefälligkeit im Dorf-kretscham ein großes Faß Bier. So waren beide Theile auf ihre Rechnung gekommen, und dem Dominium hatte man ein gern gegönntes Schnippchen geschlagen. Das hiesige Urbarium schließt mit den gewichtigen Worten: § 577. „Sonst haben die Unterthanen vom Dominio keinerlei Vortheile und Emolumente zu fordern, noch zu gewärtigen."

Die Ablösung von diesen städtischen Robot-Verpflichtungen ist gesetzlich erfolgt für die Gemeinde Königsdorf im Jahre 1823, für die Gemeinde Sabschütz 1825. — Konnte man früher, also vor dem Jahre 1823, von den Verpflichtungen nicht loskommen? — und unter welchen Bedingungen konnte der Loskauf erreicht werden? Ich glaube diese Frage nicht ganz unerörtert lassen zu dürfen.

Man konnte die Loslassung vom Unterthanen-Verbande bewirken: durch Alter, durch Loskauf und auch durch Besitzwechsel. Mit dem Eintritt in das 60. Lebensjahr wird jede Person männlichen und weiblichen Geschlechtes von den vorstehend beschriebenen Dienst-Verbindlichkeiten befreit. Wird jedoch der Dienstpflichtige schon vor dem 60. Lebensjahre durch Krankheit oder Gebrechlichkeit dauernd untauglich, dann muß das Dominium auch früher schon einen solchen freigeben. Will eine Person, welche keinen festen Grund- und Hausbesitz hat von den herrschaftlichen Verpflichtungen sich loskaufen, so gelten folgende Bestimmungen. Wenn der loszulassende Unterthan eine Mannesperson ist, so zahlt er zwei Dukaten = 6 Reichsthaler; eine Weibsperson zahlt 3 Rthlr., desgleichen ein Knabe von 14 Jahren. Ein Mädchen unter 12 Jahren zahlt 1 Thlr. und 8 Srg. Hat der zu entlassende Unterthan einen Grundbesitz oder anderes Vermögen, so muß

er außerdem noch von der Vermögenssumme 10 Prozent an die Gutsherrschaft zahlen. Man nennt dies „Abfahrts-Geld". Wie steht es, wenn ein Anbauer oder Gärtner seinen Ackerbesitz an Fremde (nicht an seine Kinder) vererbt, verkauft oder verschenkt? Alsdann wird an die Gutsherrschaft das sogenannte „Laudemium" entrichtet. Dasselbe beträgt ebenfalls 10 Prozent von der Kauf- resp. Verkaufssumme. Bei Erbschaft und Schenkung wird der Baarwerth berechnet. — Die drei Wasser-Mühlen, sowie die Freigärtnerstelle (Nr. 93) und die Frei-Häuslerstelle (Nr. 96) sind mit ihren Pertinenz-Stücken von der Zahlung des Laudemium befreit.

Alle hier aufgeführten Rechte und Verpflichtungen seitens der Stadt Leobschütz gegenüber der Gemeinde Sabschütz haben nunmehr völlig aufgehört. Die erste Hälfte des laufenden Jahrhunderts hat mit den alten Abhängigkeitsverhältnissen vollständig gebrochen und ein ganz verändertes Bild geschaffen im sozialen, ökonomischen und politischen Leben. Die Oberhoheitsrechte, die vielen Privilegien, welche die früheren Landesfürsten den Städten einräumten, sind geschwunden und mit ihnen auch die altüblichen Frohndienste der Bauern. Jetzt kennt man dieselben nur noch aus der Geschichte, aus den alten Akten und Urkunden. — Was Leobschütz auf das heutige Sabschütz noch an Rechtsansprüchen geltend macht, ist unbedeutend. Gewisse Anrechte auf einige Dorf-Angerplätze scheinen nämlich noch der Stadt-Kommune verblieben zu sein.

Wie überall, so gab es ursprünglich auch in Sabschütz in der Mitte, sowie am oberen und unteren Ende des Dorfes ziemlich breite, unbebaute Plätze, welche man Anger oder Auen nannte. Dieselben waren mit Bäumen, namentlich mit prächtigen schattigen Linden bestanden und dienten als Tummelplätze für Kinder. Unter den Linden am Dorf-Anger ging es früher sehr lebhaft und lustig her; dort wurden in den ältesten Zeiten Volksversammlungen,

Volksbelustigungen, Tänze, Schaustellungen ꝛc. abgehalten. Die Unterthanen waren berechtigt, auf den abseits gelegenen Angerplätzen Sand und Lehm zu graben, mit der Bedingung, die entstandenen Vertiefungen wieder zu ebnen. Es geschah dies aber meistentheils nicht. Daher sammelte sich in den Lehmgruben das Regenwasser, es entstanden Tümpel und Teiche, und diese Dorftümpel waren alsdann sehr „besuchte Badeorte", wo Gänse und Enten zu allen Stunden des Tages unentgeltlich die Kneipp'sche Wasserkur machten. Die Kur-Musik wurde von den gefiederten Badegästen selbst ausgeführt. In Sabschütz ist heutigen Tags von diesen „Erinnerungen" aus alter Zeit nicht mehr viel zu sehen; dagegen ist Königsdorf noch ziemlich reich an derartigen Erscheinungen.

Diese ehemaligen Sabschützer Dorf-Auen mit ihren vielen Wassertümpeln gehörten dem Leobschützer Dominium. Die Unterthanen konnten das Gras abhuten und Rasen stechen, durften aber weder Häuser noch andere Bauwerke darauf errichten ohne spezielle Erlaubniß der Gutsherrschaft. Auf jeden Fall mußten die Angerplätze inmitten des Dorfes so breit bleiben, daß die angrenzenden Besitzer von beiden Seiten mit einem vierspännigen Erntewagen bequem in ihre Gehöfte einfahren konnten. Daß der Leobschützer Magistrat noch heute ein gewisses Anrecht auf die hiesigen Dorf-Auen ausübt, das merkte man bei der Erweiterung des Sabschützer Kirchhofes; das angrenzende Terrain mußte damals von der Stadt Leobschütz *abgekauft* werden. Jetzt dürfte es wohl keinen verfügbaren Angerplatz mehr geben; somit hätte die dereinstige Herrschaft der Stadt-Kommunität über Sabschütz vollständig aufgehört.

Werfen wir einen Abschiedsblick auf das alte Robotwesen, so müssen wir sagen: im Vergleich zur alten Zeit ist gegenwärtig scheinbar *mehr* Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit eingetreten. Ich sage „scheinbar"; denn

daß die gewünschte Freiheit und Einheit in Wirklichkeit noch nicht besteht, geht daraus hervor, daß gerade in unseren Tagen mehr als je danach gesucht und gekämpft wird. Viele nützlichen Einrichtungen sind entstanden, das läßt sich nicht leugnen — aber auch viel Gutes aus der alten Zeit ist verschwunden. So wird es wohl immer sein! Jedes Zeitalter wird seine Schwächen und Fehler haben, nichts ist vollkommen auf dieser Welt. „Erst wenn das Vollkommene erscheinen wird, dann wird das Mangelhafte aufhören", so prophezeit der hl. Paulus. Der Apostel will sagen, erst im Reiche Gottes, d. i. im Himmel wird vollkommene Einheit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen. Möchte auch der Sozialdemokrat diese hl. Wahrheit beachten und mit ebenso großem Eifer für das Himmelreich kämpfen, wie er es für das erträumte irdische Zukunftsreich thut! Das kann er aber nur dann, wenn er die Religion nicht als Privatsache, sondern als die *Hauptsache* seines Lebens betrachtet. Im Uebrigen müssen wir auf Erden mit dem zufrieden sein, was *erlaubter* Weise zu haben und *vernünftiger* Weise zu erreichen ist.

VIII. Kapitel.

Naturgeschichtliche Angaben.

„Schaffner! wie lange fahren wir noch bis Stuttgart?" So fragte ich vor mehreren Jahren den Eisenbahn-Condukteur, als ich — damals noch ein glücklicher Studio — an einem prächtigen Sommertage von der Tübinger Musenstadt eine Fahrt nach Stuttgart machte.

„Jockele, ees aber dös e talkisch (dummes) Fragezeiche!" schimpfte der Schaffner in seinem schwäbischen Dialekte, und da ich ihn nicht recht verstand, so fügte er grimmig hinzu: gucke Se doch bloß zum Fenschter 'naus, do können's auch scho mit de Raas de Stuckgatt eistoß'n!"

Um den groben Filz nicht weiter zu reizen, schaute ich wirklich zum Waggonfenster hinaus, aber es war nichts zu sehen, als langgestreckte Hopfenpflanzungen und hochragende Weinberge. Da — — hätte ich faktisch bald mit dem Kopfe an einen dicken Mauerpfeiler angestoßen, wenn ich mein theures Haupt nicht blitzschnell zurückgezogen hätte. Denn der Zug sauste soeben in einen finsteren Tunnel hinein. Noch ein Paar Sekunden — das Dunkel lichtete sich, die Bremsen kreischten, der Zug hielt an — und Stuttgart, die schwäbische Blumenstadt, in ihrer ganzen großartigen Schönheit lag vor meinen erstaunten Blicken.

„Stuckgart", wie es der Württemberger nennt, ist thatsächlich ein Stückchen Garten. In einem von grünen Weinbergen rings abgeschlossenen Thalkessel gelegen, zählt die schwäbische Residenzstadt mit ihren vornehmen Villen, mit ihren Statuen und Denkmälern, mit ihren kunstvollen Parkanlagen, mit ihrem stolzen Königsschlosse zu den reizendsten Städten Deutschlands. Was am Meisten überrascht und die Schönheit desto stärker vor Augen führt, ist der Umstand, daß Stuttgart erst in unmittelbarer Nähe vor dem Ankömmling auftaucht; man steht also mit einem Male mitten in der Stadt, ohne dieselbe von der Ferne gesehen zu haben.

Wenn unser kleines Kirchdorf Sabschütz einst auch Bahnverbindung haben wird, wenn die Hügel ringsum mit Weingärten und zierlichen Schweizerhäuschen bedeckt sein werden, (was ja doch wohl möglich ist!), wenn ferner Sabschütz auch an Einwohnerzahl u. s. w. einen größeren Aufschwung nimmt, dann wird es dem bahnfahrenden Publikum ebenso ergehen, wie dem Reisenden mit Stuttgart: man wird nämlich Sabschütz erst dann ansichtig werden, wenn man bereits an die ersten Häuser anstößt! Vorläufig hat freilich unser Dorf mit der württembergischen Hauptstadt nur die eine Aehnlichkeit, daß es in einer

Thalmulde liegt. Von der Ferne sieht man weiter nichts, wie eine schlanke Kirchthurmspitze, — einen rauchlosen Schornstein und — einen dichten Busch von Bäumen. Aber hinter diesem Busch steckt noch Vieles, was wir uns näher ansehen wollen.

Freundlicher Leser, ich will Dich jetzt bekannt machen mit der örtlichen Umgebung von Sabschütz, mit den Naturschönheiten, mit der Vegetation, den klimatischen, geographischen Verhältnissen, oder, um mich noch unverständlicher auszudrücken, mit der Topographie unserer Parochie. In diesem Kapitel wird sich also vor unseren Augen ein Landschaftsbild entfalten. Allerdings keine wildzerrissene Hochgebirgslandschaft, auch keine bezaubernde Tropenlandschaft, sondern nur eine bescheidene oberschlesische Ackerlandschaft, welche aber umsomehr Reiz für uns haben muß, weil sie einen Theil unseres lieben deutschen Vaterlandes bildet.

Im Jahre 1819 beantragte ein hiesiger Fleischer, mit Namen Caspar Ziebs, daß die Entfernung von Leobschütz bis Sabschütz gemessen würde. Und zwar war der Fleischermeister aus geschäftlichen Rücksichten zu diesem Antrage gedrängt worden, weil das Königliche Steuer-Amt von den Sabschützer Fleischern städtische Gefälle forderte mit dem Hinweis, daß die Ortschaft Sabschütz von Leobschütz nur 1/2 Meile entfernt sei. Die amtliche Messung, welche von dem Gymnasial-Professor Samuel König vorgenommen wurde, ergab folgendes Resultat: vom Oberthor in Leobschütz bis zur Ressig'schen Wirthschaft (heute Fröhlich's Besitzung) in Sabschütz beträgt die Entfernung 1398 Ruthen; es fehlten also zu 3/4 Meilen 102 Ruthen (1 Ruthe = 10 Fuß). Somit waren die hiesigen Fleischer von den städtischen Abgaben befreit, und diesem Umstande verdanken wir die Entfernungsbestimmung unseres Ortes von der Kreis-Hauptstadt. Auf der Landkarte ist demnach Sabschütz ca. 5 km in nordöstlicher Richtung von Leobschütz zu suchen.

Bei der weiteren Angabe der örtlichen Lage erschwingt sich der hiesige Chronik-Schreiber zu einem, ich hätte bald gesagt, genialen Vergleiche; er sagt: wenn ein großer Theil des Leobschützer Kreises am Fuße des mährisch-schlesischen Gebirges liegt, wenn gewissermaßen Troplowitz, Pilgersdorf, Dobersdorf und Roben die Ferse an diesem Fuße bilden, so kann man sagen, daß Königsdorf und Leisnitz die große Zehe darstellen. Demnach liegt Sabschütz in der Vertiefung zwischen der großen und nächstfolgenden Zehe! Der Vergleich ist gar nicht so übel; denn vom österreichisch-schlesischen Grenzgebirge erstrecken sich thatsächlich mehrere langezogene, wellenförmige Hügelketten ins Leobschützer Ländchen, welche mit langestreckten Zehen Aehnlichkeit haben. Folglich würde die kleine Zehe an diesem wundersamen Gebirgsfuße in die Gegend von Hochkretscham zu liegen kommen.

Weil nun Sabschütz in einer Thalmulde liegt, so erheben sich naturgemäß ringsum Anhöhen, welche früher dicht mit Hochwald bestanden waren, jetzt aber vom Pfluge des Landmannes eifrig bearbeitet werden. Wie herrlich mag ehedem der Anblick der bewaldeten Hügel gewesen sein, und wie geschützt vor den kalten Nord- und den sengenden Südstürmen mag unser Dörfchen im Thale gelegen haben! Die tolle Windsbraut ging schadlos über den Häusern hinweg. Mit der Niederlegung des Waldes ist zwar viel Ackerboden gewonnen, jedoch auch ein großer Theil der idyllischen Lage geschwunden. Die alten Eichen und Kiefern rauschen nicht mehr, die Klüfte und Abgründe sind zum Theil geebnet, die zahlreichen Quellen verschüttet, die Teiche entwässert. Trotzdem ist Sabschütz noch heute reich an Wasser, an Schluchten, an Wiesen und Buschwerk.

Das Flüßchen, welches unsere Ortschaft von Westen nach Osten durchschneidet, entspringt im Schlegenberger Walde, wird dann durch das Quellwasser des sogenannten Mönchteiches verstärkt und fließt laut plätschernd durch

Sabschütz, indem es auf seinem kurzen Laufe schon vier Mühlen treibt, die Walk- und Kaltenhausener Mühle, die Ober- und Mittelmühle. Ehe dieses Wasser an der Nieder- oder Roßmühle (heute Nester's Besitzung) vorbeigeht, nimmt es am Ende des Dorfes zuvor noch ein zweites Flüßchen auf, die Kalinke oder Klinke genannt, welche aus dem Wiesengrunde herunterkommt. Unerschrocken bahnt sich das junge Flußkind den Weg weiter nordwärts durch Büsche und Steingeröll, vereinigt sich mit dem Königsdorfer Wasser und weiterhin mit dem Kittelwitzer Bache, welch' letzterer aus dem Wolfsteich herabfließt. Die Vereinigung aller dieser Bäche führt den Namen Straduna; sie treibt außer den genannten Mühlen noch die Steinmühle, die Spittel- und Richtermühle und ergießt sich später in die Hotzenplotz.

Der ungemein quellenreiche Boden in der nächsten Umgebung von Sabschütz bedingt einen üppigen Pflanzenwuchs, einen reichen Blumenflor, namentlich auf den großen Wiesen des Hinter- und Niederteiches, und ganz vorzüglich in dem wirklich schönen Steinthale bei der Stein- und Spittelmühle. Hier begegnet man nicht nur einer großen Mannigfaltigkeit von farbenprächtigen Frühlings- und Sommerblumen, sondern hier trifft man auch noch seltene Sumpf- und Giftpflanzen. Leider kann zur Frühlingszeit der Fuß eines Menschen die blumenreichen Wiesengründe kaum betreten, weil er tief in den lockeren Moorboden einsinkt. Hier wurde noch vor 50 Jahren der berühmte Mörgel gegraben; viele hundert tausend Fuhren beförderte man aus dem Dorfgrunde hinaus auf die lehmig-sandigen Ackerstücke, um deren Fruchtbarkeit zu erhöhen.

Wo Wasser und Quellen sind, da fehlt es auch nicht an Bäumen, an Thieren, an Singvögeln und Fischen. Ein Leobschützer Nimrod im vorigen Jahrhundert hat Sabschütz eine „Hasenkammer" genannt, weil hier stets

zahlreiche und schöne Exemplare anzutreffen waren. Der Chronist giebt als Ursache an: Die schöne Lage zwischen dem Buchwalde und dem Kreuzwalde, die schönen Krautgärten und die schönen Verstecke hinter Büschen und Sträuchern. Füchse mögen sonst auch häufiger hier gewesen sein, ein Beweis sind die heut noch sogenannten „Fuchsberge". Im Winter, wenn die Oder zugefroren war, kamen vormals Wölfe bis in unsere Gegend und wurden einige derselben von den Bauernknechten erschlagen. Hier und noch mehr im Königsdorfer Walde — so fährt der Chronist fort — giebt es giftige Ottern und zahlreiche Eidechen, auch Iltisse und Marder. Im Steinthale, in der Nähe der alten Steinbrüche, kann man die Blindschleiche sehen, wie sie am steinigen Fußwege sich sonnt oder unter dem verschlungenen Wurzelwerke der Sträucher dahinringelt. Schon im März beginnen die zahlreichen Frösche und Unken auf den sumpfigen Wiesengründen ihr musikalisches Abendconcert.

Alljährlich bei der Frühlingssonnen-Wende nehmen Schaaren von Zugvögeln, besonders wilde Enten und Gänse, fast regelmäßig hier am Ort Absteige-Quartier. Der Jagdliebhaber hat alsdann Gelegenheit, am Hinterteiche einige wilde Enten abzuschießen. Zu verwundern ist es, daß auf unseren Wiesen die Störche wenig sichtbar werden, obgleich sich ihnen Nahrung in Menge darbieten würde. Diese langbeinigen Gesellen scheinen überhaupt die ganze Leobschützer Gegend in Acht und Bann erklärt zu haben; bei ihrem Durchzuge stoßen sie meistens nur ein unwilliges Geschrei aus und segeln eilig weiter. Die Storchen-Nester auf den Häusern, welche man am Neckar und am Rhein so häufig antrifft, sind hierorts fast nirgends zu bemerken. Dafür baut man den Staren um so bereitwilliger hölzerne Kasten auf den Aepfel- und Birnbäumen, welche ebenso bereitwillig von den schwarzen Vögeln bezogen werden. Der Landmann schätzt die Vögel hoch,

weil sie die Gärten und Ackerstücke von dem schädlichen Ungeziefer säubern, wenngleich man in neuerer Zeit auch vielfach bemerkt haben will, daß der Star an den jungen Baumblüthen, sowie in den Rübenpflanzungen Schaden anrichtet, indem er „mit dem Unkraut auch den Weizen ausreißt." Wie der Maulwurf in seinem Uebereifer die zarten Blumenpflanzen über den Haufen rennt, so kann man es auch dem Stare nicht verübeln, wenn er mit der Raupe manchmal eine Apfelblüthe zerzupft. Jedenfalls sind die Stare überall gern geduldete Gäste, ihrem Frei-Concerte lauscht ein jeder schon deshalb, weil sie die ersten größeren Sänger sind, welche bei uns eintreffen.

In den gut gepflegten Obstgärten von Sabschütz, Königsdorf und Kittelwitz thun die Stare wie „zu Hause." Drollig ist es anzusehen und anzuhören, wenn sie an einem sonnigen Frühlingstage so ein Freiconcert aufführen. Da sitzt ein alter, weitgereister Star auf dem obersten Wipfel eines hohen Apfelbaumes, neben ihm haben sich noch zehn andere plaziert. Ein jeder geigt erst leise eine Tonleiter auf und ab, er zieht und dreht, ob auch noch alles stimmt. Und nun geht's los; ein Schnarren und Schnattern, ein Pfeifen und Zwitschern, ein Knarren und Rollen, daß dem Zuhörer die Ohren dröhnen. Das Concert ist im vollen Gange! Alle haben die Köpfe hoch emporgereckt, die Schnäbel sind sperrangelweit aufgerissen, das Auge sieht inbrünstig zum Himmel hinauf! Der alte Starmatz oben auf dem höchsten Aste ist Dirigent. Mit den Flügeln schlägt er den Takt und beugt sich und nickt bald nach rechts und links, wie ein gewiegter Kapellmeister — und die anderen schlagen auch mit den Flügeln, nicken vor Freude mit dem Kopfe und schnalzen mit der Zunge. Der Wind wirft den schlanken Wipfel des Baumes hin und her, die ganze Künstlerschaar wackelt bald nach vorwärts, bald nach rückwärts, stößt mit den Köpfen bald hier bald dort an — es thut alles nichts: ein echter

Sänger singt noch, wenn auch die Welt untergeht! Jetzt steigt der Dirigent von seinem Pulte, die Musikanten verstummen, die Abendsonne neigt sich hinter den Schlegenberger Buchwald — husch! mit einem Male ist die Sängergesellschaft verschwunden, sie sucht Nachtquartier im nahen Walde.

Willst Du einem solchen Sängerfeste einmal unentgeltlich beiwohnen, dann komme an einem schönen Sommertage in unser Dorf. Bei einem Glase Milch und einer großen Butterschnitte kannst Du alle Gattungen von gefiederten Sänger musizieren hören. Denn nicht bloß Fink und Drossel, auch die Königin der Sänger, die Nachtigall, ist da. Wie zart und süß, wie schmachtend und lockend flötet sie ihre glockenreine Silbertöne in die mondhelle Maien-Nacht! Während widerlich kreischend die Nachteule ihre Kreise um den Kirchthurm zieht, und der Rabe krächzend zum Walde fliegt. Die Lerche erhebt sich bereits zu Anfang des Monats Februar aus der steifgefrorenen Ackerscholle und läßt gleich bei den ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne ihr freudig jubilirendes Oster-Alleluja in den Lüften erschallen. Auch der Kuckuck ist hier ein einheimischer Gast, dessen neckischen Lockruf man in den nahen Büschen vom April bis in den Juli hinein vernehmen kann. Doch, genug davon!

Auf das Thierreich und das Pflanzenreich folgt das Mineralreich, zu welchem bekanntlich die verschiedenen Arten von Steinen gehören. Der Leser muß es sich demnach jetzt gefallen lassen, daß ich ihm auch ein Paar Steine vorwerfe. Der Mensch hat's ja so gern, gelegentlich einen Stein auf seinen Nebenbruder werfen zu können. — Uebrigens glaube ich, würden die Sabschützer und Königsdorfer es mir gar nicht so übel nehmen, wenn ich bei dieser Gelegenheit ihnen gleich einige tausend □ Meter Pflastersteine auf den Weg werfen möchte; denn beide Ortschaften haben noch keine gepflasterte Dorfstraße, sie sind

aber nahe daran, eine solche Pflasterung herzustellen.*) Die Herbeischaffung der schweren Steine macht den Dorfinsassen schon jetzt große Sorge: ich will daher behilflich sein, einige „anzuführen", besonders solche, welche in der Umgegend anzutreffen sind. Dies soll gleichzeitig unsere Kenntnisse über die geologische Beschaffenheit des Kirchspiels erweitern.

Der schönste und kostbarste Stein ist der Edelstein; aber leider sind Edelsteine hier nicht zu finden — wohl auch nicht im weiteren Umkreise! Im Range nach den Edelsteinen kommt das Gold. Und wer sollte es für möglich halten? — Gold hat man thatsächlich einstmals in der Nähe von Sabschütz aus der Erde gegraben. Der Chronist führt es als Merkwürdigkeit an, er schreibt: In der Mitte des kleinen Pfarrgartens hat man vor einiger Zeit beim Umgraben einen Golddukaten aus der Zeit des Kaisers Sigismund (vom Jahre 1430) gefunden. Also, die Gegend hier ist reich an Gold; man findet sogar gleich geprägte Goldmünzen in der Erde, was im Goldlande Californien nicht der Fall ist. Wollte man in Sabschütz und Königsdorf nur gut nachsuchen, so würde man ganz gewiß noch eine Menge von Goldstücken finden. Natürlich braucht man nicht immer in der Erde darnach suchen, es kommt auch in anderen verschlossenen Räumen über der Erde vor!

Bevor wir weitere Nachforschung halten nach Gold und anderem Gestein, soll zunächst hier noch eine lustige Episode Platz finden, deren Wahrheit durch die Sabschützer Pfarrchronik verbürgt ist. Nämlich bald nach den Befreiungskriegen, um das Jahr 1817, geschah etwas, was für das ganze Kirchspiel und auch für die umliegenden Ortschaften leicht hätte verhängnisvoll werden können.

*) Königsdorf ist gegenwärtig mit der Pflasterung beschäftigt — Sabschütz beabsichtigt, nächstes Jahr an diese Arbeit zu gehen.

Wäre damals das Erhoffte zur wirklichen Thatsache geworden, so wäre heute der Charakter der hiesigen Landschaft ein ganz veränderter. Rauchende Schornsteine, von Ruß geschwärzte Schlote, glühende Hochöfen und andere moderne Ungethüme würden in unserer friedlichen Gegend sich erheben und die gesunde Luft verpesten. Die drei Dörfer der Parochie würden dann jedenfalls schon einen gemeinsamen Stadtkomplex bilden, aus Königsdorf wäre womöglich ein zweites „Königshütte" geworden. Wir hätten eine schmal- und breitspurige Bahnverbindung, wir hätten elektrische Straßenbeleuchtung, wir hätten einen socialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage und wer weiß was noch sonst für schöne Dinge. Ach, es wär' so schön gewesen, doch es hat nicht sollen sein! Nun, was denn? „Guck", sagt der Westfale, ich will dir's erzählen:

Es war da einst ein „Gehometer" ins Land gekommen, d. h. ein Mann, der im Gehen das Feld mit Metern mißt (!). Der Mann hieß Schramm. Bei ihm war noch ein gelehrtes Collegium von anderen Männern. Dieselben haben gemessen und die ganze Gegend wissenschaftlich untersucht und daraufhin constatiert, daß in der langen Hügelkette, welche sich vom Buchwald über Kittelwitz, Königsdorf bis nach Schönbrunn hin erstreckt, reiche Steinkohlenlager zu finden sein müßten. Beim Hören dieser wunderbaren Nachricht hat die damaligen Kittelwitzer ein heißes Fieber nach den „schwarzen Diamanten" ergriffen. Sie wollten mit einem Schlage reich werden und bildeten zu diesem Behuf ein Comitee. An die Spitze dieses wichtigen Unternehmens stellten sich zwei Leobschützer Bürger: Golombeck und Tentschert. Damit die Sache in allem Ernste fachmännisch betrieben werde, ließen sie einige Bergleute vom Königlichen Bergamte herbeikommen, um nach den konstatirten Steinkohlen zu suchen. Die Kohlen mußten sicher aufzufinden sein, denn die Wissenschaft täuscht sich doch nicht! In der Nähe der Kittelwitzer „Konte"

sollte der Schacht in die Erde getrieben werden. Unermüdlich arbeitete man 7 Wochen lang, so berichtet die Ortschronik, man machte erschrecklich tiefe Löcher in die Erde mit Bohrer, Hacke und Schaufel — doch die Kohlen fand man nicht. Man war auf Grauwacke und auf Wasser gestoßen. Das Unternehmen war also zu Wasser geworden. Vielleicht gelingt es einer späteren Generation, die verborgenen Kohlenschätze zu heben. Gut Ding will Weile haben! Möglich ist's ja immerhin, daß in unserer Gegend Steinkohlen lagern; nur weiß man nicht, wo und wie viel.

Haben wir nun auch keine Kohlengruben, so haben wir dafür einen Steinbruch und zwar im Steinthale nach der Stein-Mühle hin. Vor mehreren Jahren war dieser Steinbruch in Bearbeitung, jetzt werden nur sehr wenige Steine daraus entnommen, obgleich große Massen dort lagern und an vielen Stellen ganz offen zu Tage treten. Es sind Grauwacken, von Quarz und Glimmer durchzogen. Weil dieses Gestein der silurischen oder jüngeren Erdbildungsperiode angehört, so findet man in ihm oft Fossilien, d. h. Versteinerungen von Pflanzen- und Thierkörpern. Thatsächlich berichtet die Chronik, daß man im „Kunigsberge" Theile eines versteinerten Fisches entdeckt habe, ein Zeichen, daß dereinst die hiesige kleine Straduna entweder ein mächtiger Fluß gewesen, oder das Steinthal einen langgedehnten See umschlossen habe. Denn wie sollte sonst der Fisch in das Gestein des Berges gekommen sein?

Auch sind die Felder reich an Sand und Lehm; die Anlegung einer größeren Ziegelei, namentlich auf den Feldern des Oberdorfes am „Rautenkranz", könnte sich eventuell rentieren. Wie schon einmal erwähnt, sind die Sabschützer Wiesen und Teiche (Hinterteich) wahre Fundgruben von Mörgel gewesen. Heute sind sie es nicht und zwar deshalb, weil man nicht mehr nach diesem natürlichen Düngungsmittel sucht, und weil durch die

Drainage die Wiesen von den stehenden Sumpfwassern befreit, die Wasserläufe vortheilhafter regulirt sind.

Bei dem vielfachen Wühlen in der Erde hat man im „Dorfgrunde" häufig Thierskelette, eiserne Geräthe, gezimmerte Balken, Ziegelsteine und andere derartige Gegenstände aufgefunden. Man will daraus den Schluß ziehen, daß in jenem Grunde einst das Dorf gestanden habe, weshalb man den Ort „Dorfgrund" nannte. Meines Erachtens liegt zu dieser Behauptung oder Vermuthung gar kein zwingender Grund vor. Soll überall, wo man Balken oder Ziegelsteine findet, gleich ein ganzes Dorf gestanden haben? Und warum steht heute Sabschütz nicht mehr in jenem Grunde? Was hat die Bewohner dazu gezwungen, den feuchten Grund zu verlassen und ihr Dorf in einen anderen feuchten Grund zu bauen? Ich erkläre mir die Sache einfach so: Im „Dorfgrunde" war viel schönes Gras und Flußwasser, also ein guter Weideplatz für das Vieh, namentlich zur Herbstzeit. Um nun die Kühe, Schafe 2c. nicht jeden Tag vom ziemlich weit entfernten Dorfe austreiben zu müssen, um auch bei einem plötzlichem Gewitter ein Schutzdach zu haben, hat man einfache Schuppen und Ställe erbaut, worin das Vieh und die Hirten übernachteten. Die hölzernen Stallungen sind zerfallen, die Pfähle und Grundbalken hat man später im Schlamme entdeckt, auf diese Weise erklärt sich das Märchen von dem „versunkenen Dorfe." —

Witterungsverhältnisse. Sabschütz hat sich im Allgemeinen ein gutes Plätzchen unter dem Himmel ausgesucht. Ich lasse die Chronik reden: „In Ansehung der Donnerwetter hat unsere Ortschaft eine sehr günstige Lage, die meisten Gewitter kommen entweder von Westen her aus dem Gebirge, oder aus dem Süden. In beiden Fällen ziehen sie meistentheils von der Seite weg, oder sie sind beim Herankommen schon sehr abgeschwächt. Nur die wenigen Unwetter, welche von Osten heranziehen, sind

schwerer und hartnäckiger für uns, sie bringen größere Regengüsse, infolgedessen eine Ueberschwemmung für das Niederdorf. Man weiß nicht, ob es Zufall, oder ein Vortheil der örtlichen Lage ist, daß es unter einer gewissen Zahl von Jahren öfter in Leobschütz, Königsdorf und anderen Ortschaften eingeschlagen hat, als in Sabschütz." —

Bei naßem Herbst und Frühjahr ist der Nordwestwind, wenn er über den Buchwald streicht, auf den Anhöhen recht empfindlich kalt, sodaß es in unserer Gegend im Vergleich zu Cosel und Katscher stets um einige Grade kälter ist. Mehr als einmal haben wir in der Mitte des März-Monates noch Schnee, während es auf Schönauer Feldern schon grünt und der Stachelbeer-Strauch dort schon blüht. In der Regel säen deshalb unsere Landwirthe, um der rauhen Gebirgswitterung willen, die Gerste drei Wochen später als im Ratiborer Kreise. Zur größeren Vollständigkeit bezüglich der hiesigen Witterungsverhältnisse sollen noch einige Angaben hier Platz finden. Die Jahre von 1800—1810 brachten den Landwirthen gute und reichliche Ernten, während das Jahr 1811 infolge großer Hitze und andauernder Trockenheit für die Halmfrüchte sehr ungünstig war. Der Früh-Lein gedeiht hier weniger gut, als anderswo. Noch selten war die Obsternte eine so reichliche, als im Jahre 1823; die Bäume zerbrachen unter der Last der Früchte, besonders überladen waren die Pflaumenbäume. Eine Metze Pflaumen kostete damals nur 2—3 Pfennige; gewiß ein seltener Preis.

„Seit einigen Jahren, von 1827 an, herrscht eine außergewöhnlich große Kälte, das Thermometer steigt um Weihnachten bis auf 22 Grad Reaumur bei wenig Schnee. Der Sommer bringt dafür eine Wärme von 24—25 Grad. Einmal fiel der Schnee in die Kornblüthe; diejenigen, welche mit Stricken den Schnee abgestreift hatten, brachten sich selbst um die Roggenernte, die übrigen aber erbauten Korn, wie sonst." Um die Mitte des vorigen Jahr-

hunderts war ein verderbliches Hagelwetter über die Feldmark hereingebrochen, weshalb die schwer geprüfte Gemeinde einen halben Gelöbniß-Feiertag ansetzte. Als jedoch 40 Jahre später, anno 1790, ein neuer, zerstörender Hagelschlag über die Gemeindefelder niederging, gelobten die Sabschützer, den Oktavtag vom heiligen Frohnleichnamsfest als ganzen Feiertag zu halten. Dabei ist es geblieben bis auf die heutige Zeit.

Aehnlich geschah es in Königsdorf, woselbst 1644 die Aecker von einem schweren Wetterschaden heimgesucht wurden. Im Allgemeinen muß man sagen, daß unser Feldbezirk nur äußerst selten von einem größeren Hagelfall betroffen wird. In den letzten 40 Jahren haben die Bewohner noch niemals über Feld- und Fruchtschaden zu klagen gehabt. Gott sei Lob und Dank hierfür! Er möge uns auch in Zukunft gnädig beschützen vor einem solchen Unfalle, welcher den Besitzern ungeahnt tiefe Wunden schlagen würde. Eine allgemeine Mißernte infolge Hagelschlag würde die großen und kleinen Leute um so empfindlicher treffen, weil nur sehr wenige ihre Feldfrüchte gegen Hagel versichern.

Gesundheitszustand. Nach Ausweis der hiesigen Matriken ist von 1668 bis zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts weder in Sabschütz noch in Königsdorf eine größere Epidemie gewesen.*) Die Bewohner beider Dörfer haben sowohl in Leobschütz während des siebenjährigen Krieges, als auch in Cosel während des Befreiungskrieges als Aufwärter gedient, es haben sich zwar einzelne Personen angesteckt, doch in den Dörfern selbst ist keine Krankheit ausgebrochen. Obgleich Sabschütz in einem sumpfigen Thale liegt, und Königsdorf mit Kittelwitz die Ausdünstigungen des Buchwaldes, sowie der Niederungen

*) Im Jahre 1804 herrschte in unserer Parochie eine schlimme Kinderkrankheit; 50 Kinder starben an den schwarzen Blattern.

auffaugt, so erfreuen sich dennoch die Bewohner der Parochie einer starken, anhaltenden Gesundheit. Der Chronist meint: Nüchternheit und Arbeitsamkeit mögen hierzu auch einen Theil beitragen.

Der damalige Kreis-Physikus Dr. Nagel gab auf Grund ärztlicher Untersuchung das Gesammt-Urtheil ab, daß die Kinder in Königsdorf noch reineres Blut, als die in Sabschütz haben. Nur die wohlhabenden Personen nehmen in Krankheiten zu ärztlicher Hilfe ihre Zuflucht; die Kranken aus der ärmeren Bevölkerung leiden, bis sie entweder sterben oder von selbst gesund werden. Was die Dorfleute vom städtischen Arzte abschreckte, war nicht allein die hohe Geldforderung für Behandlung und Arzneimittel, sondern mehr noch das barsche, grobe Wesen, womit der vornehme Herr Doktor in früherer Zeit den „dummen" Dörflern entgegentrat. In der Regel hatte der kranke Landbewohner, bevor er den Arzt aufsuchte, schon vorher verschiedene, mitunter geradezu schädliche Hausmittel angewendet. Anstatt daß nun der Herr Doktor den Unwissenden in christlicher Weise belehrt hätte, überschüttete er ihn mit Schimpf und Spott. Die Folge war: die meisten Kranken gingen oder schickten zu den ländlichen „Quacksalbern", welche für alle möglichen Krankheiten ein und dieselbe Salbe verordneten und bei Beinbrüchen oder anderen äußeren Leibesschäden den Patienten oft zu Tode marterten. Dafür zahlte man ihnen gern und freiwillig hohe Summen Geldes, ein Zeichen, daß man die Geldausgaben durchaus nicht scheute, um die Gesundheit wieder zu erlangen. Wären also die damaligen approbirten Aerzte mit den Landleuten freundlicher umgegangen, sie hätten eine ebenso zahlreiche Kundschaft auf dem Lande haben können, wie es heute der Fall ist, und viele hundert Fieberkranke wären gerettet worden!

Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß alle „Heiler" oder „Schäfer" betrügerische Pfuscher gewesen wären, nein,

es gab und giebt noch heutigen Tags gar manchen ländlichen Wunderdoktor, welcher in der Behandlung der äußerlichen Leibesgebrechen ebenso großen Erfolg aufzuweisen hat, wie ein wissenschaftlich gebildeter Arzt; die Erfahrung ersetzt hier die Wissenschaft. Als berühmte und vielbeschäftigte Heiler galten in damaliger Zeit die Schäfer in Löwitz, Bladen und Schwesterwitz; in Gröbnig florierte ein gewisser Ferdinand — und in Kreuzendorf praktizirte sogar ein weiblicher Wunderdoktor. Auch in Sabschütz wohnte eine viel begehrte Heilerin, die namentlich von den kranken Frauen zu Rathe gezogen wurde, sie hieß Elisabeth Bartke. Diese Frau ist außerdem noch merkwürdig als Hebamme; denn sie hat nicht weniger als „eintausendvierhunderteinundachtzig" (1481) Kinder in den umliegenden Ortschaften während ihrer Praxis ausgebadet. Sie starb am 9. Dezember 1817, im Alter von 77 Jahren.

Der Ackerbau in älterer Zeit war selbstverständlich noch sehr unvollkommen entwickelt, die Ackergeräthe höchst einfach und meist von den ländlichen Handwerkern aus rohem Holz und Eisen hergestellt. Von der vielverzweigten Maschinerie hatte der alte Bauer keine Ahnung, er arbeitete in derselben Weise, wie er es vom Vater und Großvater gesehen hatte. In der alten Zeit wurde zumeist nur Roggen und Hafer angebaut; zu Anfang dieses Jahrhunderts kam noch Gerste und Weizen hinzu. Hie und da wurde wohl auch schon ein Beet mit Erbsen besät, dagegen wurde früher mehr Flachs erbaut, als heute. Ungefähr im Jahre 1820 fingen die Königsdorfer an Kleebeete anzulegen, sie machten auch einen Versuch mit Kleeheu. Kartoffeln, die heute einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung für Menschen und Thiere ausmachen, pflanzte man vor 80 Jahren meistens nur in Gärten, später erst auf dem Felde. Zucker- und Runkelrüben kannte man gar nicht bei uns, die weiße Wasserrübe diente als Futterrübe.

Große Ackerstücke ließ man unbebaut liegen, es waren dies die Brachfelder, wo Schafe, Kühe, Schweine und auch die Pferde gehütet wurden. Allerdings waren damals schon die jüngeren Wirthe energische Gegner dieser Methode; sie bestanden auf einer ausgiebigeren Benutzung der Brachfelder, allein die älteren Bauern opponierten um ihrer zahlreichen Schafherden willen. Desgleichen wünschten die jungen Besitzer, daß die Unzahl der Tauben mehr eingeschränkt werde, sie drangen jedoch nicht durch. Um dieser Sache wegen wurden in der Gemeinde vielfache Tauben-Prozesse geführt, ganze Familien gerieten dadurch in jahrelange Feindschaft. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Was doch nicht Alles zur Feindschaft führen kann! Daß die Taubenwirthschaft am hiesigen Orte sehr übertrieben und lästig war, bestätigt noch eine andere Stelle, wo darüber geklagt wird, daß nicht nur die Großbauern, sondern auch die kleinen Gärtner über 24 Paar Tauben hielten. In jedem Gehöfte waren wenigstens 20 Paar Tauben zu finden — welch' großen Schaden richteten dieselben zur Herbstzeit an den Saaten an! Die Getreide-Ernte beginnt Ende Juli; vor hundert Jahren wurde das Wintergetreide noch allgemein mit der Sichel geschnitten. Das Hauen mit der Sense kam erst später in Gebrauch. Trotz sorgfältiger Pflege tragen unsere Felder nicht so reichlich, wie die Grundstücke um Piltsch, Katscher und Neukirch; die Fruchtbarkeit ist nur eine mittelmäßige.

Jeder Landwirth wird gewiß auch etwas über den Viehbestand und die Viehzucht in alter Zeit hören wollen. In dem engen Rahmen einer Lokalgeschichte kann freilich hierüber nicht viel gesagt werden. Für gewöhnlich hielt sich der alte Bauer nur soviel Vieh, als er nach seinen Verhältnissen benöthigte und ernähren konnte. Als eigentlichen Handels- und Geschäftsartikel benützte man das Vieh damals noch nicht. Immerhin hatte der Landmann einen nicht unbedeutenden Vieh-

bestand, namentlich als nach den Kriegsjahren und nach Ablösung der Frohndienste seine Lage eine bessere wurde. Denn nunmehr wußte er doch, daß das, was er sich ersparte und erarbeitete, ihm als unbestrittenes Eigenthum angehörte. Futterungsmittel und Futterungsplätze (Hutungen) gab es in älterer Zeit genug, nur fehlte dem Bauern die Kenntniß einer rationellen Behandlung des Viehes; des öfteren hatte er große Verluste durch die grassirenden Viehseuchen, welche hervorgerufen wurden durch die engen, ungesunden Stallungen, durch Unsauberkeit ꝛc.

Eine statistische Tabelle aus dem Anfange dieses Jahrhunderts über den Viehbestand weist folgendes nach: Der Hufen-Bauer in Sabschütz hatte gewöhnlich 7 Pferde, der kleinere Bauer 5—6 Stück. Wenn man von den 29 Anbauern jeden mit 6 Pferden berechnet, so beläuft sich die Gesammtzahl der Pferde auf 174 Stück. Im Winter war jedoch diese Zahl fast um die Hälfte geringer. Wegen des ursprünglichen schlechten Ackerzustandes hatte Sabschütz minder werthvolle Pferde und Hornvieh. Insgesamt standen in unserem Dorfe ca. 250 Kühe und an 1800 Schafe. Der Königsdorfer Viehstand war nur etwa um einen Drittheil kleiner. In Kittelwitz gab es — zufolge der Tabelle — 27 Pferde, 15 Fohlen, 2 Stiere, 77 Kühe, 16 Stück Jungvieh, 15 Schweine und 200 Schafe. Welche Zahlen weist heute die Viehzählung in den genannten Dörfern auf?

Die Viehzählung am 1. Dezember 1897 in Sabschütz ergab folgendes amtliches Resultat: in 144 Gehöften finden sich 164 Pferde, 726 Stück Rindvieh, 390 Schweine, 188 Ziegen, 0 Schafe, 715 Gänse, 63 Enten, und 1643 Hühner. Wie aus den vorstehenden Angaben ersichtlich, war die ehemalige Schafwirthschaft eine besonders günstige. Der Schafbestand, sagt die Chronik, ist in Sabschütz für die hiesige Feldmark ein zu starker, die Wirthe halten 3—5 Schilling Schafe (1 Schilling

= etwa 1 Dutzend.) Die Herde vermehrt sich im Sommer mitunter bis auf 2000 Stück. Der Landmann setzt seinen Stolz darein; je mehr Schafe, desto gewichtiger ist seine Stimme im Gemeinderathe. Die Wolle, das Fell, Milch, Fleisch, Talg und sogar den Darm der Schafe wissen unsere Wirthe gut auszunützen; zweimal im Jahre halten sie die Schafschur. Der Schafhirt ist der angesehenste unter den Hütern des Viehes, weil auch am besten besoldet. Wenn der Sommer naßkalt ist, wie anno 1821, so verlieren die Schafwirthe viel Jungvieh. Einige Besitzer z. B. Gottfr. Schwarzer, Mich. Krumschmidt, haben vom Dominium Gröbnig veredelte Schafe angekauft und dadurch ihren Stamm ganz merklich verbessert. Seit den fünfziger Jahren infolge der Felder-Separation hat die einst so blühende Schafzucht bei den kleinen Besitzern fast völlig aufgehört.

Der Kaufpreis, welcher für das Vieh gezahlt wurde, stellte sich zu den verschiedenen Zeiten verschieden, je nachdem Mangel oder Ueberfluß an Vieh bezw. Bedürfniß darnach vorhanden war. Es wird hervorgehoben, daß in den Jahren 1812—1820 ein guter Preis für das Vieh gegeben wurde. Für ein starkes, fehlerfreies Pferd zahlte man 60—80 Thaler, für eine gute, fünfjährige Nutzkuh gab man 25—30 Reichsthaler, für ein Fohlen 10 Thlr., für ein Kalb 2—3 Thaler. Diese Preise werden als „gute" bezeichnet, daher ist anzunehmen, daß zu manchen Zeiten auch weit weniger gezahlt worden ist. In heutiger Zeit hat sich der Kaufpreis verdoppelt und verdreifacht. —

Anno 1806 kaufte ein hiesiger Gerichts-Schulze die Elle Tuch zu einem besseren Rocke für 3—4 Thaler, ein Paar lange Wadenstiefel aus derbem Leder für 3 Thlr. Ich finde diese Preise zu hoch für jene Zeit, wo man eine ausgewachsene Milchkuh für 25 Thaler kaufen konnte. Allerdings muß man bedenken, daß die Handwerker damals dauerhafter arbeiteten und nur gutes Material verwendeten.

Ich wette, der Tuchanzug, welchen sich der damalige Gerichtsschulze anfertigen ließ, hat wenigstens 30—40 Jahre gehalten, schon deshalb, weil derselbe nur an den Hochfesttagen beim feierlichen Kirchgange oder bei anderen seltenen Gelegenheiten getragen wurde. Nicht selten kam es vor, daß der Sohn in demselben langschößigen Tuchrocke zum Traualtar ging, in welchem schon sein Vater als Bräutigam einhergeschritten war. Wer hätte sich auch in alter Zeit jedes Jahr zwei bis drei neue Anzüge gekauft! Ein einziger Anzug genügte für das ganze Erdenleben; er wurde bei Hitze und Kälte getragen, gleichviel ob er aus Tuch oder Pelz bestand. Den Luxus von extra feinen Sommer-Anzügen kannte man nicht.

Was man in früherer Zeit für das Getreide bezahlte, habe ich leider in meinen Annalen nicht finden können, wohl aber kann ich sagen, welchen Werth in Sabschütz die Ackerstücke und somit die ganzen Besitzungen hatten. Zunächst muß bemerkt werden, daß der Bauer an seinem vom Vater ererbten Gute mit aller Zähigkeit festhielt; nur in der äußersten Noth verkaufte er ein Ackerstück an Fremde. Auf diese Weise erhielten sich die hiesigen Bauergüter Jahrhunderte hindurch in ungeschmälerter Größe; der Hufenbauer blieb ein Hufenbauer bis ins vierte Glied seiner Kindeskinder. Ganz anders ist es in unseren Tagen. Da wird gekauft und verkauft, zergliedert und zerstückelt, daß man in 100 Jahren die einzelnen Besitzungen nicht mehr wieder erkennen wird. Das Schwankende und das unstätige Hin- und Hertasten in der Politik von Oben hat sich auch den unteren Schichten mitgetheilt! Der kleine Mann lernt und thut ja so gerne, was er die „großen" Männer thun sieht. Dieses unsichere Probiren oben und unten ist aber ein Zeichen, daß die Einheit und Festigkeit am gesammten Staatskörper verloren gegangen, daß eine allgemeine Verwirrung und Auflösung bevorsteht auf allen Gebieten. Was die Väter mit schweren Opfern erworben

und zusammengehalten haben, das zertrennen die Söhne oft in ganz unnöthiger und leichtsinniger Weise. Egoismus und kleinlicher Partikularismus spielt heut eine Hauptrolle, darunter muß das Wohl der Gesammtheit und Allgemeinheit leiden. Wenn die Sonne sich theilen würde, so hätten wir allerdings zwei Sonnen, aber diese zwei kleinen Sonnen könnten für unsere Erdkugel nicht dasselbe leisten, was die eine große Sonne thut. So ähnlich ist es mit den zertheilten und zerstückelten Bauer-Gütern. Ich will indessen die alten Bauern nicht gar zu sehr loben und die neuen tadeln. Hätten die alten Besitzer für ihre Güter auch so enorm viel Geld bekommen,*) wie heut für eine Parzelle Acker gezahlt wird, wer weiß, ob sie nicht ebenso leidenschaftlich den Acker-Verkauf betrieben hätten.

Was kostete nun in früherer Zeit eine Bauernwirthschaft? Mein Gewährsmann sagt: Am Ausgange des vorigen Jahrhunderts waren die mehrsten einhufigen (100 — 120 Morgen) Bauer-Wirthschaften auf 400 bis 500 schlesische Thaler geschätzt; um diesen Preis übernahmen die Kinder die elterliche Besitzung. Bei diesem niedrigen Preise mußten selbstredend die übrigen Geschwister fast leer ausgehen. Während also der eine glückliche Sohn den ganzen väterlichen Segen einheimste, mußten seine weniger begünstigten Brüder und Schwestern oft ein armseliges Leben fristen. Später (ums Jahr 1820) stiegen die Preise etwas höher. Der Hufen-Bauer verlangte für seine Besitzung 800—900 Thaler; mitunter, wenn viele Kinder auszustatten waren, kam es vor, daß der Vater wohl auch 1000 Thaler bei Abgabe seiner Wirthschaft forderte. Aber was war das unter so Viele? Die Bauerstochter konnte unter diesen Umständen vom Vater keine große Mitgift beanspruchen; 200 Thaler in baarem Gelde, das war schon eine reiche Ausstattung!

*) In unseren Tagen zahlt man durchgängig für einen Morgen Ackerboden 600—800 Mark.

Der heutige Wirth verlangt für seine Besitzung bei der Uebergabe an den heiratsfähigen Sohn das zehnfache. Was die Gärtnerstelle anbelangt, so waren dieselben sehr ungleich in Grundstücken, es gab Groß- und Kleingärtner; die ersteren besaßen außer den Ackerstücken zum Theil noch sehr ansehnliche Kraut- und Säegärten. Eine derartige Gärtnerstelle verkaufte der Vater dem Sohne für 200 Thaler. Die Häuslerstelle wurde um den Preis von 60 Thalern abgegeben. Soviel über den Werth der Besitzungen in alter Zeit.

Jedoch bei der Werthschätzung der einzelnen Grundstücke wollen wir die landschaftlichen Reize der übrigen Umgebung nicht ungeschätzt und unbeachtet vorübergehen lassen. Unternehmen wir daher jetzt einen kleinen Abstecher in das nördlich von Sabschütz gelegene, wirklich schöne Stradunathal. Dasselbe dehnt sich in vielen Windungen bis nach Berndau und weiterhin nach Casimir, der ehemaligen uralten Cisterzienser-Niederlassung. Das genannte Thal ist reich an wechselnden Landschaftsbildern, an idyllisch gelegenen Ruheplätzchen, was um so erfrischender wirkt, weil die Gegend ringsum wenig Poesievolles bietet. Von den lieblichen Anhöhen des Stradunathales hat man einen weiten Ausblick über das Meer der wogenden Getreidefelder, über die schattig gelegenen Wassermühlen, bis weit hinüber zu den blauen Kuppelwölbungen des fernen Altvatergebirges. Dieses eine gute Meile lange Thal mit seinen zum Theil bewaldeten Höhenrücken, mit seinen Schluchten und Seitenmündungen, könnte man „die Sabschützer Schweiz" nennen, dieselbe würde gewiß bei einem näheren Vergleiche die „Jernauer Schweiz" noch übertreffen. Klein-Berndau mit Thiel's Gasthause, woselbst auf den Fischteichen einige Kähne bereit stehen, könnte gut als Absteige- und Ausruhepunkt gelten.

Wollte man außerdem, was bei der heutigen Denkmal-Bauwuth gar nicht so schwierig wäre, auf dem sog.

Schloßberge bei der von uralten Linden umrauschten Spittelmühle der einstigen Königin Kunigunde ein schönes Denkmal errichten und daneben einen 100 m hohen Aussichtsthurm bauen — ich bin überzeugt, Scharen von Touristen, Vergnügungssüchtigen und Naturschwärmern kämen herbei, und die „Sabschützer Schweiz" würde bald in allen Reisebüchern auf das Wärmste empfohlen werden! Logiehäuser, Gasthäuser, Kurhäuser, Zahnrad-Bahnen, Kegelbahnen würden nur so aus dem Erdboden herauswachsen. Von den Klängen der Musik, von dem Johlen der betrunkenen Sommerfrischler würde das stille Thal erschallen. — Gott sei Dank, daß Alles dies noch nicht zu befürchten ist! Vorläufig bleibt das Stradunathal eine unbekannte Perle, ein Erfrischungsort für ganz einsame Spaziergänger. Liebst Du die Einsamkeit in der Natur, dann komm mit mir, ich führe Dich in dieses stille Thal.

Wir gehen von Sabschütz auf der Chaussee nach Leisnitz entlang. Bei der Brücke angekommen, biegen wir links ab; bald winken uns die schlichten Erlenbüsche einen ebenso schlichten Willkommensgruß. In den Furchen des tief ausgefahrenen Wiesenweges steht noch Regenwasser, es schaut uns verwundert mit trüben Augen an. Wir schreiten kühn darüber hinweg, gehen die busch- und blumenreiche Halde entlang, nehmen eine scharfe Ecke und stehen nun ganz in der Nähe des alten Steinbruches. Links vom Wege plätschert der schmale, aber klare Bach; er hat's sehr eilig, will noch heute nach der Hotzenplotz, um dann seinen Lauf nach der Oder fortzusetzen — lassen wir ihn also laufen.

Wir wenden unseren Blick nach rechts und sehen die rothbraunen Gesteinsmassen, welche in schräglaufenden Schichten wie eine große Mauer von der Hand des Schöpfers aufgebaut sind. Hier gab es in alten Tagen noch viel Wald — die heutigen Besitzer haben ihn umgeschlagen und den Pflug bis nahe an den Steinbruch

herangeführt. Ueberhaupt ist es aus mehrfachen Ursachen tief zu beklagen, daß Wälder und Büsche so gedankenlos umgerodet werden. Wenn weiter so unverständig fortgearbeitet wird, dann wird der schattig-grüne Laubkranz um Sabschütz bald ganz gefallen sein. Das buschige Stradunathal wird nach 100 Jahren, in eine öde, kahle Schlucht umgewandelt, dem Wanderer auch nicht das geringste Interesse mehr bieten. Aber, wo die Geldrücksicht in Frage kommt, da hört bekanntlich jede andere Rücksicht auf. Der eben genannte Steinbruch steht daher kahl, nur ein paar niedrige Sträucher verdecken seine Kahlheit; jedoch dort, wo die Steinkanten verwittert sind, haben sich Blumen festgesetzt, Steinnelken, welche im Juli die grauen Felsabhänge wie mit einem rothseidenen Gewande überkleiden.

Einige hundert Schritte gehen wir weiter und stehen plötzlich mitten auf einer schönen Waldwiese. Ringsum erblicken wir dichte Erlen- und Haselnußsträucher, aus denen schlanke Birken, Buchen und Eichen hervorragen. Da blüht die Hagebutte und der Schlehdorn, dort rankt wilder Hopfen und die Brombeere, hier klettert ein Eichkätzchen, dort schlägt die Drossel, dort pinkt ein Fink. Im Frühlinge blühen hier eine Unmasse von Primeln und gelben Butterblumen, während Blauveilchen und Windröschen schüchtern unterm Strauche stehen. Im Sommer prangt die Wiese im Schmucke der buntesten Farben, würziger Heuduft breitet sich aus. Ein kleiner Kiefernhain giebt dem ganzen Bilde einen schönen Hintergrund. Durch die eng verschlungenen Büsche bahnen wir uns den Weg und steigen höher empor zur ragenden Felskante, wo wir uns eine Weile niedersetzen, weil man von hier aus das Thal gut überschauen kann. Zwar sieht das Auge hier keine marmornen Denkmäler, aber sind denn die schönen Korn- und Weizenfelder nicht auch Denkmäler, und zwar Denkmäler des menschlichen Fleißes und Schweißes? Man sieht hier

keine bemoosten Ruinen und zerfallene Burgtrümmer, aber ist denn Gottes Natur nicht schön genug auch ohne diese Klexe einer verfallenen Menschenkunst? —

Zur rechten Seite von unserem Ruheplätzchen bemerken wir drei Fichten nahe bei einander; auf einer derselben hat ein Habicht sein Nest aus dürrem Reisig erbaut. Die Jungen schreien laut nach Futter, sodaß die kleinen Singvögel in banger Vorahnung ihren Gesang eingestellt und sich furchtsam zurückgezogen haben. Gerade zu unseren Füßen, unten im Thale, höchst romantisch gelegen, erblicken wir in malerischer Umgebung die „Steinmühle" mit ihren Wirthschaftsgebäuden, hinter welchen der klare Spiegel des Teiches hervorblitzt. Das Mühlrad plätschert, das Mahlwerk klappert, die Hofhunde bellen und zwischen den Laubkronen steigt schnurgerade eine blaue Rauchsäule empor, welche uns anzeigt, daß soeben der duftende Vesperkaffee gekocht wird.

Die hiesige Pfarrchronik sagt: „Die Steinmühle, sonst auch Engel-Mühle genannt, liegt am Sabschützer-Wasser zu Füßen des Steinberges; sie ist die ansehnlichste im ganzen Kirchspiele, sie giebt den größten Theil des Zinses in Mehl. Sie hat bedeutende Grundstücke, einen schönen Steinbruch, ihre Gebäude sind sehr solide gebaut und ihre Lage ist, wie die der Spittelmühle, romantisch schön. Die Familie Bernard befindet sich schon sehr lange (etwa 200 Jahre) im Besitze derselben." Heute ist auch Dampfbetrieb eingerichtet. Die Mahlgäste kommen aus der näheren und weiteren Umgebung herbei.

Das Panorama von unserem Sitzplatze aus zeigt noch andere wechselnde Landschaftsbilder: Vor uns, in der Richtung nach Königsdorf zu, wird der „Altvater" sichtbar. Hinter uns zeigt sich bei gutem Wetter der St. Annaberg, und könnte man jenen langgestreckten Hügel dort wegschaffen, so würde man auch die Zinnen und Schornsteine von Leobschütz sehen. Unmittelbar hinter der Spittel-

mühle, nach Groß-Berndau hinüber, steigen die Bergrücken zu solcher Höhe empor, daß man unmöglich — darüber hinwegsehen kann; fußtief bleibt dort Eis und Schnee liegen, natürlich nur im Winter bei kräftigem Schneegestöber! Nur selten verirrt sich dort der Fuß eines Menschen; selbstverständlich! denn ein Verirren ist dort fast eine Unmöglichkeit. Dort blöken Steinblöcke, dort guckt der Kuckuck, dort lächelt die Lauchtaube, dort — — doch genug! Der Anblick der vielen Naturschönheiten hat uns jetzt derartig trunken gemacht, daß wir leicht „Dichtung und Wahrheit" verwechseln und am Ende gar noch lächerlich werden könnten, darum treten wir lieber den Rückweg an.

Auch hat sich unterdessen die Sonne tief geneigt und vergoldet mit ihren letzten Strahlen den westlichen Himmel. Die Abendglocke vom Leisnitzer Kirchthurme brummt und summt in dumpfem Tone, als wäre sie verdrießlich darüber, daß schon wieder ein Tag zu Ende gegangen. In dem Kiefernwäldchen singt noch ein liebes Vöglein in sanft-schmelzender Melodie ein Abendliedchen; aber jetzt hält es plötzlich inne, ein schriller, schneidender Angstschrei fährt ihm aus der Kehle — es ist sein letzter Schrei — der raubgierige Habicht hat es mit seinen Krallen erfaßt und trägt es als Beute zum nahen Neste. Drei hungrige Schnäbel sperren sich in dem Räuberneste auf; ein wildes Kreischen und Zanken erfolgt, wer den größten Antheil an der leckeren Beute erhalten soll; bald tritt wieder Ruhe ein.

So endet oft auch der Menschen Leben. Heute roth, morgen todt! Und die Erben theilen sich zankend und streitend in die Hinterlassenschaft, die der Verstorbene mit soviel Mühe und oft auch mit Sünde zusammen gescharrt hat. Wir eilen mit beschleunigtem Schritte durch die thaufeuchte Abendlandschaft, vorüber an den zirpenden Grillen am Uferrande, vorbei an dem letzten Erlengebüsch und stehen wiederum auf der Chaussee. Jetzt ertönt auch die Sabschützer Abendglocke und mahnt zu einem kurzen

Gebete. Warum sollten wird uns schämen, den Hut abzunehmen und zu beten? Haben wir nicht an jedem Tage Ursache, Gott zu loben und ihm zu danken für so viele geistige und leibliche Wohlthaten, für so gütig gewährten Schutz und Segen? Wenn die todte Natur, wenn Himmel und Erde mit ihren vielen Wundern und Geheimnissen ein ununterbrochenes Loblied auf den allmächtigen Schöpfer singen, dann haben wir Menschen, wir Christen, erst recht die Pflicht, den gütigen Gott zu lieben und anzubeten. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn — lobet und preiset Ihn!

IX. Kapitel.

Schilderung der kirchlichen Verhältnisse.

Aus dem großen, schönen Tempel der Natur, welche ja mit Recht auch ein Tempel Gottes genannt wird, weil von Gottes eigner Hand erbaut, treten wir jetzt in den engeren Tempel Gottes ein, nämlich in das Gotteshaus, in die Kirche. Haben wir also im letzten Kapitel eine Wanderung durch die Natur-Umgebung gemacht und dabei die örtlichen Verhältnisse der Parochie kennen gelernt, so wollen wir in diesem Kapitel die kirchlichen Verhältnisse näher studieren. Die geschichtliche Entwicklung der hiesigen Kirche, das Schicksal der hiesigen katholischen Einwohner, den traurigen Religionswechsel, habe ich schon geschildert. Es wird daher hier mehr in Frage kommen: das kirchliche Leben der Parochianen. Wie beschaffen war das frühere Kirchgebäude von Sabschütz im Innern und Aeußern? Wie stand es mit dem Kirchenvermögen, welches war die Reihenfolge der Ortspfarrer und ihre Thätigkeit, welchen Einfluß übte die Kirche auf das Familienleben, auf die Feier der verschiedenen Festtage? Diese und ähnliche Fragen sollen im Folgenden beantwortet werden. Die einzelnen Gegenstände sollen harmonisch zusammentreten,

gleichsam zu einem Mosaik-Bilde, welches einen besonderen Farben- und Lichtglanz empfängt vom Gesichtspunkte der Religion.

Religion! Welch' ein schönes, inhaltreiches Wort! Es erinnert uns an unseren gemeinsamen Vater im Himmel, an unser gemeinsames Ziel im Jenseits, es erinnert uns an unsere Pflichten gegen Gott während des kurzen Erdenlebens, aber auch an unseren Lohn, an unsere Freuden bei Gott im ewigen Leben. Kraft göttlicher Anordnung hat die wahre Kirche, und nur sie allein, die Gesetze der wahren Religion anzugeben und zu leiten. Anderenfalls könnten weder Religion noch Kirche noch Menschen ihren großen, heiligen Zweck erreichen. Religion, Kirche und Menschen stehen demnach in engster Verbindung; wird dieses Wechselverhältniß zerrissen oder verwirrt, so hat dies die größten zeitlichen und ewigen Uebel im Gefolge.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß in alter Zeit die Menschen von der Religion tiefer und inniger durchdrungen waren, als heute. Der Gedanke an Gott beherrschte ehemals das häusliche, wie das öffentliche Leben, sein heiliger Name stand an der Spitze der Urkunden und Chroniken. Testamente und Ehekontrakte, Friedensverträge, gerichtliche Entscheidungen, gesetzliche Verordnungen sind unter Anrufung des Namens Gottes ausgefertigt. Der Segen der Kirche begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Das Kreuz, das heilige Zeichen der Erlösung, findet sich nicht nur am Wege und am Waldessaume, sondern auch über dem Eingang der Häuser, sogar auch der Gasthäuser. Ein christlicher Lobspruch oder irgend ein christlicher Gruß steht über den Thoren der großen und kleinen Städte; irgend ein christliches Bild schmückt die Front der Häuser. Kurz, die Religion beherrscht das gesammte Culturleben. Dadurch kam in so recht schöner Weise der Gedanke zum Ausdruck: „in Gott leben wir, bewegen wir uns und sind wir!"

Wie standen nun die religiösen Verhältnisse im Sabschützer Kirchspiel? Gott sei Dank! Seit der Wiedereinführung der katholischen Religion um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist das göttliche Samenkörnlein schnell wieder in gute Herzen gefallen, ist dort aufgegangen und hat reichliche Früchte getragen zum ewigen Leben.

Nach Ausweis der Urkunden ist das jetzt bestehende Gotteshaus das dritte in Sabschütz. Es wurde in den Jahren 1802 und 1803 ganz aus Stein erbaut mit festem Thurm und Gewölbe. Das vorhergehende Kirchgebäude hatte eine Feuersbrunst bis auf die Grundmauern zerstört. Die erste Kirche, welche schon zu Anfang dieser geschichtlichen Notizen genannt worden ist, war völlig aus Holz aufgebaut, sie stand gegen 600 Jahre und hat die schwere Zeit der „Reformation" durchgemacht. Dieses erste Kirchlein war klein, im Innern und Aeußern ganz schmucklos, ein niedriger Holzthurm mar die einzige äußere Zierde. Uralte, schattige Linden umrahmten anmuthig den Kirchplatz, auf einem sanften Hügel gelegen. Mit Bezug darauf leistet sich der Chronist folgende Verse: „Das Säuseln der Linden hörst Du ja gewöhnlich so gern — Höre es und vernimm in demselben die freundliche Stimme des Herrn!"

Das Rauschen der Linden, über deren Wipfel die Spitze des Kirchleins malerisch hervorlugte, mußte doch gewiß alle Kirchkinder an den heiligen Ort herbeilocken. Und freudig kamen sie denn auch alle zur Kirche, zum Gottesdienste. Wurde den Alten und Kranken der Hinaufstieg zu beschwerlich, sodaß sie mehrmals ausruhen mußten, alsdann schauten sie nach der Hallenthür, wo die tröstlichen Worte standen: Kommet ihr Mühseligen, der Herr will euch erquicken! Hatte indeß ein müder, kranker Erdenpilger für immer im Tode die Augen geschlossen, so begrub man ihn unter dem kühlen Schatten der Kirchhoflinden.

„Hier werdet ihr ruhen, ihr Müden, im kühlen Schooße der Erde,
Bis einstens das zweite Mal tönet des Schöpfers allmächtiges Werde!"

Wie viele sind seitdem schon zur letzten Ruhe gegangen! Auch die alten, trauten Kirchhoflinden leben nicht mehr, sie sind eines gewaltsamen Todes gestorben, sie sind gefallen unter der Schärfe des Beiles. Im Innern der alten Kirche sah es sehr einfach aus, feucht und düster. Eine schadhafte Orgel, welche glücklicher Weise nur wenig gespielt wurde, da der kernige Volksgesang mächtig durch die Räume hallte; einige Wand- und Altarbilder, in grellen Farben von ungeschickten Meistern gemalt; ein wurmstichiger Altartisch mit uralten Verzierungen; eben solche unpassende Kirchenwäsche und Paramente; das war im Großen und Ganzen die innere Ausstattung. Doch das gläubige Volk kam ja vor allem in die Kirche, um sich durch das Wort Gottes erbauen und belehren zu lassen, um beim heiligsten Meßopfer Gnadenschätze zu schöpfen, um beim Gebete vor dem heiligsten Sakramente Trost und Hilfe zu erlangen — aber nicht um das leibliche Auge und die Neugierde zu befriedigen. Darum that die armselige Kirchen-Einrichtung der Andacht durchaus keinen Abbruch. Zudem war der Geschmack damals noch nicht so verfeinert; derb und urwüchsig wie im Familien-, so hielt man es auch im kirchlichen Leben.

Und schön war es doch in der alten Zeit; o wie schön! wenn an den hohen Festtagen die Pauken und Trompeten durch die Kirche brausten und schmetterten, wenn der Pfarrer auf der Kanzel mit einem kräftigen musikalischen Tusch begrüßt wurde, wenn dicke Weihrauchwolken vor dem Altare aufstiegen und den ganzen inneren Raum in ein geheimnisvolles Dunkel hüllten. Dann war das gläubige Volk seinem Gotte nahe, es fühlte die wohlthuende Gegenwart des Allerhöchsten und betete den Herrn an von tiefstem Herzensgrund. Im Verhältniß zu alten Zeit hat heute die Schönheit der Kirchen allerorts um ein Bedeutendes zugenommen; die vordem so kahlen Wände der Gotteshäuser haben in der Jetztzeit überall einen frischen, warmen

Hauch bekommen, aber — dafür bleibt der „innere Tempel" des Menschen, das Herz des Volkes, zumeist kalt und theilnahmslos. Gäbe Gott, daß mit der Restauration der Gotteshäuser auch bald eine allgemeine Restauration der christlich-gläubigen Gesinnung eintrete!

Wer in gegenwärtiger Zeit die Sabschützer Kirche besucht, der erkennt das frühere, alte Kirchengebäude nicht wieder, im Innern und Aeußern ist eine umfangreiche Veränderung vorgenommen worden. Auf 17 breiten Granitstufen steigst Du den Kirchberg hinan, vor der Halle empfängt Dich ein kleines Säulen-Portal, über welchem in gold-bronzenen Buchstaben die Worte geschrieben stehen: Venite exsultemus Domino! „Kommet und lobet den Herrn!" Es sind dies „theuere" Worte, schon deshalb, weil jeder Buchstabe 1 Thaler kostet. Doch, ich denke, wir bleiben vorerst noch bei der Schilderung der alten Kirche.

Nach einer jetzt noch bekannten Orts-Tradition sollte in uralter Zeit die erste Kirche im sogenannten „Kirchgrunde" (nahe bei der heutigen Jos. Schwarzer'schen Besitzung) aufgebaut werden. Schon waren die gezimmerten Balken dortselbst niedergelegt, siehe da, am nächsten Morgen lagen die mächtigen Balken, von unsichtbarer Geisterhand getragen, auf einer anderen Stelle, nämlich auf dem Orte, wo jetzt die Kirche in Wirklichkeit steht. Man hat dem geisterhaften Fingerzeig Folge geleistet und, wie die Erfahrung beweist, sehr gut daran gethan; denn jener erste, ursprüngliche Ort besitzt einen außerordentlich feuchten Untergrund. —

In Königsdorf steht die Kirche in unmittelbarer Nähe des Dorfbaches; sie hatte früher, wo der Wasserlauf sehr schlecht geregelt war, viel durch Ueberschwemmung zu leiden. Oft war zur Zeit der Schneeschmelze infolge der angesammelten Wassermassen der Zugang zur Kirche ganz unmöglich. Nicht selten kam es vor — die Chronik bezeugt es — daß ein neu geöffnetes Grab, wann der Sarg

mit der Leiche schon hineingestellt werden sollte, bis auf den obersten Rand mit Wasser angefüllt war. Es blieb nichts übrig, als den Sarg in dieses Wasserloch zu setzen; die Erde wurde erst dann hineingeschaufelt, wenn das Wasser nach einigen Tagen sich verlaufen hatte. Der Verstorbene fand also mitten auf dem Festlande sein Grab „in den kalten Wasserfluthen!" Selbstverständlich war dies für die trauernden Hinterbliebenen kein tröstlicher Umstand; man hat dem Uebel um das Jahr 1650 dadurch abgeholfen, daß man den Kirchhof auf die nächste Anhöhe verlegte, und zwar auf den Hügel, woselbst das heutige Lokalie-Gebäude steht.

In früheren Jahrhunderten waren die Glocken ein viel gebrauchter Gegenstand: man läutete nicht nur zum Gottesdienste, zu Hochzeiten und Begräbnissen, nicht nur zum dreimaligen täglichen Angelus-Gebete, sondern auch an den Vorabenden zu den Hochfesten und Sonntagen. Beim Herannahen eines Gewitters wurde die Wetterglocke gezogen; bei Hochfluthen, bei Hochfeuer, bei Hagelschlag, bei Kriegserklärung und Friedensverkündigung, stets wurde mit den Glocken geläutet, selbst auch gegen die heranziehenden Heuschrecken. Man brachte also thatsächlich alle nur irgend wichtigen Ereignisse „an die große Glocke", sie nahm Antheil am Schmerz und an der Freude der Gemeinde. Man schrieb mit gutem Recht den Glocken wegen der erhaltenen kirchlichen Weihe eine übernatürliche (schützende) Kraft zu. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde das „Wetterläuten" wegen der damit verbundenen Gefahr vor Blitzschlägen polizeilich verboten. Wie schon berichtet, sind einst in Königsdorf zwei Personen beim Ziehen der Wetterglocke von einem herabfahrenden Blitzstrahle getödtet worden.

Sabschütz hatte eine Glocke vom Jahre 1522 mit einer religiösen Inschrift — im Jahre 1805 ist diese ca. 5 Centner schwere Glocke in Neisse umgegossen worden, wofür die

Kosten 166 schlesische Thaler betrugen und vom Königsdorfer Kirchenvermögen bestritten wurden. Königsdorf hatte eine Glocke aus dem Jahre 1564, die dadurch merkwürdig ist, daß sie in Leobschütz von einem Meister mit Namen Jacob Goetz gegossen wurde, jedoch ohne die sonst übliche religiöse Umschrift, welcher Umstand schließen läßt, daß die Gemeinde Königsdorf im genannten Jahre schon evangelisch war. Diese Glocke wird in den „schlesischen Alterthümern" erwähnt. Es ist aber zu bemerken, daß die Glocke nicht mehr vorhanden, sondern ebenfalls seit längerer Zeit umgeformt ist.

Ein sonderbarer Vorfall beim Läuten ereignete sich einst in Sabschütz; eine Tochter des Schullehrers (er hieß: Knabe) will die Abendglocke läuten, sie fühlt aber, daß der Glocken-Riemen von unsichtbarer Hand zurückgehalten wird. Zum Tode erschrocken, an einen Geisterspuck glaubend, eilt sie Hals über Kopf aus dem finsteren, unheimlichen Glockenthurme hinweg, um ihrem Vater die Sache zu melden. Nun kommt der Lehrer herbei und findet die Aussage bestätigt; er hat jedoch Fassung genug, um in guter Bewaffnung dem Hinderniß nachzuspüren. Herzklopfend, in der einen Hand ein spärliches Laternenlicht, in der anderen einen Knotenstock, so betritt er den Glockenthurm. Wahrhaftig, da oben ist nicht alles in Ordnung! Glühende Augen leuchten ihm entgegen aus einer dunklen Ecke; ein Schnarchen, Spucken, Zischen ertönt — ein dunkler Schatten huscht an dem düsteren Laternenlichte vorüber. Eiskalter Schauer überläuft den Lehrer. Aber er macht sich Muth; er schreitet weiter in den Glockenraum hinein; wieder glühen ihm zwei feurige Augen drohend entgegen. Mit seiner Laterne leuchtet nun der Lehrer hin — und siehe, er entdeckt den „spuckenden" Geist in der Gestalt eines großen, kräftigen Marders. Dieses Thier hatte ganz nahe beim niederhängenden Glockenriemen seine Lagerstätte aufgeschlagen. Drei ganz

junge Marder hockten erwartungsvoll in dem „Neste", sie hatten zwar schon seit einiger Zeit das Tageslicht erblickt, aber so ein Laternenlicht noch nicht. Darum machten sie verwunderte Augen, desgleichen auch der Lehrer.

Die ganze unheimliche Geschichte war jetzt aufgeklärt: Der alte Marder hatte in ängstlicher Besorgniß für das leibliche Wohl seiner Jungen den auf- und niedergehenden Glockenstrang mit den scharfen Zähnen zu zerbeißen gesucht und hierdurch denselben aufgehalten. Was der Lehrer Knabe mit den entdeckten Mardern gemacht hat, ist mir nicht bekannt; jedenfalls hat er wohl nach dem bekannten Sprüchworte gehandelt, nämlich die kleinen Diebe gefangen genommen und den großen laufen lassen, weil er dem alten Marder doch unmöglich über das Kirchdach nachspringen konnte.

Wie viel Vermögen besitzen die hiesigen Kirchen? Für manchen Menschen ist dieses eine ungemein interessante Frage. Man ist ja vielfach der Ansicht, daß die Kirchen, speciell die katholischen Kirchen und Klöster kein irdisches Gut haben sollen, ebenso wenig wie der hl. Vater einen Kirchenstaat oder weltliche Macht brauche. Christus der Herr sei arm gewesen, also müssen es auch seine Nachfolger sein; so kalkulieren manche Leute. Wenn aber die armen Franziskaner, Dominikaner und andere katholische Ordensleute betteln gehen, dann paßt es diesen Herren Kirchen-Feinden auch wieder nicht; denn Bettler giebt's schon ohnedies genug, sagen sie. Uebrigens ist es falsch, daß unser lieber Heiland ganz und gar keine Geldmittel besessen habe, er bekam ja von gutherzigen Leuten Geschenke und Almosen, welche der Apostel Judas im Auftrage Christi und der übrigen Apostel verwaltete.

Auf ganz dieselbe Weise ist im Laufe der Zeiten die katholische Kirche zu Besitzthum gelangt, durch Geschenke und Almosen. So auch die Einzel-Kirchen in Stadt und Land. Dürfen nun die Kirchen dieses ehrlich erworbene Vermögen

nicht besitzen und zu ihren Zwecken verbrauchen? Mit demselben Rechte resp. Unrechte, womit man Kirchengut konfisziert hat, könnte man dem Rothschild seine Millionen wegnehmen — denn Rothschild könnte mit weniger Millionen auch leben. Die Kulturkämpfer haben demnach nur einseitige Schlußfolgerungen gezogen, sie haben die Schärfe des Schwertes nur nach der einen Seite (Kirchengut) geschwungen, vielleicht kommen einmal Leute, welche auf dieser angefangenen falschen Idee weiter bauend die Schärfe des Schwertes auch nach der anderen Seite hin (Privat-Eigenthum) probieren! Und wer war alsdann der erste Lehrmeister dieses neuen, vergrößerten Unrechtes? — Wer es verstehen kann, der verstehe es!

Den Werth eines Menschen taxiert man im gewöhnlichen Leben nach seinem Gelde; wer viel Geld besitzt, hat stets einen Vorzug von den ärmeren Mitmenschen. Von diesem Grundsatze ausgehend muß man unbedingt die Königsdorfer Kirche vor die Sabschützer setzen, d. h. die „Tochter" der „Mutter" vorziehen. Die Königsdorfer-Kirche hat durch die Wohlthätigkeit der Königin Kunigunde, sowie der Fürstin Katharina größere Besitzthümer an Wald, Acker und auch an baarem Gelde erlangt. Schon im 15. Jahrhundert galt die Königsdorfer Kirche für reich und sie war, wie ich bereits nachgewiesen, ursprünglich (vor dem Jahre 1540) von Sabschütz ganz unabhängig. Erst während der Reformationszeit trat sie zur Sabschützer Pfarrkirche in das Verhältniß einer Filialkirche. Aus den hiesigen Akten läßt sich über das Baar-Vermögen der beiden Kirchen folgendes nachweisen. Es besitzt:

	die Königsdorfer-Kirche		die Sabschützer-Kirche	
anno 1644:	1200	Thaler,	0	Thaler,
„ 1717:	1672	„	150	„
„ 1750:	5049	„	270	„
„ 1820:	9845	„	677	„
„ 1868:	12500	„	900	„

Heute, also im Jahre 1898, verfügt die Königsdorfer Kirche über ein Baarvermögen von 50,000 Mark, während die Sabschützer Kirche durch die Sparsamkeit des jetzigen Herrn Pfarrers in den letzten 30 Jahren es zu einer Höhe von 10000 Mark gebracht hat. Natürlich ist dem Herrn Pfarrer Ballarin bei diesem finanziellen Kunststückchen die hiesige Gemeinde thatkräftig und anerkennenswerth durch opferwillige Unterstützung, Sammlungen, Geschenke ꝛc. zu Hilfe gekommen.*) Wie hätte sonst der Bestand der Kirchenkasse in so kurzer Zeit um das Vierfache sich erhöhen können! Man kann wohl sagen, die meisten Paramente, Kultgefäße, Kronleuchter, Armleuchter und sonstige kostbare Ausschmückungsgegenstände sind von der wohlthätigen Kirchengemeinde, als auch von freigebigen Privatpersonen geschenkt worden. In einer besonderen Liste, welche für zukünftige Zeiten im Archiv aufbewahrt wird, sind die Namen sämmtlicher Wohlthäter aufgezeichnet. Möge der liebe Gott sie alle belohnen, welche für den Schmuck seines Hauses besorgt waren! —

Der längst verstorbene Pfarrer Schindler hebt gleichfalls die opferwillige Freigebigkeit der Gemeinde lobend hervor, besonders als im Jahre 1802 die Pfarrkirche von Sabschütz äußerlich und innerlich neu aufgebaut wurde. Dieselbe uneigennützige Wohlthätigkeit bewährte sich im Jahre 1865, wo es sich darum handelte, dem bis dahin stumpfen Kirchthurme einen schlanken Ausbau mit hochauslaufender Spitze zu geben. Hohes Verdienst um diese Vollendung der hiesigen Kirche gebührt dem jetzigen Herrn Pfarrer Kolbe in Leisnitz, welcher damals als Kaplan von Sabschütz unter dem kränklichen Pfarrer Grötschel den Bau leitete und glücklich vollendete. Zuletzt, aber wahrlich nicht als Letzter, verdient als Wohlthäter unserer

*) Der Klingelbeutel allein sammelt alljährlich von der kleinen Gemeinde wenigstens 200 Mark. Und die 465 Mitglieder des hiesigen Rosenkranz-Vereins bringen pro Jahr ca. 250 Mk. für die Kirche auf.

Pfarrkirche genannt zu werden: Se. Durchlaucht der regierende Fürst von und zu Liechtenstein Johann II., der hohe Patron unserer Kirche, welcher allzeit nicht nur bereitwilligst seine Pflicht-Beiträge geleistet, sondern oft auch freiwillige Spenden zur Aushilfe überwiesen hat. Das Bildniß des souveränen Fürsten, welches nur mit vieler Mühe zu erreichen war, wird daher dankbar im Saale des hiesigen Pfarrhauses aufbewahrt. Mit Freuden berichtet der Schreiber dieser Zeilen den freigebigen Sinn der Kirchengemeinde sowie das gute Einvernehmen mit dem fürstlichen Patronate. Keine Streitigkeiten, keine ärgerlichen Prozesse, wie solche anderswo so häufig vorkommen, sind hierorts zwischen Kirche und Patronus geführt worden. Könnte es nicht immer so sein?

Wie weit die Lächerlichkeit mit dem Perücken-Unsinn in alten Tagen getrieben wurde, davon mag hier ein Beispiel genannt sein, und zwar deshalb, weil die Königsdorfer Kirchkasse darunter zu leiden hatte. Bei den Kirchenrechnungen ist unter den Ausgaben folgender Posten vom Jahre 1738 zu finden: Für den Ankauf von vier neuen Perücken = 4 Gulden; vom „Aufkrausen" der alten Perücken = 21 Groschen. Wer trug denn diese Perücken? Nicht etwa blos die preußischen Gardesoldaten und die damaligen Staatsminister aller Länder, sondern auch die Königsdorfer Ministranten hatten während des kirchlichen Dienstes an Hochfesten eine riesige, weiß gepuderte, künstliche „Haar-Locken-Kopf-Bedeckung"! Dadurch sollten die kleinen, jugendlichen Ministranten das Aus- und Ansehen von älteren ehrwürdigen Männern bekommen, es sollte dadurch der ganze Gottesdienst eine erhöhte Feierlichkeit erhalten. Diese Sitte, den Ministranten Perücken aufzusetzen, stammte aus der Stadt Leobschütz; wie denn überhaupt jede Mode und Unsitte allmählig aus den Städten aufs Land kommt. Man muß sich umsomehr über die Ausübung der genannten Gewohnheit wundern, als nach dem

Wortlaut der kirchlichen Rubriken nicht einmal der celebrirende Priester beim hl. Meßopfer eine Perücke tragen darf ohne spezielle Erlaubniß. Durch diese jährliche Ausgabe für Anschaffung von Perücken, sowie durch einen größeren Geldverlust (372 Gulden) infolge fehlgeschlagener Geldspekulation vom Jahre 1769, wurde die Schatzkammer der Königsdorfer Kirche in etwas erleichtert.

Wenn wir von kirchlichen Verhältnissen sprechen, müssen wir wohl vor allem auch wissen, wie viele Seelen die Kirche zu leiten und zu überwachen hatte. Nach einer Tabelle aus dem vorigen Jahrhundert betrug die Seelenzahl in der ganzen Parochie = 1473. Und zwar hatte Sabschütz 564 Einwohner, Königsdorf 523, Kittelwitz 315, Kaltenhausen 71. Heute hat Sabschütz mit dem einverleibten Kaltenhausen 961 Einwohner, Königsdorf 725 und Kittelwitz 420 Bewohner; die Seelenzahl hat sich danach in hundert Jahren um den dritten Theil vermehrt. Der Religion nach bekennen sich sämmtliche Einwohner zur römisch-katholischen Kirche. Während die Vermehrung der Einwohner in unserem Kirchspiel sich noch immer in mäßigen Grenzen gehalten hat, ist die Einwohnerzahl in Leobschütz ganz gewaltig gestiegen. Wie ich aus einer Anmerkung der hiesigen Chronik entnehme, zählte Leobschütz am Ende des verflossenen Jahrhunderts nur die geringe Zahl von 3533 Einwohnern, darin sind sogar noch die Bewohner von Taumlitz (122), Schlegenberg (116), Blümsdorf (24) und Försterei mit einbegriffen.

Suchen wir jetzt die einzelnen Pfarrer, ihre Namen und Wirksamkeit, näher kennen zu lernen, welche im Laufe der Zeiten die Seelsorge in der Sabschützer Parochie geleitet haben. Corpora ipsorum in pace sepulta sunt — ihre Leiber sind schon längst gestorben und zur Erde begraben, aber ihre Namen leben fort von Geschlecht zu Geschlecht; in testamentis stetit semen eorum, in Testamenten, Urkunden und Kirchenbüchern steht ihre

Thätigkeit eingeschrieben. Sie haben das ihnen anvertraute Volk geführt auf dem Wege des Heils, sie haben es regiert mit Klugheit und Gelehrsamkeit, darum wird ihr Andenken nicht verloren gehen, die Kirche hält sie in Ehren — laudemus viros gloriosos et parentes nostros, loben wir also die achtungswürdigen Männer, unsere geistlichen Väter und Lehrer! —

Mit solchen Worten fordert uns die heilige Schrift selber auf, verdiente Männer zu ehren. Und wahrlich, gerade der Sabschützer Pfarrherren brauchen wir uns nicht zu schämen, kein Tadel ist über sie zu finden, sie alle haben dem göttlichen und weltlichen Oberherrn in Treue gedient. Soweit die hinterlassenen schriftlichen Aufzeichnungen reichen, können wir folgende Angaben machen:

Als erster Pfarrer nach der traurigen Reformationszeit wird in Sabschütz genannt Martin Schaw. Zum ersten Male wird sein Name erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1644. Also noch während der schrecklichen Religionskriege, als in Sabschütz und Königsdorf noch das evangelische Bekenntniß vorherrschend war, hat dieser Pfarrer die wenigen hier wohnenden Katholiken pastorirt. Er scheint ein Ordenspriester gewesen zu sein und muß jedenfalls in Leobschütz seinen Wohnsitz gehabt haben. Erst 5 Jahre später, laut einer Nachricht aus dem Olmützer Consistorial-Archiv, den 3. August 1649 konnte er es wagen, seinen feierlichen Einzug in die hiesige Pfarrkirche zu bewerkstelligen. Er hatte unter sehr schwierigen Verhältnissen zu wirken, denn die Protestanten am Orte legten ihm Hindernisse, wo sie nur konnten. Mitunter mußten sogar die fürstlich Liechtenstein'schen Reiter von Leobschütz aus einschreiten, um Ruhe und Frieden zu erhalten. Darum konnte dieser erste Sabschützer Pfarrer bei seinem Tode sagen: „mein Leben war ein beständiger Kampf!" Doch er hat gut gekämpft, er hat den Glauben bewahrt und denselben auch

in der Gemeinde vermehrt. Er starb im Jahre 1666 nach 22 jähriger Wirksamkeit.

Am 20. Mai desselben Jahres wird auf die verwaiste Pfarrei Michael Raphael Jeltsch als Pfarrer investirt. Dieser Priester mit seinen zwei „Erzengel-Namen" hat den Kampf für die Rechte des katholischen Glauben fortgesetzt, er hat aber auch schon die Segnungen des friedlichen Wirkens genossen. Schon im Jahre 1669 konnte er auf die Giebelseite seines Pfarrhauses die siegreiche Inschrift setzen: „Wiedereinführung des katholischen Glaubens in Sabschütz." Die Hauptmasse der hiesigen Bevölkerung trat im genannten Jahre zum ursprünglichen Glauben wieder zurück. Seitdem wurde die Seelsorge eine mehr geordnete: der Gottesdienst wird wieder fleißig besucht und ohne Störung fortgeführt; die Kirchen-Matriken nehmen ihren Anfang, nachdem die früheren Kirchenbücher gänzlich verloren gegangen oder absichtlich zerstört waren. Demnach konnte der Pfarrer Jeltsch im Jahre 1677 mit dem tröstlichen Bewußtsein sterben, daß von nun an seine Pfarrkinder im Lichte des Friedens wandeln und die junge Saat des Glaubens bald zur schönen Frucht heranreifen würde. Nach 11 1/2-jähriger Amtsführung verschied er mit den Worten des Propheten: Nun, o Herr, lasse deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben Dein Heil geschaut (nämlich die Wiedereinführung des katholischen Glaubens). Von seinem Tode heißt es in der alten Kirchen-Matrik: 1677 den 14. Dezember ist der ehrwürdige Michael Raphael Jeltsch, gewesener Pfarrer allhier in Sabschütz, sonsten gebürtig auß dem Dorfe Liebenthal, in allhiesiger Kirche neben der Kanzel zur Erde bestättet worden.

Sein Nachfolger ist der Pfarrer Jacob Ignaz Frantz. Derselbe ist am 5. Januar 1678 investirt und den 25. Januar kirchlich eingeführt worden. Vordem war er Pfarrherr in Roben gewesen, wie es sich denn in der

Folgezeit noch zweimal ereignete, daß die Robener Pfarrer nach Sabschütz übersiedelten. Unter Pfarrer Frantz, im Jahre 1684, ist hierselbst die erste Bischöfliche General-Visitation abgehalten worden, ein deutliches Zeichen, daß die kirchlichen Verhältnisse nunmehr einen ungestörten und geordneten Verlauf nahmen. Auch hören wir bei diesem Anlasse, daß unsere Parochie dem Hotzenplotzer Dekanat angegliedert ist, während die Kirchenrechnungen vom Leobschützer Magistrat revidiert werden. Als Kirchväter werden in diesem Jahre zum ersten Male genannt die Anbauer: Peter Paul Rother und Georg Ressig. Weil der Herr Erzbischof anläßlich seiner Visitation bei der Sabschützer Pfarrkirche kein Baarvermögen vorfindet und hierüber seine Verwunderung ausspricht, wird durch freiwillige Gaben ein kleines Kapital zusammengebracht. Unter anderen schenkt auch der Fürsten-Richter (Erbrichter) von Königsdorf die Summe von 10 Thalern. So erklärt sich der bescheidene Anfang des hiesigen Kirchenvermögens. Anno 1697 den 1. October stirbt der Pfarrer Ignaz Frantz nach einer fast 20 jährigen Amtsthätigkeit. Ein hitziges Fieber hatte ihm den Tod gebracht nach nur kurzem Krankenlager; denn laut Matrik hat derselbe noch wenige Tage vorher einem Kinde das heilige Sakrament der Taufe ertheilt.

Gottfried Langer hält am 24. October 1697 als neuer Pfarrherr von Sabschütz seinen Einzug, er stammte aus Schönberg in Mähren. Nur kurze Zeit wirkte derselbe in der Gemeinde; schon 1704, also nach 7 jähriger Amtsführung, wurde der Pfarrer von den geistlichen Behörden abberufen, um einen höheren Posten anzutreten. Wie die Chronik vermuthet, ist Pfarrer Langer als Dechant in Hotzenplotz gestorben.

1704—1718 finden wir Gottfr. Joseph Heinrich als Pfarrer an der Sabschützer Kirche. Er war vermuthlich in Leobschütz geboren. Seine Mutter Anna Maria Heinrich, gestorben 1717, ist hierselbst begraben worden.

Pfarrer Heinrich nahm sich besonders der Schule an, welche seither an der Sabschützer Jugend bezüglich der Geistes-Cultur nur ganz unbedeutende Erfolge erzielt hatte. An einer Stelle wird sehr darüber geklagt, daß z. B. der Aberglaube schreckliche Fortschritte macht, weil man von den einfachsten Naturerscheinungen (als Sonnen- und Mondfinsterniß, Sternschnuppen u. s. w.) keine Ahnung hatte. Zu dieser Zeit mußte einmal ein Gärtner zum Dorfschulzen gewählt werden, da die übrigen mit dem Schreiben und Lesen nicht vorwärts kamen. Die göttliche Vorsehung sorgte, daß der um die Schule so eifrig bekümmerte Pfarrherr eine vortreffliche Stütze fand in der Person des Schullehrers Franz Joseph Knabe. Dieser unermüdlich thätige Mann hat sich um die Gemeinde Sabschütz große Verdienste erworben; denn er hat der Jugend nicht nur Wissenschaft, sondern auch eine große Frömmigkeit beigebracht. Von 1711 angefangen, hat der Lehrer Knabe während 53 Jahre die hiesige Ortsschule geleitet und hat die Amtsthätigkeit von vier Pfarrern überlebt. Er soll es auch gewesen sein, welcher der Sabschützer und Königsdorfer Schuljugend eine große Liebe zur Musik ins Herz legte. Die Schule von Königsdorf war damals noch mit der Sabschützer Pfarrschule vereinigt, erst 1792 erfolgte die Trennung. Ueber die Musikanten, besonders über die Königsdorfer Musikkapelle, welche weithin einen guten Ruf erlangte, werden im folgenden Kapitel noch einige Angaben gemacht werden. Ehre gebührt also dem Andenken des längst verstorbenen Schullehrers Knabe, welcher einen so guten Samen ausgesät hat! Ja, wo Kirche und Schule Hand in Hand wirken zum geistlichen und leiblichen Wohle der Jugend, da kann's in der Gemeinde nicht fehlen. Dies war der Fall bei Pfarrer Heinrich und Schullehrer Knabe.

Im Jahre 1718 den 3. August trat wiederum ein neuer Pfarrer in Sabschütz das Seelsorge-Amt an, es war Johann

Georg Jungfer. Ueber seine Wirksamkeit ist nicht viel bekannt, nicht einmal sein Geburtsort. Er starb 1727 im Alter von 54 Jahren und wurde innerhalb der Kirche begraben.

Nunmehr trat in die Reihenfolge der Sabschützer Pfarrer ein Mann, welcher in jeder Beziehung als ein Muster und Beispiel gelten kann; aus den vorhandenen Akten und Urkunden geht deutlich hervor, daß dieser eifrige Priester in Wahrheit ein homo Dei, ein „Mann Gottes" gewesen sein muß. Er hieß Tobias Aloys Siegel. Der Name wird gewiß allen Sabschützer Kirchkindern gut bekannt sein aus den kirchlichen Vermeldungen, denn alljährlich am 26. Januar wird in der hiesigen Kirche ein fundirtes Requiem mit Condukt für seine Seelenruhe gehalten und außerdem noch mehrere heilige Messen, welche der Pfarrer Siegel gestiftet hat. Nicht nur die Chronik stellt ihm ein ehrendes Zeugnis aus, auch ältere Personen aus der Gemeinde erinnern sich seiner — vom Hörensagen — als eines Mannes, der ein „Freund der Armen" und ein „Tröster der Kranken" war. In den Matriken findet man ebenfalls Spuren von seiner Frömmigkeit, seiner Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit. Er hat ja freilich nicht geahnt, daß man noch nach 160 Jahren aus seinen damaligen Aufzeichnungen die vortreffliche Beschaffenheit seines edlen Charakters herauslesen und veröffentlichen werde. Aber das Gute bleibt eben niemals verborgen, es kommt zum Vorschein, wenn auch oft erst nach langer Zeit!

Schon der Name des in Rede stehenden Pfarrers ist bedeutungsvoll; er heißt „Siegel" und er hat in der That den damaligen religiösen Verhältnissen in der Sabschützer Parochie das Siegel der Vollendung aufgedrückt d. h. er hat den jahrzehnte langen Kampf um den wahren Glauben vollends siegreich zum Abschluß gebracht. Bei Uebernahme der seelsorgerischen Thätigkeit am hiesigen Orte, im Jahre 1727, gab es noch immer eine größere

Anzahl von Familien, welche sich zum evangelischen Glauben bekannten. Auch herrschten zum Theil noch Ansichten, welche mit der katholischen Lehre nicht zu vereinbaren waren. Man aß z. B. häufig am Freitage Fleisch und wollte sich von den evangelischen Hausbüchern und Bibeln nicht trennen. Alles das waren noch Anklänge an die frühere, protestantische Zeit. Was that nun der Pfarrer Siegel? Er kaufte den armen Leuten neue, gute katholische Lese- und Gebetbücher; er hielt eifrig Predigten und Christenlehren, worin er die Anforderungen des wahren Glaubens klarlegte. Ja, er ging an den Fast- und Freitagen mitunter persönlich in die Wohnungen „gewisser" Familien, um zu sehen, ob etwa Fleischspeisen zubereitet würden. — O welch' ein Schreck für die gewissenlose Hausmutter! welch' eine Betrübniß für den Pfarrer, wenn er den Deckel von dem brodelnden Topfe abhob und darin ein großes Stück Schöpsen- oder Schweinefleisch vorfand! Mit traurig-ernster Miene pflegte er alsdann nur die Worte zu sagen: „Du sollst die gebotenen Fasttage halten, sowie den Unterschied der Speisen!" und ging still hinweg. —

Nicht wahr, das war „Gewissenszwang" und ein unerhörter Eingriff in fremdes Hausrecht? „So etwas" würde man sich heute gewiß nicht gefallen lassen. Nun, urtheile darüber, wie Du willst! Aber gar so entsetzlich ist das Verbrechen nicht, welches Pfarrer Siegel durch die unverhoffte Revision der Fleischtöpfe begangen hat. Will ein Seelsorger wahrhaft besorgt sein um das ewige Heil der Seelen, so muß er nicht nur einen Einblick gewinnen in die inneren Falten des Herzens, sondern er muß auch über das äußere Thun und Treiben seiner Pfarrkinder unterrichtet sein.

Trotz seines großen Seeleneifers fand Pfarrer Siegel auch Zeit zur Verbesserung der Pfarräcker. Er regulierte die Geldabgaben der Pächter, welche bis dahin sehr un-

geordnet waren; er ließ sich jährlich von seinen Pächtern Rechenschaft legen über den Ertrag der Aecker und deren zweckmäßige Bearbeitung. War ein Pächter durch schlechte Fruchtjahre in Noth gekommen, so schenkte er ihm einen Theil des Pachtgeldes, ja er lieh ihm auch eine kleine Geldsumme ohne Zinsforderung. In den Jahren, wo die Gemeinde infolge von Mißernte oder Wasserschaden schwer zu leiden hatte, öffnete der Pfarrer seinen Kornspeicher und ließ an die ärmeren Stellenbesitzer von Sabschütz und Königsdorf Samengetreide unentgeltlich vertheilen. So sorgte der gute Pfarrer in rührender Weise für das leibliche und geistliche Wohl seiner Anvertrauten. Großes Verdienst — bemerkt die Chronik — erwarb er sich dadurch, daß er bei der Pfarrei einen großen, schönen Obstgarten anlegte. Insbesondere pflanzte er vorzügliche Aepfelbäume, er scheute nicht Geld noch Mühe, um seltene Sorten von Fruchtbäumen zu erlangen, obgleich er sich mit dem Evangelium sagen mußte: ein anderer sät und ein anderer erntet! Der Obstgarten besteht heute noch, allerdings sind jetzt nach 150 Jahren die meisten Obstbäume schon eingegangen oder im Absterben begriffen; denn seine Nachfolger haben in diesem Zweige der Cultur wenig gethan, sie haben nur von der Aussaat des Vorgängers geerntet.

Unter beständiger Arbeit und Sorge rieb dieser würdige Mann seine Kräfte frühzeitig auf; er war noch sehr jung als er die Verwaltung des Pfarramts antrat, erst 29 Jahre alt, wohl der jüngste Pfarrer von Sabschütz. Ebenso kann man sagen: er war noch sehr jung als ihn der Tod von seiner Verwaltung abrief, erst 49 Jahre alt. Er starb eines erbaulichen Todes anno 1748 und wurde im Innern der hiesigen Kirche begraben, nahe beim Presbyterium, wo er so eifrig seines heiligen Amtes gewaltet hatte. An seinem Tode und Begräbnisse nahm die Pfarrgemeinde einen so innigen Antheil, wie es noch niemals früher in

demselben Maße geschehen war. Der Pfarrer Siegel verdiente es auch; denn edel und nachahmungswürdig, wie sein ganzes priesterliches Leben, verlief auch seine Todesstunde. Für die Mitglieder der Gemeinde, sowie für alle Priester zur Beherzigung mag noch folgendes, rührendes Ereigniß aus den letzten Stunden des hochherzigen Pfarrers erzählt werden. Die Chronik sagt: Als der Pfarrer Siegel merkte, daß seine Leibeskräfte mehr und mehr abnahmen, als er das Herannahen des Todes schon in seinem Innern fühlte, ließ er alle seine Schuldner und auch mehrere seiner befreundeten Pfarrkinder an sein Bett rufen. Und alle, denen der Pfarrer ein Darlehn gegeben, oder welche ihm noch Pacht und Getreide schuldig waren, sie alle kamen auf den Ruf des sterbenden Seelsorgers herbei. Wie nun die Männer um sein Bett herumstanden, fragte der Pfarrer einen jeden derselben, ob sie ihm wirklich so viel schuldig seien, wie auf dem Schuldscheine verzeichnet stand. Nachdem Alle die Schuld eingestanden hatten, erhob sich der Sterbende von seinem Lager, über sein totbleiches Angesicht flog noch einmal ein kurzer Strahl der Freude. Dann reichte er einem jeden seine abgemagerte, zitternde Hand und sprach mit freundlichem Tone: Brüder, ich schenke euch Allen die Schuld, ihr seid mir nichts mehr schuldig! — Jetzt zerriß er die Schuldscheine, indem er sagte: „So möge auch mir der barmherzige Gott meine Schuld erlassen, wie ich meinen Schuldnern gethan!"

Bei diesen Worten, bei diesem rührenden Beweise der Liebe, konnten die Männer ihre Thränen nicht zurückhalten, alle weinten und schluchzten laut. Der Pfarrer hatte sich ermattet wieder zurückgelegt, noch einmal — zum letzten Male segnete er seine Pfarrkinder und wenige Stunden darauf starb er im Frieden des Herrn. „Selig ist der Tod der Gerechten, ihre Werke folgen ihnen nach!" Wer gut lebt, wird gut sterben. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit wenn's mit euch zu Ende geht, sie euch aufnehmen in die himmlischen Wohnungen." Pfarrer Siegel hatte diese Worte der hl. Schrift nicht nur gepredigt, sondern sie auch selber befolgt. Noch heute, 150 Jahre nach seinem Tode, wünschen wir ihm: Gott gieb' ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!

Drei Monate nach dem Tode des unvergeßlichen Pfarrers Tobias Siegel wird Johannes Klose, in Leobschütz geboren, hierselbst als Pfarrer eingeführt. Der neue Seelsorger war den Sabschützern bereits bekannt, da derselbe mehrere Jahre als Cooperator am Orte thätig gewesen war. Während seiner 35jährigen pfarramtlichen Thätigkeit hat sich in der Sabschützer Parochie manches verändert und ereignet. Von den sechs Kaplänen, welche dem Pfarrer Klose in der Seelsorge behilflich waren, stammten zwei aus Leobschütz, nämlich Georg Heisler (derselbe starb 1803 als Pfarrer von Roben) und Christoph Graul; sein letzter Kaplan war Karl Werner aus Piltsch, dieser wurde später Pfarrer in Leisnitz. Als ein erwähnenswerthes Ereigniß muß angeführt werden, daß unter Pfarrer Klose die hiesige Parochie im Jahre 1780 vom Hotzenplotzer Dekanate losgelöst und in das Troplowitzer eingereiht wird. Den 21. Februar hat der Hotzenplotzer Dechant Johann Quitt die letzte kanonische Visitation hierorts abgehalten; im Jahre 1781 visitirte schon der Troplowitzer Dechant Joh. Staniek. Um diese Zeit waren in Sabschütz die Prozessions-Feierlichkeiten und Wallfahrten sehr ausgebildet. Der Pfarrer führte seine Kirchkinder gern zur Wallfahrt nach Deutsch-Rasselwitz, nach Roßwalde, nach Ober-Glogau und nach Leobschütz. Ob er diesen frommen Geist in der Gemeinde schon vorgefunden, oder erst selbst gepflegt hat, ist mir nicht bekannt.

Jedenfalls verdient eine dieser Prozessionen etwas näher geschildert zu werden; ich meine: die großartige Prozession zum heiligen Frohnleichnamsfest nach Leobschütz. Schon

in aller Frühe versammelte sich die Gemeinde am Sabschützer Kirchplatze. Mit wehenden Fahnen, das Kreuz voran, so zogen Groß und Klein, Alt und Jung, unter lauten Lobgesängen und Gebeten nach der Leobschützer Pfarrkirche. Dort angekommen, wohnten zunächst alle Wallfahrer einer heiligen Messe bei. Alsdann hielt um 9 Uhr der Sabschützer Pfarrer, ich sage der Pfarrer von Sabschütz, ein feierliches Amt unter Assistenz der Leobschützer Geistlichkeit, führte darauf die Frohnleichnamsprozession zu den errichteten Altären auf den Marktplatz. — Wie ist dies zu erklären? War das nicht eine Beeinträchtigung der Leobschützer Pfarrgeistlichkeit? Die Chronik sagt: es geschah dieses in Folge einer Uebereinkunft mit dem Leobschützer Magistrat! Daß die Sache nicht eine Anmaßung des Sabschützer Pfarrers gewesen ist, läßt sich aus dem Umstande beweisen, daß Pfarrer Klose für diese kirchliche Funktion vom städtischen Magistrat als Entschädigung ein Fuder Heu bekam, und daß am Frohnleichnamstage die Sabschützer Pfarr-Pferde auf dem Leobschützer Pfarrhofe 2 Metzen voll Hafer zur Futterung erhielten. Wer kann eine richtige, sachgemäße Erklärung dieses seltsamen Vorganges geben? —

Sollte sich die Sache vielleicht so erklären lassen, daß dem Leobschützer Pfarrherrn die zweimalige Führung der Frohnleichnams-Prozession (am Donnerstage und Sonntage) zu beschwerlich fiel und er in Folge dessen froh war, wenn der Sabschützer Pfarrer ihm Aushülfe leistete? Denn von einer Verpflichtung oder gar von einem widerrechtlichen Eingriffe kann nicht die Rede sein. Auch kann der Sabschützer Pfarrer nicht etwa bloß seine Pfarrkinder zu den Leobschützer Altären geführt haben; warum hätte dann der Magistrat Veranlassung genommen, ihm dafür eine so reichliche Entschädigung zu gewähren? Immerhin ist es räthselhaft, daß ein „Dorfpfarrer" an einem so hohen Festtage einen „Stadtpfarrer" in dessen

eigener Kirche verdrängt. Nun, die Thatsache läßt sich nicht leugnen, wenn auch die Ursache zweifelhaft ist.

Aus dem Leben des Pfarrers Klose muß ich noch einige merkwürdige Begebenheiten aufzählen. Der Pfarrer hat eines Tages eine größere Summe Geldes eingenommen; unter den verschiedenen Münzen befanden sich einige ganz neue, schöne Thalerstücke. Wegen ihres schönen, blinkenden Aussehens läßt er die Thaler auf seinem Arbeitstische liegen, um sie erst später zu verschließen. Was geschieht? Als der Pfarrer nach einigen Stunden sein Zimmer wieder betritt, sind 3 Thalerstücke abhanden gekommen. Er fragt, er sucht und forscht nach, doch Alles umsonst. Niemand will die Thaler weggenommen haben. Zwar wird ein Pferdejunge am Pfarrhofe des Diebstahles arg verdächtigt, weil derselbe aber ernstlich leugnet, und der gutmütige Pfarrer keine strenge Untersuchung anstellen will, so bleibt die Sache im Dunkeln. Allein, kein Betrug ist so fein gesponnen, er kommt doch endlich an die Sonnen! Am anderen Tage wird nämlich plötzlich am Pfarrhofe eine Kuh bedenklich krank. Alle angewandten Hülfsmittel bleiben ohne Erfolg; die Kuh verendet. Um ihre unbekannte Todeskrankheit zu erforschen, läßt man die Kuh öffnen, und zum allgemeinem Erstaunen findet man in ihren Magen ein — Thalerstück. Das klingt so märchenhaft, wie „der Ring des Polykrates", von dem uns Schiller erzählt; dennoch ist unsere Begebenheit kein Märchen. Der Pfarrer erkennt sofort das aufgefundene Geldstück als das seinige. Nun beginnt eine neue Nachforschung: wie ist der Thaler in den Magen der Kuh hineingekommen? Einfach auf folgende Weise. Der Dienstjunge war wirklich der Dieb, er hatte die gestohlenen Thalerstücke in seine Westentasche gesteckt. Des Nachmittags schneidet er Hechsel für das Rindvieh, während dieser Arbeit entfällt ihm unbemerkt ein Geldstück in die Hechsel; es mochte bei den hastigen Körperbewegungen

aus der Tasche herausgesprungen sein. Zugleich mit der Hechsel (Siede) hatte die unglückliche Kuh das Geld verschlungen. So ward der wirkliche Dieb entdeckt, die zwei noch fehlenden Thalerstücke fand man gleichfalls bei ihm. „Unrecht Gut gedeihet nicht!" Die Wahrheit dieses Wortes hatte sich auch diesmal bewiesen, nur war an dem ungerechten Gute nicht der Dieb, sondern an seiner Stelle die arme Kuh erstickt. — Der Pfarrer hatte jetzt wohl die 3 Thaler zurück erhalten, aber dafür eine werthvolle Kuh verloren, welche der Dienstjunge nicht ersetzen konnte. Man sieht, die Sünde hat stets nur Uebles im Gefolge und die Schuld wächst mit der Zeit immer mehr an. Wie schrecklich muß erst die Sünde vor den Augen Gottes sein, welcher die bösen Folgen derselben in ihren tausendfachen Verzweigungen genau übersehen kann!

Unser guter Pfarrer Klose mußte übrigens noch öfters unter der Schlechtigkeit der Menschen leiden. Einst kamen „ismaelitische Kaufleute" des Weges gezogen; „bei einer Frau Wirthin kehrten sie ein." Diese Frau wird noch an zwei anderen Stellen der Chronik als eine tief gesunkene, berüchtigte Hehlerin bezeichnet. Dieselbe wußte genau ihren Komplizen jene Personen im Dorfe anzugeben, mit welchen ein „Geschäftchen" zu machen war. Nachdem also die ismaelitischen Kaufleute bei dieser zweifüßigen Pythia sich das Orakel hatten deuten lassen, zogen sie auf Raub aus und kamen auf den hiesigen Pfarrhof.

„Ist der hochwürdige Herr Pfarrer zu sprechen?" frugen die beiden Männer. „Jawohl!" wurde ihnen zur Antwort. „Ach, Herr Pfarrer," sagten sie beim Eintritt in dessen Wohnstube, „wir befinden uns auf einer Geschäftsreise und haben hier im Dorfe eine Zahlung zu machen; bitte, wechseln Sie uns diesen Hundertgulden-Schein." Der gute Pfarrer, gern bereit dem Nächsten aus der Noth zu helfen, legt das gewünschte Geld auf den Tisch; aber augenblicklich hat er nur 80 Gulden in seiner Kasse vor-

räthig. Was ist da zu thun? Die Kaufleute wissen ihm zu rathen. „Bitte, Herr Pfarrer" — sagen sie — „geben Sie uns vorläufig die 80 Gulden, es genügt für unsere Zwecke; als Pfand lassen wir Ihnen diesen Beutel mit ungarischen Dukaten da, später holen wir ihn wieder ab und gleichen dann die Sache vollends aus."

Bei diesen Worten wirft der Kaufmann einen straff gefüllten Geldbeutel auf den Tisch, daß es nur so klirrt. Der Pfarrer ist einverstanden. Darauf nehmen die Männer die 80 Gulden Kleingeld nebst dem vorgelegten Hundertguldenschein und gehen freundlichst dankend unter tiefen Verbeugungen zur Thür hinaus mit Zurücklassung des gefüllten Geldbeutels. Natürlich kamen sie niemals wieder. Aber der Pfarrer hatte ja den goldgefüllten Beutel zum Pfande. Ja freilich! Er schaut jetzt nach, was und wieviel darin ist, und findet ihn angefüllt mit lauter runden, werthlosen Eisenplatten, auch einige Steine d. h. Kieselsteine sind darin. So war der Pfarrer auch hier betrogen worden.

Trotz alledem gelangte der Pfarrer Klose zu hohem Alter und zu großer Wohlhabenheit. Er feierte 1776 sein goldenes Priesterjubiläum. Und weil die Spitzbuben schon bei früheren Anlässen sein goldenes Herz kennen und mißbrauchen gelernt hatten, so besuchten sie ihn auch an diesem seinem goldenen Jubiläumstag. Allerdings nahmen sie mit Recht an, daß der Herr Pfarrer am Tage wegen seiner vielen Gäste nicht zu sprechen sei, darum verschoben sie den Besuch bis zur späten Nachtzeit. Die Chronik meldet uns diesen nächtlichen Besuch ohne jegliche Ausschmückung nur mit folgenden, trockenen Worten: „In der Nacht nach dieser Jubiläums-Feierlichkeit erbrach man die Sakristei; die Kirchendiebe vermutheten nämlich, den aus Leobschütz bei dieser Feierlichkeit gebrauchten schönen Kirchenornat noch anzutreffen, er war aber schon zurückgeschafft

— in Ermangelung dessen nahmen die Diebe einen Kelch, sowie einige Kirchenwäsche." —

Hiermit endigten die vielen kleinen und großen Diebstähle, womit Pfarrer Klose heimgesucht wurde. Es war auch beim besten Willen nicht mehr möglich, den alten Herrn noch weiter zu bestehlen; denn er hatte jetzt testamentarisch über sein Vermögen bestimmt. Er hinterläßt der Kirche in Sabschütz 589 Thaler, der Kirche zu Königsdorf 200 Thaler. Und wahrscheinlich hat er zu Ehren seines Namenspatrones den hiesigen Seitenaltar „St. Joannes Nepomuk" auf seine Kosten errichten lassen. Anno 1782 den 14. Dezember starb der Pfarrer Joh. Klose in einem Alter von 81 Jahren, überall gerühmt wegen seiner Herzensgüte. — Selig sind die Sanftmüthigen und Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden! Wir wünschen ihm von Herzen die ewige Glückseligkeit.

Nach kurzer Zwischenzeit, während welcher der Gröbniger Pfarrer Boenisch die Sabschützer Pfarrangelegenheiten ordnete, erhielt die verwaiste Parochie einen neuen Pfarrer mit Namen Carl Schindler. Am 16. April 1783 wurde derselbe von seinen Pfarrkindern freudig empfangen; er stammte, wie schon mehrere seiner Vorgänger, aus Leobschütz. Carl Schindler war ein Sohn des Leobschützer Rathmannes und Apothekers Leopold Schindler; er war geboren im Jahre 1751, studierte Theologie und Philosophie in Olmütz, woselbst er 1776 zum Priester geweiht wurde. Sodann wirkte er drei Jahre als Cooperator in Gröbnig, vier Jahre als Lokal-Kaplan in Bratsch und kam verhältnißmäßig jung an Jahren (erst 32 Jahre alt) als Pfarrer nach Sabschütz. An einem Charfreitage hielt er hier seinen Einzug. Unter ihm waren Kapläne: Georg Poppe, ein Exjesuit, später Pfarrer in Dittmerau — und der bekannte Bernard Morocco aus Leobschütz, nachmals erster Lokal-Caplan von Königsdorf. Wir lernen den „alten" Marocco noch kennen als Pfarrer von Sabschütz,

denn derselbe wurde uralt; die heut noch lebenden, älteren Personen in hiesiger Gemeinde erinnern sich seiner sehr gut.

Vom Pfarrer Carl Schindler läßt sich vieles sagen. Ein hervorstechendes Merkmal seiner pfarrlichen Thätigkeit am hiesigen Orte war das „Bauen" oder „Mauern". Er hat sein ganzes Leben lang sehr gern „gemauert" — ohne zu übertreiben, muß man sagen, alle öffentlichen, gemeinnützigen Häuser in Sabschütz und Königsdorf hat Pfarrer Schindler aufbauen lassen, und zwar in massiver Bauart. Deshalb sage ich: er hat gern gemauert d. i. massiv gebaut. Massive Bauten aus Stein und Ziegel waren damals eine Seltenheit, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie häufiger. Natürlich spreche ich hier nur von den Bauern- und Dorfhäusern incl. Dorfkirchen. Bis zum Jahre 1780 gab es z. B. in Sabschütz noch keine einzige massiv gebaute Bauernwirthschaft. Hans Georg Reisch, ein Urgroßvater des jetzigen Besitzers Alexander Reisch im Oberdorfe, war der erste, welcher sein Wirthschaftshaus aus gebrannten Ziegeln erbaute. Dies diene zur Charakteristik der Dorfhäuser und auch zur Erklärung, weshalb in früheren Zeiten die Dorfbrände fast zur Tagesordnung gehörten. Es erforderte daher immer einen gewissen Unternehmungsgeist, kostspielige massive Bauten errichten zu lassen, während man das billige Holz im Walde stehen ließ. Pfarrer Schindler, weil noch jung und arbeitsfreudig, hatte diesen Muth.

Anno 1784 erbaute er zunächst das hiesige Pfarrhaus, massiv von Grund aus, so wie es noch heute steht. 1788 leitete er den Schulhausbau ebendaselbst, welcher jedoch nur zum Teil vollendet wurde. 1792 wurde unter diesem Pfarrer die Königsdorfer Schule von der Sabschützer getrennt und in Folge dessen dort ein neuer Schulbau begonnen, wozu die Königsdorfer Kirchenkasse 1039 Gulden hergab. 1802 erhielt Königsdorf zum ersten

Male einen Lokal-Kaplan, weshalb ein eigenes Gebäude errichtet werden mußte. Und endlich 1803 wurde auch die Sabschützer Pfarrkirche massiv aufgebaut, da die alte durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört worden war, wie ich schon früher berichtet habe. Kein Wunder, wenn bei diesen fortwährenden Bauten und den damit verbundenen Sorgen und Anstrengungen, die Gesundheit des Pfarrers Carl Schindler sehr angegriffen wurde! Deshalb war er genöthigt, das bischöfliche Amt zu bitten, ihm einen Administrator zu übersenden. Zu seiner größten Freude erhielt er diesen gewünschten Gehilfen in der Person seines leiblichen Bruders Anton Schindler, welcher ums Jahr 1795 die hl. Priesterweihe empfangen hatte. Von nun an arbeiteten diese beiden priesterlichen Brüder gemeinsam in Sabschütz; der schöne Namen Confrater, Mitbruder, hatte für sie eine doppelt angenehme Bedeutung.

Wie sehr die beiden geistlichen Brüder ihre Mutter ehrten und liebten, davon weiß die Chronik gleichfalls zu berichten. Die Rathmann- und Apotheker-Wittwe Clara Schindler war bei der Uebersiedelung ihres ersten Sohnes auf den Sabschützer Pfarrhof mitgezogen. Acht glückliche Jahre hat sie daselbst verlebt, war im Jahre 1791 gestorben und wurde auf dem hiesigen Kirchhofe, nahe an der Seitenhalle begraben. Ueber dem Grabe ihrer guten Mutter ließen die beiden Söhne auf eigene Kosten eine Kapelle erbauen mit der Absicht und dem Wunsche, daß auch sie einstmals an der Seite ihrer Mutter in der Kapelle zur letzten Ruhe bestattet werden möchten. Wahrlich, dies war ein schönes Denkmal für die verstorbene Mutter und ein schöner Akt der Elternliebe! Die Kapelle hat gestanden bis zum Jahre 1879, sie wird gewiß noch einem jeden erwachsenen Sabschützer gut in Erinnerung sein, denn es war die sogen. „Angst-Christi-Kapelle". In der Kapelle befand sich ein Bild: „Christus am Oelberge". Die Söhne hatten es vom

Maler Krause in Frankenstein anfertigen und über der Gruft der verstorbenen Mutter aufstellen lassen, weil die Verstorbene im Leben eine große Dulderin gewesen war. Hier wurde viel gebetet, besonders in der Charwoche und am Allerseelentage. Die Kapelle ist heute niedergerissen, aber der jetzige Pfarrer Ballarin hat das Bild, obwohl es keinen hohen künstlerischen Werth besitzt, an der Außenwand der Kirche einmauern lassen. — Noch heute schaut manche betrübte Dulderseele Hilfe suchend zu dem einfachen Bilde empor und betet mit Thränen in den Augen: Vater, wenn es möglich ist, so gehe der Kelch der Leiden an mir vorüber! — Geht auch der Leidenskelch oft nicht vorüber, so findet die Seele doch Trost und Kraft zum geduldigen Ertragen beim Anblicke des blutschwitzenden Heilandes. In dem Gärtchen unter jenem Bilde sollen auch einmal die späteren Pfarrer von Sabschütz bei ihrem Tode begraben werden.

Schon langen ruhen dort die beiden Pfarrer Carl und Anton Schindler; indessen aus dem Leben des letzteren muß ich noch einige Erinnerungen auffrischen, es wäre schade, wenn sie in Vergessenheit geriethen. Eine „Geschichte von Sabschütz", wozu ja diese Zeilen beitragen wollen, muß alle nur irgendwie bemerkenswerthen Thatsachen, die sich hierselbst abgespielt haben, auffammeln und der Nachwelt erhalten.

Anton Schindler wurde nach dem Tode seines Bruders, im Jahre 1821, zum Pfarrer ernannt, nachdem er schon 20 Jahre als Administrator die hiesigen Pfarrgeschäfte geführt hatte. Diesem Pfarrer verdanken wir unsere Chronik, er hat unermüdlich das Material dazu gesammelt und Abschriften und Urkunden herbeigeschafft. Zu diesem Zwecke machte er persönlich Reisen nach Troppau, Olmütz, Jägerndorf, Neisse — überall suchte und stöberte er in den Kanzleien und Archiven, ob er vielleicht einige wichtige, brauchbare Dokumente im Interesse der Sab-

schützer Parochie auffinden könnte. Ohne den Fleiß dieses Mannes hätten wir jedenfalls nicht die geringste Kenntniß über die politische und kirchliche Vergangenheit unseres Pfarrortes. In dem ca. 300 Seiten dicken Buche, aus welchem ich alle die vorliegenden Neuigkeiten schöpfe, weht mir der Geist des verstorbenen Pfarrers Anton Schindler beständig entgegen. Alles hat er in eigener Handschrift niedergeschrieben, sauber und sorgfältig, und ich danke Gott, daß es so ist; denn wenn 'mal eine andere Hand irgend einen Passus oder Bemerkung dazwischen „gekritzelt" hat, so ist dies entweder gar nicht leserlich, oder nur mit großer Anstrengung zu entziffern.

Wie überaus fleißig der genannte Pfarrer in seiner schriftstellerischen Thätigkeit war, geht daraus hervor, daß er sich mit dem kühnen Gedanken trug, eine Geschichte des Herzogthums Troppau zu schreiben mit besonderer Berücksichtigung der Pfarrdörfer im preußischen Antheil. Vier große Bände hat er mit Geschichtsmaterial angefüllt; leider sind uns nur die beiden letzten erhalten geblieben. In seinen Mußestunden beschäftigte sich der Pfarrer auch viel mit philosophischen (griechischen und lateinischen) Studien, er verfaßte einige Gedichte in lateinischer Sprache; überhaupt galt er bei seinen geistlichen Freunden für einen gefürchteten „Gelehrten", mit dem sie nicht leicht eine wissenschaftliche Disputation halten mochten.

Hätte der Mann sich z. B. auf das Studium eines hl. Thomas v. Aquin oder anderer hl. Kirchenväter geworfen, er hätte Großes und Nützliches leisten können, allein Schindler schwärmte mehr für die griechischen und lateinischen Klassiker. Einen Homer und Vergil begleitete er auf ihren abenteuerlichen Reisen. Seine Vorliebe für die alt-heidnischen Dichter ging so weit, daß er — man lache nicht — alle seine Fensterläden mit ihren Bildnissen bemalen ließ. Einige Reste davon sind uns noch erhalten. Da prangt z. B. auf dem einen weißgestrichenen

Fensterladen das Brustbild des Dichters Horaz mit einem mächtigen „Kehlbraten." Bekanntlich liebte Horatius das Essen und Trinken so sehr, daß er diese Dinge auch in seinen Liedern gern besungen hat. Auf einem anderen Fensterladen sehen wir das Bild eines Sokrates, Xenophon, Plautus, Terentius u. dergl. Viel Geld gab der Pfarrer für Anschaffung von seltenen Büchern und Schriftstücken aus und stand mit hochgestellten Personen geistlichen und weltlichen Standes in Correspondenz.

Bemerkt sei, daß Pfarrer Schindler die alt-üblichen Prozessionen nach Leobschütz zum hl. Fronleichnamsfeste, wovon ich früher erzählte, gänzlich abschaffte, und zwar durch gütliche Uebereinkunft mit dem damaligen Leobschützer Pfarrer Johann Heinrich.

In den Kriegsjahren von 1805—1812 hatte der Pfarrer Schindler und seine Gemeinde viel zu leiden durch häufige und lästige Einquartierungen. Am 24. Januar 1807 wurde das Pfarrhaus des Nachts von einer umherschweifenden Bayrischen Patrouille, etwa sieben Mann stark, überfallen. Die Leute gingen aufs Stehlen und Plündern aus, sie verlangten vom Pfarrer „viel" Geld, begnügten sich aber endlich mit 48 Thalern, einem silbernen Löffel und mit einiger Wäsche. Von der Pfarrei gingen alsdann diese Marodeure in die Niedermühle, mißhandelten die Mühlknechte und preßten den Müller Polke so lange hinter einen Thorflügel, bis er ihnen eine Summe Geldes gab. Nicht besser machten es die französischen Soldaten, welche lange Zeit hindurch hier Quartier bezogen hatten. In dieser Beziehung war sehr gefürchtet ein französischer Kapitän mit Namen Dufour, welcher etwa 8 Monate lang im Pfarrhause als unwillkommener Gast sich aufhielt. Mit Bezug darauf schreibt der Pfarrer: die Unkosten, welche ich durch 6 Jahre als Kriegslasten getragen, machen insgesammt 631 Thaler aus, ohne die gewöhnliche Kriegssteuer von 40 Thaler

pro Jahr. — Wie sehr muß da auch die Gemeinde durch Steuern und Einquartiernng bedrückt worden sein!

Im Jahre 1816 werden die pfarrlichen Wirthschaftsgebäude, Scheune und Stallungen, neu gebaut. Der Bau kostet 830 Thaler; selbstverständlich muß wieder die reiche Königsdorfer Kirchkasse, wie schon so oft, eine größere „freiwillige" Gabe beisteuern, sie giebt 416 Thaler. Im folgenden Jahre wird die Kittelwitzer Schule nebst Lehrerwohnung errichtet; der erste Lehrer daselbst ist Anton Höflich aus Leobschütz.

Unter den Pächtern des Kirchen- und Pfarrackers waren Streitigkeiten ausgebrochen, desgleichen Unregelmäßigkeiten in der Zahlung der Pachtgelder eingetreten. Sowohl der Ortspfarrer, als auch die Pächter wollten Gewißheit haben, wie groß denn eigentlich die pfarrliche Widmuth sei, d. h. wie viele Morgen Ackerland zur Pfarrei gehörten. Vielleicht möchten es die Leser ebenfalls gern erfahren. Da die diesbezüglichen Streitigkeiten unter dem Pfarrer Anton Schindler zum Austrag kamen, so will ich es an dieser Stelle näher angeben. Der Professor König, Oberlehrer am Leobschützer Gymnasium, erhielt von der Königlichen Regierung den Auftrag, die Vermessung der pfarrlichen Grundstücke vorzunehmen. Er that dieses im Jahr 1815. Die gerichtliche Vermessung ergab folgendes Resultat: die Königsdorfer Kirchenäcker betrugen 26 Scheffel und 2 Viertel = ungefähr 52 Morgen*) — die Pfarrhufe auf Königsdorfer Feldmarke beträgt 47 Scheffel und 15 Metzen (groß. Maß) = ca. 100 Morgen — der dortige Pfarrwald = 10 Morgen. In Sabschützer Feldmarke hat die Kirche kein Ackerland; zur Pfarrei jedoch gehören nach der neuesten Berechnung, einschließlich Garten, Wiesen und Strauchwerk, 96 Morgen. Demnach gehört zur hiesigen Pfarrei ein Gesammtbesitz

*) Gegenwärtig besitzt die Königsdorfer Kirche 70 Morgen Ackerland und ca. 30 Morgen Wald.

von 196 Morgen Ackerland und 10 Morgen Wald. Bei der Separation in neuerer Zeit (1861) sind noch etwa 4 Morgen dazu gekommen, sodaß jetzt in runder Rechnung 200 Morgen gezählt werden können.

Jedoch ist der Pfarracker, was Lage und Bodenbeschaffenheit anlangt, keineswegs der beste; in Königsdorf ist nur ein Drittheil gut zu nennen, hingegen 2/3 sind geradezu schlecht, was schon der Umstand besagt, daß die bei Schlegenberg gelegenen 60 Morgen im Volksmunde „die Hölle" genannt werden; nämlich schwer zu bearbeiten und unfruchtbar, wie die Hölle! Steine und Unkraut gedeihen dort am besten. Man höre und staune! Für die 100 Morgen Ackerboden auf dem Königsdorfer Gebiete zahlten die Pächter dem Pfarrer Schindler nur 170 Thaler jährliches Pachtgeld. Heute bringt der Acker natürlich weit mehr; auch die böse „Hölle" ist verpachtet, zumeist haben sie die Schlegenberger in Pacht genommen, da sie ihnen sehr nahe gelegen ist! Welchen Nutzen die guten Schlegenberger aus der Bearbeitung der „Hölle" ziehen und wie viel sie dem heutigen Pfarrer Pachtgeld zahlen, will ich nicht verrathen. Ich will ja vor Allem nur über die Zustände „aus alten Tagen" Nachricht geben, darum lassen wir die Verhältnisse der neuen Zeit in diesem Punkte unberücksichtigt.

Unter dem Pfarrer Anton Schindler muß ich endlich noch eines Mannes Erwähnung thun, der in der Geschichte unserer Kirche auch einen Platz einnimmt, der es verdient genannt zu werden. Es ist der langjährige Kirchvater und Freund des Pfarrers: Anbauer Joh. Georg Schwarzer. Durch Stiftung von sechs Fastenpredigten, durch Fundation der Kreuzwegandacht, sowie durch Errichtung einer Grab-Christi-Kapelle hat er sich verdient gemacht. Die Urkunde sagt hierüber, wie folgt: 1801 wurde auf Kosten des frommen, für die hiesige Kirche so wohlthätigen Kirchenvorstehers J. G. Schwarzer, die frühere, an der nördlichen

Seite gelegene Sakristei, welche damals schon ganz baufällig war, zu einer „Grab-Christi-Kapelle" eingerichtet mit einem Altare und einem stehenden heiligen Grabe. Der das Altar und heilige Grab bauende Künstler war der Kunsttischler Joh. Leib aus Leobschütz." Für die damalige Zeit und Kunstanschauung war diese Kapelle „schön und künstlerisch" zu nennen; indessen den Anforderungen der heutigen Zeit genügte sie keineswegs; sie war finster, dumpf und feucht — deshalb hat sie das Schicksal der Angst-Christi-Kapelle getheilt. Unter dem jetzigen Pfarrer wurde sie anno 1883 niedergerissen und zu der nunmehrigen schönen Josephs-Kapelle umgebaut beziehungsweise erweitert.

In Arbeit und Sorgen für den äußeren und inneren Ausbau der Kirche vergingen die Jahre, bald kam das letzte Jahr und der letzte Lebenstag für den eifrigen Pfarrer Anton Schindler. Die Hand dieses „gelehrten" Sabschützer Pfarrers, der so viel und so sicher geschrieben, wurde in seinen letzten Lebensjahren so zitternd, daß man beim Anblick der Schriftzüge ein tiefes Mitleid mit dem Schreiber empfinden muß. Man erkennt aus dem Zittern seiner kraftlosen Hand das baldige Herannahen des Lebensendes. Am 5. Oktober 1838, im Alter von 74 Jahren, erfolgte sein Tod — der Leichnam wurde in der Angst-Christi-Kapelle beigesetzt, dort, wo der Bruder des Verstorbenen, der Pfarrer Carl Schindler und seine Mutter schon seit vielen Jahren schlummerten.

An seinem Grabe laßt uns eine Weile betend steh'n
Und ihm und uns des Himmels Gnad' ersleh'n;
Denn was geboren ist auf Erden —
Muß zu Staub und Asche werden!
Doch haben wir das angewiesene Feld —
Treu, fleißig und gewissenhaft bestellt,
So mein' ich, können wir in Ruhe scheiden:
Gottes Hand schützt uns vor ew'gen Leiden.

Zu Anfang des Jahres 1839 tritt an die Stelle des verstorbenen Pfarrers Anton Schindler dessen Freund, der Königsdorfer Lokal-Kaplan Bernard Marocco. Dieser Mann mit seinem fremdländischen, mauretanischen Namen war dennoch eine echt deutsche Natur. Eine riesenhafte Körpergestalt, groß und breitschulterig, eine kindliche Gutmüthigkeit, Witz, Frohsinn und eine unverwüstliche, kernige Gesundheit zeichneten ihn vor allem anderen aus. Er hatte schon im Jahre 1802, in seinem 13. Priesterjahre, die starke Hoffnung gehegt, in Sabschütz Administrator zu werden, anstatt dessen mußte er aber als erster Lokal-Kaplan auf die neu eröffnete Lokalieستelle nach Königsdorf übersiedeln. Weder er noch andere hätten damals geahnt, daß er nach Verlauf von weiteren 37 Jahren noch nach Sabschütz als Pfarrer kommen werde. Was kein Verstand damals vorausgesehen, das war jetzt wirklich geschehen: Marocco wurde im Alter von 76 Jahren als neuer Pfarrer hierorts eingeführt. Sein goldenes Priesterjubiläum hatte er 2 Jahre vorher in Königsdorf gefeiert.

Leider hat uns die „Geschichte" über Marocco's Wirksamkeit nichts hinterlassen, weil die geschriebene Chronik mit dem Tode des Pfarrers A. Schindler abgeschlossen ist. Daher bin ich nur auf die mündliche Ueberlieferung angewiesen. Zum Glück steht der „alte" Marocco bei den jetzt noch lebenden Sabschützern in ziemlich lebhaftem Andenken, und diesem Umstande verdanken wir einige humorvolle Züge aus dem Leben dieses Jubilar-Priesters. Er war von früh auf ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, seine ebenfalls schon 70 Jahre alte Vogelflinte begleitete ihn auf allen seinen Spaziergängen. Mit diesem „Bärentöter" schoß er nicht nur Hühner und Hasen, sondern er holte auch jede Krähe im Fluge aus der Luft herunter. Natürlich konnte man von dem achtzigjährigen Pfarrer in Kirche und Schule keine besonders geistreichen Vorträge erwarten; wenn daher seine Schul-

kinder im Religionsunterrichte einschliefen, so erzählte er alsbald irgend eine lustige Jagdgeschichte, und gleich waren Aller Augen gespannt auf ihn gerichtet.

Als Jäger hatte er zum großen Aerger seiner Wirthschafterin eine Menge großer und kleiner Jagdhunde. Wie oft haben dieselben in Küche und Keller Verderben angerichtet! Was aber der Pfarrer diesen seinen „Rackern" nie verzeihen konnte, das war folgendes: Im Jahre 1841 hielt der Fürst-Erzbischof von Olmütz, Freiherr von Sommerau-Beeck in Sabschütz und Umgegend General-Visitation ab. Um dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischofe die Anwesenheit der vielen Jagdhunde nicht zu verrathen, hatte der Pfarrer Marocco dieselben in das im Garten gelegene Backhaus sorgfältig einsperren lassen. Alles ging gut. Des Nachmittags unternimmt der hohe geistliche Herr in Begleitung aller anwesenden Priester einen kleinen Spaziergang in den schattigen Garten. Da bricht das Verderben los. Alle Hunde im nahen Backhause fangen plötzlich an zu heulen, zu knurren, zu bellen, zu winseln, daß bei dieser Hundemusik den erschrockenen Gästen die Ohren sausen. Dabei stecken die Köter ihre vorlauten Schnautzwerkzeuge zu allen Spalten und Ritzen der Thüre heraus. Man zählt die heulenden Insassen und die Zahl ergiebt 10 Stück. Der Aerger des Pfarrers läßt sich begreifen.

Ein anderes, „öffentliches Aergerniß" wurde dem Pfarrer bereitet von einem Pferde, und zwar von einem alten „Schimmel." Nicht nur die Menschen haben ihre Mucken und Launen, auch manche Thiere leisten hierin Erstaunliches. Namentlich zeichnete sich der alte Schimmel durch große Launenhaftigkeit aus. Als wohlgefütterter und wohlbeleibter Pfarr-Schimmel glaubte er, vor den anderen Pferdekreaturen etwas voraus zu haben und erlaubte sich infolgedessen verschiedene Unhöflichkeiten und Extravaganzen. Ein Beispiel soll uns die Wahrheit des Gesagten näher beleuchten.

Pfarrer Marocco hatte eines Tages ein nothwendiges Geschäft in Leobschütz zu besorgen, er giebt daher den Befehl zum Anspannen. Der „Karla", womit hierorts der Knecht bezeichnet wird, nimmt die Pferde aus dem Stalle und spannt sie an den neuen, schön gedeckten Wagen an. Bei diesem Geschäfte bemerkt er jedoch, daß heute der Schimmel mehr, wie sonst, in übler Laune ist. Schon beim Vorübergehen hat der Schimmel mit finsterem Blicke den großen, schwarzen Wagenkasten angeschaut. Er mochte in seinem Pferdeverstande gedacht haben: was? mit diesem schwarzen Kolosse, das im konträren Widerspruche mit meiner blendend weißen Farbe steht, soll ich harmonisch verbunden werden? — Aber vorläufig schluckt der Schimmel seinen aufsteigenden Aerger noch hinunter, er rollt nur fürchterlich seine Augen, knirscht mit den Zähnen und stampft drohend mit den Füßen. Der Knecht erzählt dem Herrn Pfarrer beim Einsteigen das unheilverkündende Benehmen des Pferdes, doch der Pfarrer achtet nicht darauf, er vertraut den guten Manieren seines Lieblingspferdes.

Der Wagen setzt sich jetzt in Bewegung, der Schimmel auch. Aber nur sehr langsam schreitet er voran, öfters wirft er drohend seinen eigensinnigen Pferdekopf zurück, um sich zu überzeugen, ob das „schwarze Ding" da hinten wirklich nachkomme. So geht's an der Schule vorüber im langsamen Tempo bis in die Nähe von Tischlermeister Hanke's Haus. Hier versucht der Knecht den pfarrherrlichen Wagen in etwas schnellere Bewegung zu bringen und versetzt zu diesem Zwecke dem Schimmel einen Schlag mit der Peitsche. Auf die Veranlassung hatte der alte Schimmel schon längst gewartet, mit beiden Hinterfüßen schlägt er aus und bleibt im Nu — stehen. So eine beleidigende Mißhandlung auf öffentlicher Straße hätte dem ergrauten Schimmel gerade noch gefehlt! Derartige Injurien läßt sich im 19. Jahrhundert selbst ein Pferd nicht mehr gefallen! Wozu

haben wir denn eigentlich die Thierschutz-Vereine? Hat ein Thier nicht auch Anspruch auf Freiheit, namentlich in einer Zeit, wo man allgemein die Fesseln der drückenden Knechtschaft abwirft? Diese und ähnliche Gedanken flogen dem philosophischen Pfarr-Schimmel durch den Kopf; er ebte ja in der Aufklärungsperiode des Jahres 1848, wo überall die Unzufriedenheit und Empörung zur hellen Flamme aufloderte. Zwar hätte der erzürnte Schimmel einfach „durchbrennen" können, indeß diese Art von „Fortschritt" liebte er nicht, auch vermochte er diese jugendliche Unbesonnenheit mit der Würde seines hohen Alters nicht vereinbaren. Er erhebt also nochmals drohend seine beiden Hinterfüße, um hiermit feierlich Protest einzulegen gegen die ihm zutheil gewordene, unerhörte Mißhandlung, und steht alsdann ergrimmt und steifbeinig da. — Weder Belobigung, noch Schimpfworte, weder Liebkosungen, noch Versprechungen sind im Stande, ihn von der Stelle zu bewegen. Dem guten Pfarrer Marocco bleibt nichts anderes übrig, als auszusteigen, den eigensinnigen Schimmel ausspannen und nach Hause bringen zu lassen. Die geplante Fahrt mußte verschoben werden, bis der Schimmel besser gelaunt war. Wie Augenzeugen berichten, sollen derartig mißlungene Ausfahrten öfters vorgekommen sein.

Auch in der Gemeinde ereignete sich zu jener Zeit ein eigenartiger Vorfall, welcher dem Pfarrer Marocco ursprünglich großen Aerger, später aber doch noch Freude brachte, Marocco selber erzählt den Vorfall — und es ist diese Erzählung die einzige Begebenheit, welche der Pfarrer „handschriftlich" uns hinterlassen hat; schon deshalb will ich sie in diesen Zeilen veröffentlichen.

In riesengroßen Buchstaben, entsprechend seinem hohen Alter und seiner mächtigen Körpergestalt, schreibt der Pfarrer folgende Thatsache: „Im Oktober des Jahres 18.. hat der Häusler-Auszügler N. N. hier in Sabschütz aus Schwermuth erstens sich mit einer Hacke den Hintertheil

des Kopfes zerschmettert, dann — da er einmal sterben wollte — sich gehängt an einem Stricke, welcher zerriß, und zuletzt sich in einem Wassergraben ersäufen wollen. Hier ward er aber in der Nacht von einem in der Nähe wohnenden Häusler endeckt und glücklich aus dem Wasser herausgezogen. Unter furchtbaren Schmerzen lebte der Unglückliche noch etliche Tage, bekannte alles, bereute aufrichtig seine ruchlose Absicht, sich gewaltsamer Weise das Leben zu nehmen, und starb versöhnt mit Gott unter bitteren Reuethränen am 21. Oktober infolge eingetretener Hirnentzündung.

Ungefähr 10 Jahre lang hat Pfarrer Marocco in Sabschütz die Pfarrgeschäfte geführt und trotz seines hohen Alters die Seelsorgepflichten niemals vernachlässigt. Endlich schlug auch seine letzte Lebensstunde; er starb am 9. Dezember 1848, im Alter von 85 Jahren. Sein Grab befindet sich in der Nähe des Haupteinganges zur Kirche. Dort, bei der großen Halle, hat er selbst seine letzte Ruhestätte gewünscht, damit seine Kirchkinder beim Vorübergehen oft des verstorbenen alten Seelsorgers im trostreichen Gebete gedenken möchten! Viele, welche heutigen Tages zur großen Hallenthür hineingehen, wissen nicht, daß ihr Fuß über den Grabhügel eines Pfarrers hinwegschreitet, welcher in seiner großen Bescheidenheit nicht einmal eine Grab-Gedenktafel haben wollte, obgleich er auf die Marmortafel die schön klingenden Worte hätte schreiben können: Hier ruht in Frieden der verstorbene Jubilarpriester Bernard Marocco, Pfarrer von Sabschütz, Ritter des rothen Adlerordens IV. Klasse ꝛc. ꝛc. — Er war der erste unter den Sabschützer Pfarrern, welche von Seiten der hohen Staatsregierung mit dieser ritterlichen Auszeichnung geschmückt wurden. Möge auch Gott der Herr seinen Diener belohnen und schmücken mit der „unvergänglichen Krone" der ewigen Glorie! Requiescat in pace!

Den 19. April 1849 hielt Innocenz Schuch, vorher Pfarrer in Roben, hier in Sabschütz seinen feierlichen Einzug, wobei ihn die neuen Pfarrkinder, sowie die gesammte Schuljugend auf das Freundlichste willkommen hießen. Noch an demselben Tage taufte er ein Kind des damaligen Ortsschulzen Leopold Haase. Den Sonntag darauf beging der Pfarrer Schuch sein goldenes Priesterjubiläum; viele geistliche Amtsbrüder waren zu der seltenen Feier erschienen. Auch der damalige Dechant, Kanonikus Stanjek von Leobschütz, hatte sich noch vor dem Hauptgottesdienste am Sabschützer Pfarrhofe eingefunden. Unmittelbar bevor der festliche Zug sich nach dem Gotteshause bewegte, wurde dem Jubilar eine unerwartete freudige Auszeichnung zu theil. Herr Kanonikus überreichte im Auftrage der Königlichen Regierung dem Jubelpriester den rothen Adlerorden. Mit dem Orden dekorirt, erschien der Pfarrer vor seinen erstaunten Pfarrkindern in seiner zweifachen Eigenschaft als Jubilar mit dem goldenen Kranze und als „Ritter" mit dem goldig blitzenden Ordensterne.

Nunmehr erfolgte in der dicht angefüllten Kirche ein erhabener, feierlicher Gottesdienst. Pfarrer Schuch selbst bestieg die Kanzel, um — wie er sagte — zum ersten Male als „neuer Pfarrer" seiner Gemeinde zu predigen, nachdem er schon derselben Gemeinde auf derselben Kanzel vor 50 Jahren als „neu geweihter Priester" seine erste Predigt gehalten.*) Alles lauschte seinen Worten, welche noch eben so begeistert aus dem Munde des Jubilars kamen, wie er als junger Priester gepredigt hatte. Fürwahr, eine schöne, unvergeßliche Feier wurde an jenem Sonntage in Sabschütz begangen!

*) In einer handschriftlichen Aufzeichnung, die in dem hiesigen Archiv aufbewahrt wird, berichtet der Pfarrer Schuch selber seine Ernennung zum Ritter des 4. Adlerordens, sowie seine Predigt, welche er anläßlich seiner Jubelfeier in Sabschütz gehalten hat.

Leider sollte Schuch nach dem Rathschlusse Gottes schon nach wenigen Jahren von seiner hiesigen Thätigkeit abberufen werden. Am 27. März des Jahres 1852, als der Pfarrer in seiner Vaterstadt Leobschütz zu Besuch weilte, traf den bejahrten Priester ganz unerwartet ein Schlagfluß, wobei er in wenigen Minuten seinen Geist aushauchte. Todt wurde er in seine Pfarrgemeinde zurückgebracht und daselbst unter aufrichtigen Beileidskundgebungen in der Nähe der Sakristeithüre am Friedhofe beerdigt. Sein Grab ist heute noch kenntlich; ein wilder Rosenstrauch entfaltet alljährlich um die Frühlingszeit über dem Grabhügel des guten Pfarrers seine duftigen Blüthen. Möge einst der todte Leib beim Schalle der Posaunen sich durch Gottes allmächtige Gnade wieder neu beleben und verklärt, wie die Frühlingsblumen, aus der langen Grabesnacht erstehen zum ewigen Leben!

Der langjährige Lokal-Kaplan von Königsdorf Florian Grötschel wird jetzt von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Liechtenstein als Pfarrer von Sabschütz präsentirt und vom Erzbischof bestätigt. Grötschel, gebürtig aus Deutsch-Neukirch, wirkte in unserer Gemeinde vom Jahre 1852 bis 1867; unter ihm wurde, wie schon kurz erwähnt, eine umfangreiche Renovation am Kirchgebäude, besonders der Ausbau des Thurmes vorgenommen und auch glücklich durchgeführt. Was er sonst in der Seelsorge zur Ehre Gottes und zum Heile der Gläubigen gethan, das steht noch in lebendiger Erinnerung der Ortseinwohner. Nur das Eine will ich rühmend hervorheben, daß er im Verein mit seinem damaligen Cooperator, dem jetzigen Herrn Pfarrer Kolbe in Leisnitz, die schwere Zeit der Cholera-Epidemie in selbstloser, unerschrockener Aufopferung durchlebt hat. Furchtbar wüthete hier diese gefährliche Krankheit, welche von österreichischen Kriegsgefangenen im Jahre 1866 eingeschleppt worden war; viele Menschenleben fielen der schrecklichen Krankheit zum Opfer. In Sabschütz

hat die Cholera in den Monaten September und Oktober des genannten Jahres die meisten Todesfälle verursacht, sie ist, wie ich aus der Sterbe-Matrik entnehme, zu Anfang September aufgetreten und hat angehalten bis zu Ende des Monats November. Insgesammt sind in unserem Dorfe in den wenigen Monaten 40 Personen an der Cholera gestorben.

Man wird sich vorstellen können, welche Opferthätigkeit, Anstrengung, Geistesgegenwart und Selbstüberwindung eine solche Epidemie gerade von dem Seelsorger fordert, welcher zufolge seiner heiligen Amtspflicht in jedes Haus und in jede Hütte gehen und den Pesthauch der Kranken und Sterbenden in sich einathmen muß! Die beiden Priester haben damals ihre Pflicht vollauf erfüllt. Pfarrer Florian Grötschel hat freilich dieses Schreckensjahr nicht lange überlebt, er kränkelte schon längere Zeit und starb am 6. Dezember 1867 am Gehirnschlag, im 69. Lebensjahre. Dechant Rücker aus Leisnitz hat die kirchliche Beerdigung seines verstorbenen Freundes und Nachbars vollzogen. Beim Begräbnisse des verstorbenen Pfarrers herrschte eine so grimmige Kälte, daß einige der Ministranten sich die Ohren erfroren. Sein Grab befindet sich in der Nähe der Seitenhalle und wird heute noch sorgfältig von liebender Hand gepflegt und mit Blumen geziert. Ein Grabstein*) mit dem priesterlichen Symbol (Kelch mit darüber schwebender Hostie) zeigt den Kirchhofbesuchern die Stätte, wo der zuletzt verstorbene Pfarrer von Sabschütz zur ewigen Ruhe gebettet ist. Am Allerseelentage brennt auch hier, wie auf den meisten Gräbern ringsum, ein Kranz von hell flackernden Lichtlein. Und manch stilles Gebet steigt zum Himmel empor, daß Gott der Herr ihm und allen verstorbenen Christgläubigen das ewige Licht wolle leuchten lassen!

*) Die Marmortafel mit der bereits unleserlich gewordenen Inschrift bedarf dringend einer Auffrischung!

Mitten unter den verstorbenen Schäflein ruhen die Hirten; im Leben gehörten sie zusammen, daher wollten sie auch im Tode nicht getrennt sein. Alle die Verstorbenen, wie sie in Reih' und Glied neben einander dort auf dem Friedhofe schlummern, harren auf den Tag der Auferstehung. „Alsdann werden alle, welche in den Gräbern sind, auferstehen. — Verwundert euch nicht darüber: es kommt einst die Stunde, wo Alle die Stimme des Sohnes Gottes hören werden! Und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan zur Auferstehung des Gerichtes!" Diese Worte ruft uns alle Jahre am Allerseelentage das hl. Evangelium Jesu Christi entgegen. Wie ernst ist diese Mahnung! Auch wir werden einst sterben — das kann selbst der ungläubigste Mensch nicht leugnen; auch wir werden einst auferstehen — welches wird dann unser ewiges Schicksal sein? Qualis mors, talis sors!

So haben wir einen Pfarrer nach dem anderen leben und sterben sehen, und stehen nun auf dem Grabhügel des zuletzt verstorbenen Pfarrers von Sabschütz. „Aus alten Tagen" sind wir in die neuen Tage, d. h. in die neueste Zeit eingetreten. Weil wir nur die Geschichte der alten Tage schreiben wollten, so haben wir die Aufgabe dieses Kapitels, nämlich die Schilderung der kirchlichen Verhältnisse, vollendet. Die geschichtlichen Ereignisse der Neuzeit, soweit sie unser Kirchspiel betreffen, werden von dem jetzigen Herrn Pfarrer und Consistorial-Rath E. Ballarin*) gewissenhaft aufgezeichnet. Während seiner 29jährigen Amtsthätigkeit hier in Sabschütz hat derselbe so reichlichen und interessanten Stoff gesammelt,

*) Pfarrer Ballarin ist geboren als Lehrerssohn am 25. März 1829 zu Wehowitz bei Piltsch — zum Priester geweiht am 1. Juli 1852. Derselbe wirkte als Caplan 16 Jahre lang in Piltsch, kam sodann als Administrator nach Roben und wurde am 26. Juni 1869 als Pfarrer von Sabschütz introduzirt.

daß es einem späteren „Geschichtsschreiber" ein Leichtes sein wird, die hiesige Lokalgeschichte weiter fortzuführen. Und gewiß wird dann die Wirkungszeit des Geistlichen Rath Ballarin, des „vierzehnten" Pfarrers von Sabschütz, keinen unbedeutenden Abschnitt in der Ortschronik bilden!

Nur noch einige kurze Angaben betreffend die Gründung der Königsdorfer Lokalie sowie der Kittelwitzer Begräbniß-kapelle sollen am Schlusse dieses Kapitels Platz finden. Am 24. November 1802 wurde im Sabschützer Pfarrhause von der zuständigen kirchlichen Behörde die erste Versammlung abgehalten behufs Errichtung einer Lokal-Caplanei in Königsdorf. Den Vorsitz führte der Dechant von Troplowitz, Anton Seidel; sämmtliche Interessenten der beiden Parteien, sowie fast alle Besitzer aus Königsdorf und Kittelwitz waren zu diesem Termin erschienen. Nachdem alle Anwesenden von dem Gegenstande Kenntniß genommen, wurden die Rechte des Pfarrers von Sabschütz und dessen rechtmäßigen Nachfolger gegenüber dem jedesmaligen Lokalkaplan von Königsdorf festgesetzt. Das damals ausgefertigte, amtliche Instrument, welches zur Beglaubigung 115 Namens-Unterschriften trägt und auch vom Olmützer Fürsterzb. Consistorium durch den Weihbischof Aloys Graf Kollowrath d. d. 11. Dezember 1802 bestätigt wurde, wird im hiesigen Pfarrarchiv aufbewahrt. Demgemäß werden dem Sabschützer Pfarrer und dessen Amtsnachfolgern folgende Rechte eingeräumt:

1) es verbleiben ihm alle Nutzungen und Einkünfte, die er bisher bezogen, ohne jegliche Ausnahme und Kürzung.

2) er behält die unbeschränkte Jurisdiktion, sowohl in Ansehung der Kirche, als auch der Schulen in Königsdorf und Kittelwitz. Es steht in seinem Belieben, alle gottesdienstlichen Handlungen auszuüben, ohne von irgend Jemand hierin beeinträchtigt zu werden.

3) es steht ihm das Recht zu, über die gegenwärtigen und zukünftigen Fundationen verfügen zu können:

sollte er selbige nicht in eigener Person verrichten wollen, so wird er dem Herrn Lokalkaplan die Verrichtung übertragen.

4) damit der Herr Lokal-Kaplan die Trauungs- und Begräbnißmessen abhalte, wird demselben vom Pfarrer ein freiwilliges Stipendium von je 10 Srg. bewilligt. —

Mit den vorstehenden Bedingungen erklärten sich die beiden Parteien völlig einverstanden. Die Bevollmächtigten der Gemeinde Königsdorf und Kittelwitz gaben hierbei (am 25. November 1802) noch die nachstehende, wichtige, schriftliche Erklärung ab: „Wir versichern, daß wir bei Errichtung der Lokal-Caplaney nur geistliche Vortheile zur Absicht haben, und dem Sabschützer Herrn Pfarrer, welcher zugleich auch der unserige ist, an seinen bisherigen Nutzungen, als: Stola-Accidentien, Offertorien, Dezem, Wiedmuth und Colleda, nicht das Mindeste entziehen, uns auch keineswegs von dem bisherigen Nexus mit Sabschütz in Hinsicht der etwa vorfallenden Bauten losbinden wollen." — Es ist hier beizufügen, daß die Gemeinden Königsdorf und Kittelwitz laut einer Verordnung der Königlichen Regierung zu Oppeln d. d. 19. August 1817 von den Beiträgen zu Baureparaturenkosten entbunden sind; einen diesbezüglichen Prozeß haben die genannten Gemeinden bei dem Leobschützer Stadtgerichte gewonnen. Die Gemeinde Sabschütz in Verbindung mit dem fürstlichen Patronat hat also allein für die Instandhaltung der hiesigen pfarrlichen Gebäude zu sorgen.

Obgleich die Königsdorfer im Jahre 1802 ausdrücklich versichert hatten, daß sie bei Errichtung der Lokaliestelle nur geistliche Vortheile anstrebten und alle anderen Nutzungen, wie bisher, dem zuständigen Pfarrer ungeschmälert überlassen wollten, so trat doch in dieser Gesinnungsart gar bald eine Aenderung ein. Als im Jahre 1821 Carl Schindler gestorben, somit die Sabschützer Parochie ohne Pfarrer war, benützten die Königsdorfer den Umstand und beantragten bei der Königlichen Re-

gierung die Trennung der Filialkirche Königsdorf von Sabschütz. Ihr Wunsch ging dahin, eine eigene Pfarrei zu bilden und dieselbe mit den auf Königsdorfer Feldmark gelegenen Sabschützer-Pfarräckern zu dotiren, obwohl zu dieser Losreißung kein stichhaltiger Grund, am allerwenigsten ein kirchenrechtlicher vorhanden war. Natürlich konnte die Königliche Regierung diese Angelegenheit für sich allein nicht entscheiden; die Sache ging an das Fürsterzbischöfliche Amt und F.-E. Commissarius Lauffer wurde mit einer näheren Untersuchung beauftragt. Wegen Nichtbewilligung einer hinreichenden Entschädigung an die Sabschützer Pfarrei, sowie wegen Mangel an einer erforderlichen Begründung, wurde endlich der Antrag der Gemeinde Königsdorf von der Königlichen Regierung unter dem 25. Mai 1821 abgewiesen. So besteht das Verhältniß der beiden Kirchen unverändert fort, wie es im Jahre 1802 festgesetzt worden war.

Wenn von den Gotteshäusern in den Dörfern der hiesigen Parochie die Rede ist, so darf Kittelwitz auch ein Wort mitreden; denn seit dem 12. Oktober 1882 besitzt es ebenfalls ein eigenes Gotteshaus. Zwar fällt das Ereigniß des Kittelwitzer Kirchenbaues in die neueste Zeit, indeß, es sei mir erlaubt, einige Anmerkungen hierüber zu machen. Ich entnehme die Notizen aus dem „Gedenkblatt", welches der damalige Königsdorfer Lokal-Kaplan Eduard Meißner (gestorben als Pfarrer von Babitz) anläßlich der Einweihung der Kittelwitzer Begräbnißkirche geschrieben hat. Es heißt darin: Schon längst war es der Wunsch der Gemeinde, ihre Todten auf eigenem Friedhofe begraben zu können, da der Transport der Leichen nach dem ziemlich weit entfernten Königsdorf, zumal im Winter bei schlechten Wegen, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Daher faßte die Gemeinde im Jahre 1881 den hochherzigen Entschluß, auf eigene Kosten ein kleines Gotteshaus zu erbauen, und trotz vieler

entgegenstehender Hindernisse wurde der Entschluß auch ausgeführt. Herr Maurermeister Hoffrichter in Leobschütz übernahm den Bau; ein Jahr später konnte man schon auf den schlanken Kirchthurm ein vergoldetes Kreuz aufsetzen. Das einfache und doch zierlich gebaute Kirchlein, welches über 300 Personen im Innern aufnehmen kann, wurde am 12. Oktober 1882 eingeweiht. Herr Stadtpfarrer und Dechant Dreßler vollzog den feierlichen Akt der Weihe.

Der fromme, wohlthätige Sinn der Gemeinde Kittelwitz trug Sorge, daß es auch an der inneren, würdigen Ausschmückung des Kirchleins nicht fehlte. Wir finden da Fenster mit Glasmalerei, einen geschmackvollen Altar, eine Kanzel, eine gothisch gebaute Orgel zu dem Preise von 1800 Mark. Im Thurme hängen 3 Glocken, bei Hoberg in Gnadenfeld gegossen, welche gleichfalls einen Werth von über 1800 Mark repräsentiren und in Kostenthal vom Erzpriester Wodack (Groß-Nimsdorf) die Glockenweihe empfangen haben. Auch besitzt die Kirche eigene Paramente und Cultgefäße; kurz, das Kirchlein ist äußerlich und innerlich von wohlthätigen Händen sehr sauber geschmückt.

Es gereicht der Gemeinde zur Ehre, aber auch zum Segen: denn der göttliche Heiland, welcher hier von Zeit zu Zeit im heiligsten Meßopfer seinen Gnadenthron aufschlägt, wird gewiß derjenigen nicht vergessen, welche ihn hier andächtig besuchen, und welche für den Schmuck seines Hauses bemüht waren! Durch die Bemühungen des damaligen Ortsseelsorgers hat die Gemeinde von Sr. Eminenz, dem hochwürdigsten Oberhirten Cardinal Friedrich von Fürstenberg, die Erlaubniß erhalten, bei Begräbnissen, an den beiden Gelöbnißtagen und zur Abhaltung einiger Fundations-Aemter (Requiem) in der Kirche das heilige Meßopfer feiern zu dürfen. — Pfarrer Meißner sagt am Schlusse seines kurzen Gedenkblattes allen Mitbegründern dieser Kirche herzliche Worte des Dankes; er selbst jedoch „beansprucht für seine Mühen keinen anderen Dank, als

daß man seiner im Gebete gedenken wolle". Gedenken wohl die lieben Kittelwitzer heute noch ihres damaligen, leider so unerwartet früh dahingeschiedenen, guten Seelsorgers? — Ich bin überzeugt, gar manches Vaterunser wird in der Gemeinde dem verstorbenen Priester nachgebetet, an welchen sie erinnert werden, so oft sie ihr trautes Kirchlein betreten. Hätte P. Ed. Meißner damals nicht so energisch die Gründung und den Bau der Kirche betrieben, hätte er in seiner bekannten liebenswürdigen Manier die Bedenken der Zaghaften nicht so geschickt zu zerstreuen gewußt, wer weiß, ob Kittelwitz heute die theuren Verstorbenen auf eigenem Friedhofe zur letzten Ruhe bestatten könnte, und ob jemals in ihrer eigenen Kirche das Glöcklein zur heiligen Wandlung ertönt wäre. Darum haben sie Ursache, in Dankbarkeit das Andenken des verstorbenen Pfarrers Meißner zu segnen!

X. Kapitel.

Sitten und Volks-Gebräuche in alter Zeit.

Im Folgenden wird ein Bild in bunter Mannigfaltigkeit an uns vorüberziehen; es wird ein Sittenbild sein und zwar in der guten Bedeutung des Wortes. Denn unsere Landbevölkerung war in alter Zeit viel zu sehr vom Verkehr mit der bösen Welt abgeschnitten, es lernte daher die schlechten, verderblichen Sitten erst gar nicht kennen, sondern blieb bei den Gebräuchen und Uebungen, die es von den frommen Vorfahren übernommen hatte. Alles, was aus der alten Zeit stammt, mag es auch scheinbar unbedeutend und geringfügig sein, erregt die Aufmerksamkeit des wißbegierigen Menschen. Durch das Alter bekommen die Dinge eine gewisse Weihe, in welcher sie uns ehrwürdiger und anziehender erscheinen. Wir wollen

also sehen, welche Sitten und Gebräuche speziell in unserem Kirchspiel vorherrschend waren. Am trauten, häuslichen Herde, auf der Bank beim altehrwürdigen Kachelofen, dort setzen wir uns nieder, um von hier aus das innerliche häusliche Leben der Familie, die Sitten und Gebräuche der ländlichen Bevölkerung in alter Zeit des Näheren zu betrachten.

Die Wohnhäuser der alten Bauern waren durchgängig nach ein und demselben Plane erbaut. Die Giebelseite der Häuser war nach der Straße zugekehrt; ein mächtiges, lang herabhängendes Strohdach überdeckte die Bodenräume, unter denen sich die eigentlichen Wohngemächer befanden. Die Stube lag gewöhnlich so, daß zwei Fenster die Aussicht auf die Dorfstraße, die beiden anderen auf den Hofraum ermöglichten. In der Fensterecke stießen die langgestreckten Sitzbänke zusammen; zwischen ihnen stand der eichene Familientisch, dessen obere Tischplatte mitunter 3 Zoll dick war, dessen vier Füße große Aehnlichkeit hatten mit ziemlich umfangreichen Baumstämmen und ebenso unerschütterlich fest standen, wie die Eichenstämme im Walde. Es läßt sich denken, daß ein solcher Tisch fast unverwüstlich war und oft auf mehrere Generationen sich vererbte.

Die große Stube stand in Verbindung mit der Küche, in welcher für gewöhnlich auch der Backofen erbaut war. Jenseits des geräumigen Hausflures liefen eine Reihe von Kammern, die als Schlafstuben für Kinder und Gesinde dienten. Und weiterhin führte ein schmaler Gang nach den Pferde- und Kuhstallungen. Dieses Wohnhaus mit Stallungen, mit Scheunen, mit Schütt- und Heuboden, mit dem Auszughäuschen ꝛc. bildeten ein Viereck. Wie im Burghofe, so bildete auch im Bauernhof der Brunnen einen wesentlichen Bestandtheil der Wirthschaftseinrichtung. Zwar gab es im Dorfe mehrere öffentliche oder Gemeindebrunnen, indeß der freie

Bauer liebte die Unabhängigkeit, er wollte das Wasser für sich und sein Vieh nicht nur in der Nähe haben, sondern auch schöpfen, so oft und soviel es ihm beliebte. Hie und da kann man noch in unseren Tagen auf dem Lande einen solchen Zieh- oder Drehbrunnen nach altem Muster erblicken. Etwas Bemerkenswerthes, was auch E. Michael in seiner „Geschichte des deutschen Volkes" erwähnt, ist, daß der alte Bauer auf dem Dache seines Hauses fast regelmäßig den sogenannten Hauslauch pflanzte, eine üppig grüne Pflanzengattung, welche nach dem damaligen Volksglauben ein gutes Schutzmittel war, den Blitz und allerlei schädliches Unheil vom Hause abzuwehren. In den alten Zauberbüchern wird ähnliches gesagt.

Werfen wir zuvor noch einen prüfenden Blick in das Innere der bäuerlichen Wohnstube. Da bemerken wir zunächst ein kostbares Möbelstück, nämlich ein „Himmelsbett", dessen Länge, Höhe und Breite man nach Ellen messen kann; es durfte in keiner altdeutschen Familienstube fehlen. Den eigenthümlichen Namen Himmelsbett hat es von dem Umstande, daß über der mit Betten angefüllten Lagerstätte auf hohen Säulen eine gewölbte Decke, wie ein Himmelszelt sich ausspannte. Dieses hölzerne Himmelsdach war bemalt mit bunten Farben, mit Sternen und Blumen. Von diesem Dache hängen grün- oder blauseidene Tücher ringsum herab, welche das ganze Bett sorgsam und geheimnißvoll einhüllen. An der Wand unmittelbar neben dem Himmelsbett steht in der Regel eine große Truhe oder „Lade", worin die Hausfrau ihre und ihrer Kinder Sonntagskleider niederlegt; darin liegen auch mächtige Ballen weißer Leinwand und die sonstigen Schätze der Familie.

Thun wir jetzt von der buntbemalten Truhe einen oder zwei Schritte rückwärts, so stehen wir plötzlich — hinter dem Ofen. Weil es aber der alte Kachelofen werth ist, daß wir ihn

an der Vorderseite ansehen, so treten wir vor. Der viereckige Kachelofen reicht mit seinem oberen architektonisch ausgebauten Gesimse bis an die Stubendecke hinauf; er ist zusammengesetzt aus vielen runden oder eckigen Kacheln, welche entweder poliert, oder mit bunten Malereien und biblischen Bildern geschmückt sind. Natürlich richtet sich dies nach dem Wohlstande der Besitzer, die ärmeren Familien begnügen sich auch mit einem zerbrochenen Kachelofen. Hier auf der Bank ringsum den Ofen, sowie auf dem Platze vor dem weitgeöffneten Kamine, wo an Winterabenden beständig ein lustiges Feuer flackert und Licht und Wärme verbreitet, hier ist der beliebteste Sammelpunkt der Familienglieder, hier werden Berathungen gepflogen, hier findet Schmerz und Freude Ausdruck. Hier lauschte man den Erzählungen des Vaters, wenn er aus Krieg oder Feindesland nach langer, banger Zeit wieder heimkehrte zu den Seinigen; kurz, hier am Herdfeuer war das häusliche Heiligthum, das man mit Ehrfurcht und Liebe umgab.

Die Fenster in der alten Bauernstube waren klein und niedrig, die Glasscheiben mit breiten Bleirahmen eingefaßt, nur selten konnte ein Sonnenstrahl in das Innere hineinleuchten. Wozu auch? Der Bauer mit seiner Familie ist ja am Tage, namentlich an sonnigen Sommertagen, selten zu Hause; seine Arbeit ruft ihn hinaus in Wald und Feld. Seidene Spitzenvorhänge an den Fenstern brauchte man also nicht, weder zur Zierde, noch zum Schutze; denn nur mit Mühe konnte man durch die trüben, vom Staube geschwärzten Glasscheiben hinaus- und hereinschauen. Der Fußboden in der Wohnstube bestand aus hart geschlagenem Lehm; während der Wintertage wurde Stroh oder Spreu darauf gestreut, um die kalten Ausdünstungen wenigstens einigermaßen zu verhindern. Wollen wir ein vollständiges Bild von der Einrichtung einer Bauernstube in alter Zeit gewinnen, so müssen wir auch die Wände und Balken an der Decke besichtigen.

Die inneren Wände der Stuben wurden alle zehn Jahre einmal mit Kalk gestrichen, und wenn dieser Streichkünstler einiges Talent in sich verspürte, so versuchte er wohl auch, an der Wand oder über der Stubenthüre in bunter Malerei einen Bibelspruch anzubringen. In späterer Zeit ahmte der Bauer die Sitte der vornehmeren Leute nach und hing einige Heiligenbilder in seiner „guten" Stube auf. Besonders die Sabschützer liebten es, auf dem Jahrmarkte zu Hotzenplotz sich recht grelle, buntfarbige Heiligenbilder zu kaufen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts klagte der Pfarrer Schindler über die große Geschmacklosigkeit und sogar „Häßlichkeit" dieser Bilder, weil die lieben Heiligen mit „allzu großen Gesichtern und allzu kleinen Füßen, mit allzu großem Heiligenschein und allzu wenig Kleidern" gemalt und dargestellt würden. Die Gemälde der heiligen Martyrer z. B. waren — nach der Ansicht der damaligen Leute — nur dann schön zu nennen, wenn aus ihren klaffenden Wunden recht viel rothes Blut hervorfloß. Deshalb macht der genannte Pfarrer die Bemerkung, ein mehr künstlerisch ausgebildeter Maler könnte sich um die Hebung des ästhetischen Geschmackes bei der oberschlesischen Landbevölkerung große Verdienste sammeln.

Als Ursachen für den verdorbenen Geschmack in der Kunstanschauung werden von der Chronik genannt: zunächst der geringe Bildungsgrad der Landbewohner, sodann der „schädliche Einfluß der fahrenden Sänger, welche als Beigabe zu ihrem Gesang die abenteuerlichsten Bilder herumzeigen; ganz verderblich aber wirken die elenden Marionetten-Schauspiele. Der verächtliche Kram, die abscheulichen Fratzen und Possen, die hierbei vorgebracht werden, sind gleichmäßig schädlich für die christlichen Grundsätze, wie für den gesunden, natürlichen Geschmack." Der Chronist wünscht, daß es hierin besser werden möchte. — Nun, wir können sagen, daß es in den Dörfern unseres

Kirchspiels hierin heute schon um Vieles besser geworden ist. Zwar sieht man in den Stuben hin und wieder noch geschmacklose Bilder, welche auf den Jahrmärkten und Wallfahrtsorten für einige Groschen angekauft werden, jedoch in den besseren Häusern bemerkt man auch bessere Wandbilder, mitunter sogar recht schöne, kostbare Christus- und Muttergottes-Statuen. Allerdings steht zu befürchten, daß durch die vielen „Photographien" und weltlichen Bilder das echt christliche Moment verdrängt werde. Das Kruzifix, das Heiligenbild, das Weihwassergefäß und dergl. nehmen leider nicht mehr überall den Hauptplatz in der christlichen Stube ein.

Bleiben wir indeß noch in der Wohnstube der alten Zeit; es giebt da noch einiges zu betrachten. In der Höhe der Stubendecke läuft rings um die Wandfläche ein hölzernes Gesims, mit Schnitzwerk verziert. Auf diesem Gesims werden der Reihe nach in Parade aufgestellt die Schüsseln, Teller, Pfannen, Tiegel, Gewürzbüchsen, Tassen, Flaschen, Krüge ꝛc. Diese Art der Aufbewahrung hatte den Vortheil, daß der Küchenreichthum von jedem Gaste alsobald gesehen und bewundert werden konnte, und daß die leicht zerbrechlichen Gefäße von der Hand der Kinder nicht so schnell erreicht wurden, andererseits aber auch den Nachtheil, daß die Eßgeschirre recht tüchtig einstaubten und die Spinne dort oben ihre Netze recht bequem ausspannen konnte.

Auch die tiefen Ritze an der niedrigen Balkendecke dienten als Aufbewahrungsort für verschiedene Utensilien. So ist es noch gar nicht lange her, daß der Bauer nach der Decke hinauflangte, um sein Gebetbuch, seinen Kalender, seine gerichtlichen Aktenstücke herunter zu holen, welche hinter einem Balken verborgen lagen. Die Ritze in den Balken beherbergten ein ganzes Museum von „Alterthümern", ein Archäologe hätte hier sehr gute Kunststudien machen können. Alles, was nicht stehen

oder gehen konnte, das hing oder steckte in lieblichem Durcheinander in den weitgeöffneten Balkenritzen. Da steckten: diverse Schlüssel, Scheeren, Kämme, Messer, Gabeln, Löffel, Flederwische, Bürsten, Reibeisen; da hingen: Dreschflegel, Kuhketten, Lederriemen, Kehrbesen, Sicheln, Ofenschaufel, Milchzapplen, Butternapplen — da bemerkte man die Hornbrille für die Großmutter, die kurze Tabakpfeife für den Großvater und — die gefürchtete Ruthe für die unfolgsamen Kinder! Die Ritze gehörten so nothwenig zu den Balken, wie der mächtige Riegel an die Hausthüre; wenn die Spalten an den Deckbalken etwa nicht groß und tief und lang genug waren, wurde künstlich nachgeholfen. Uebrigens sorgte die Hitze, welche vom lodernden Kaminfeuer in die Stube ausstrahlte, daß die Holzbalken an der niedrigen Stubendecke beizeiten weit auseinander spalteten und auf diese Weise Raum genug boten zur Aufnahme oben beschriebener Hausgeräthe.

Man denke ja nicht, daß damit die altdeutsche Bauernstube schon überladen gewesen wäre, o nein! An der Wand neben der Stubenthüre hingen noch mehrere andere Geräthe für den häuslichen Bedarf. Dort tickte die alte Wanduhr — auch „Säger" genannt — in einem wurmstichigen Holzgehäuse; ehe sie die Stunden schlug, rückte sie erst aus, und dies gab einen Ruck, als ob das wacklige Uhrgehäuse zusammenbrechen wollte. Wenn die Wanduhr im Winter die fünfte Morgenstunde „ausrückte" d. h. zum Schlagen ausholte, sprang der Hausvater aus dem Bette, und wenn dann die Uhr prasselnd und lärmend ihre fünf Schläge erdröhnen ließ, mußten alle Dienstboten auf den Beinen sein, sonst prasselte und lärmte der Hausvater in noch viel lauterem Tone. Unmittelbar neben dem Uhrgehäuse hing die „Fliegenpritsche", womit man die lästigen Fliegen todt schlug; weiterhin der Regenschirm, so groß, daß die ganze Familie darunter sich bergen konnte, und so alt, daß er mehrere Generationen überlebte. Hatte der

Regenschirm endlich einmal ausgelebt, so wurde das rothe oder blaue Tuchzeug dem jüngsten Kindermädel geschenkt, damit es sich einen Sonntagsrock daraus anfertigen lasse. Dies klingt etwas ungeheuerlich — aber wer so einen Familien-Regenschirm „aus alten Tagen" schon zu Gesicht bekommen hat, wird das Gesagte für möglich halten. Wenn der Regenschirm die Familie gegen böses Wetter schützte, so beschirmte der Landwehrsäbel die Familie gegen böse Menschen; darum bekam der alte Landwehrsäbel seinen Platz in der Stube neben dem Regenschirm. In der äußersten Ecke hing das gesponnene Garn, der Pferdesattel, der „Spazierstöckel" und die Trompete, falls ein Mitglied der Familie Musiker war.

So ähnlich müssen wir uns die innere Einrichtung einer Bauernwohnung in alter Zeit vorstellen. Wie schön war es, wenn alle diese beschriebenen Gegenstände in der Stube von dem Kaminfeuer röthlich umleuchtet und gleichsam goldig verklärt wurden! Wenn draußen der Sturmwind heulte, Schneeflocken tanzten — und im Innern eine Schüssel mit dampfenden Hirsebrei aufgetragen wurde! Jedenfalls, das giebt wohl ein jeder zu, hatte die enge, niedrige, rauchige Stube in alter Zeit eine größere Anziehungskraft, sie hielt die Familienmitglieder weit inniger und fester umschlungen, sie bot mehr Gemüthlichkeit, Friede und Freude — als der mit allerhand Zierarten und Nippsachen herausgeputzte mit Teppichen belegte, mit Tapeten geschmückte, Gardinen umrauschte Salon der heutigen Welt. Was nützt bei der inneren Kälte und Leerheit die äußere Schminke und Aufgeputztheit? Die Gasthäuser, Theater- und Concerthäuser füllen sich, die Familienstube dagegen wird leer; am eigenen, häuslichen Herde fühlt man sich nicht mehr glücklich und heimisch, man sucht auswärts Freuden, leider — sündhafte Freuden, welche gar oft den völligen Ruin des eigenen Hausstandes zur Folge haben. Somit bewahr-

heitet sich nur allzu oft das Sprichwort: je größer die Fenster, je größer das Haus, desto leichter flieht Glück und Frieden hinaus!

Wir treten jetzt aus der alten, gemüthlichen Bauernstube hinaus in den Hofraum, um auch dem Gärtchen vor dem Hause einen kurzen Besuch zu machen. Obwohl nach einem alten Staatsgesetze (aus der Zeit des Kaisers Friedrich I.) Alles, was innerhalb der Einfriedung des Hofes gebaut und gezogen wurde, wie Hanf, Gemüse, Futterkräuter und Obstbäume, von der Zehntabgabe frei war, verwendete doch der Bauersmann in früherer Zeit nicht viel Mühe auf die Pflege des Gemüse- und Blumengartens. Dieser Zweig der Kultur und des Verdienstes lag ihm ferne. Während heute dem kleinen Manne ein gut gepflegter Garten manchen Thaler einbringt durch Verkauf von Gurken, Salat, von veredelten Obst- und Rosenbäumchen, achtete man in alter Zeit nicht auf diesen Gewinn.

Zudem hatte der Bauersmann bei den mißlichen Robotverhältnissen wenig Zeit, auf den breiten Kieswegen eines Rosengartens sich zu ergehen, oder in einer schattigen Jasminlaube den Vesper-Kaffee einzunehmen. Seine Hauptsorge, welche alle Kräfte in Anspruch nahm, galt der nutzbringenden Bearbeitung der Ackerscholle, von der er lebte. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Gärtchen arg vernachläßigt, zum Theil sogar ganz wüste lagen. Die Sabschützer Pfarrchronik klagt sehr, daß so wenig für die Pflege der Blumen gethan wird, — es könnte, sagt der Pfarrer Schindler, mehr Rosenkultur und Weinbau an der Südseite der Häuser betrieben werden. Anstatt dessen findet man in den Gärtchen unseres Ortes meist nur üppig wuchernde Päonien oder Pfingstrosen, hohe Pappelrosen, niedrige Ringelrosen, einige Kürbisstauden, Meerzwiebeln, Liebstöckel, Krausemünze und Salbei.

In einer Zeit, wo ein Krieg den anderen jagte, wo schreckliche Feuersbrünste ganze Dörfer in Asche legten, wo das Land von Unglück und Noth schwer heimgesucht war, in einer solchen Zeit der allgemeinen Trübsal läßt sich die mangelhafte Blumenpflege wohl sehr leicht erklären und entschuldigen. Eine Ausnahme mag die Ortschaft Kasimir gemacht haben, weil sich dort eine Niederlassung der in der Obst- und Blumenkultur so ausgezeichnet bewanderten Cisterzienser-Mönche befand, wie denn überhaupt die Landwirthschaft im Alterthume von den „faulen" Mönchen zu einer hohen Blüthe entwickelt wurde. Gerade die Cisterzienser haben den schlesischen Bauern viele Kenntnisse in der Ackerwirthschaft, in Viehzucht, in Obst- und auch Weinbau beigebracht. Die Kulturgeschichte Schlesiens beweist dies zur Genüge. Das großartige Bauwerk des Klosters Leubus zeigt, daß die Cistercienser auch als Handwerker und Baumeister unübertrefflich waren. Dafür ist ihnen gedankt worden mit dem Lohne, den die Welt stets giebt: mit grobem Undanke. —

Trotzdem wir jetzt die innere Einrichtung der Wohnstube einer peinlich genauen Besichtigung unterworfen haben, trotzdem wir hinter den großen Kachelofen geguckt, die Kammern und Stallungen durchmustert, das Gärtchen und den Hofraum durchschritten, und überall unsere Augen hingeworfen haben, so ist uns bis jetzt doch noch kein lebendes Menschenwesen entgegen getreten. Und dennoch möchten wir auch gern einmal einen Sabschützer Einwohner aus alten Tagen kennen lernen. Es muß aber schon ein richtiger Sabschützer sein d. h. einer von jenen alten, originellen Gestalten, an welchen wir eine gute Charakterstudie machen können. Denn die Kenntniß des Charakters eines Volkes gehört wesentlich mit zur Darstellung seiner Geschichte. Die Chronik giebt uns gleichfalls hierüber Aufschluß; an der Hand derselben will ich den Volkscharakter der „alten" Sabschützer in Kürze schildern. Ich

bemerke jedoch, was ich hier sage, das gilt lediglich von der Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit der Sabschützer Einwohner vor 100 und 200 Jahren.

In der Chronik wird bezüglich dieses Punktes folgendes geschrieben: Die Bewohner unseres Kirchspiels haben um ihrer örtlichen Lage willen wenig Verkehr mit Fremden, die Schulbildung in früherer Zeit war sehr mangelhaft, auch litten die Einwohner sehr unter dem Drucke schwerer Arbeit und Armuth. Dem entsprechend war ihre Charakterbeschaffenheit keine gefällige und liebenswürdige; sie waren scheu, mürrisch, einsilbig, mißtrauisch, mitunter sogar grob, unbeugsam d. i. eigensinnig, unhöflich und hart gegen den Nebenmenschen. Darum standen sie in der Nachbarschaft in keinem guten Rufe. Allein, mit Unrecht wurde ihnen Uebles nachgeredet, sagt der Chronist. Wer die Sabschützer genauer kannte, mußte zugeben, daß der Grundzug ihres Charakters zwar derb, aber ehrlich, gerade und bieder war. Nur schwer schlossen sie mit Auswärtigen Freundschaft, nur schwer schenkten sie einem Fremden Vertrauen. Wenn jedoch solches geschehen war, dann hielten sie an dem Freundschaftsbunde fest, trotz entgegenstehender Schwierigkeiten.

Hierin unterschieden sich die Sabschützer auffallend von den Bewohnern des Nachbardorfes Leisnitz. Man pflegte zu sagen: wenn auf der Straße ein Fremdling mit Dir alsbald ein Gespräch anknüpft, so ist es gewiß ein Leisnitzer — geht aber der unbekannte Wandersmann still und ohne Gruß an Dir vorüber, so ist es ein Sabschützer! Die Leisnitzer und Schönauer werden geschildert als neugierig, zuvorkommend und vertrauensselig; die Königsdorfer und Sabschützer hingegen als karg und abgeschlossen, weshalb man vielfach den letzteren nachsagte, sie wären „stolz und eingebildet". —

Wer nicht sehr gesprächig ist, liebt auch nicht die Geselligkeit und das Gasthaus, deshalb war der Wirthshausbesuch früher in Sabschütz ein sehr mäßiger, es gab

nur wenige Gewohnheitstrinker. Nur des Sonntags Nachmittag kamen die Besitzer in der Gaststube zusammen, unterhielten sich über „dies und jenes und so dergleichen", vornehmlich aber über Landwirthschaft, machten dabei wohl auch ein Spielchen mit Karten oder Würfel. Der Einsatz war indessen niemals Geld, sondern man spielte in zwei Parteien um die Zeche. Die verlierende Partei bezahlte das Bier oder den Schnaps. Wenn dabei unter den jüngeren Personen einmal Zank oder lauter Streit aufkam, so trat ein älterer Bauer oder der Kretschmer sofort ins Mittel. Daß leichtsinnige Schulden im Gasthause gemacht worden wären, oder ein Besitzer seine Wirthschaft durch Spiel und Trunkenheit ruinirt hätte, davon habe ich in den Aufzeichnungen nichts finden können. Diese Schilderung kann also den „alten" Sabschützern gewiß nur zum Lobe gereichen, den „neuen" zur Nachahmung.

Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts hielten die Bewohner der hiesigen Parochie strenge fest an den väterlichen Sitten und Gebräuchen, sowohl im Familien- als im Volksleben. Auch diese wollen wir kennen lernen. Zunächst die Kleidung — welchen Schnitt, Werth und welches Aussehen sie hatte. Im Allgemeinen war die Tracht der Sabschützer dieselbe wie rings in den Ortschaften. An den Wochentagen während der Arbeit in Hof, Scheune und Feld, kleidete man sich höchst einfach und nothdürftig; die Kleider waren vorwiegend aus selbstgefertigter Hausleinwand vom Dorfschneider hergestellt. Der Mann trug eine rohe Leinwandjacke, ebensolche Beinkleider und ein wollenes Halstuch. Kopf und Füße waren im Sommer meistens unbedeckt. Desgleichen trugen die weiblichen Personen an den Arbeitstagen leichte, blau- oder grüngefärbte Leinwandröcke mit einem bunt gestreiften Kattun-Halstuch. Hingegen an Sonntagen beim Kirchgange,

sowie bei Familienfestlichkeiten, namentlich bei Hochzeiten und am Kirmeßtage, kam die eigentliche Tracht zum Vorschein.

Sehen wir uns einmal so eine „Dorfschönheit" im Sonntagskleide näher an. Schon von weitem sehen wir eine Menge fliegender und flatternder Bänder — mit viel Geräusch und sicherem Schritt stampft sie jetzt näher heran. Der weitbauschige Reifrock ist nicht gar zu lang, wir sehen daher, wie die Füße zunächst in weißwollenen Strümpfen und sodann in groben, kalbledernen Schnürschuhen stecken. Die Schuhe sind in Hotzenplotz auf dem Jahrmarkte für 2 Gulden gekauft, sie sind an den Sohlen mit „Hufeisen" und großköpfigen Nägeln beschlagen, damit sie sich nicht so schnell abnutzen. Außerdem sind sie mit Ruß und Fett glänzend schwarz eingeschmiert; sie sind sehr geräumig, denn außer den Füßen kommt im Winter noch eine Portion Siede oder Stroh hinein zum Schutz gegen die Kälte. Der gewaltige Reifrock hat an seinem unteren Theile einen Umfang von mehreren Ellen und ist aus buntfarbigen Wollstoffen verfertigt. Das eng anliegende Mieder oder „Leibchen" ist reichlich an den Schultern mit Watte gefüttert und ebenfalls aus buntblumigen Seiden- oder Wollstoffen hergestellt. Im Winter hat das Leibchen dickwattige Aermel und wird „Spenser" genannt. Im Sommer treten bei den unverheiratheten Weibsleuten die blanken Arme aus den Aermelöffnungen hervor. Bunte Schnüre halten das an der Brust mit breiten Goldtressen besetzte Leibchen zusammen. An den kurzen Aermeln flattern blaue, rothe und grüne Bänder. Den Hals umschließt eine 5—10fache Silber- oder Glasperlenkette. Nun sind wir beim Kopfe angelangt; der ist die Hauptsache beim Menschen in alter und neuer Zeit — wir müssen ihn daher genau untersuchen.

Da die Mädchen in früherer Zeit nicht, wie in der heutigen, ihre Stirn mit einem finsteren „Ponny" und dunklen Lockengekräusel verdeckten, so bewundern wir zuerst die schöne, offene Stirn; sie giebt dem ganzen Menschen den Ausdruck der herzgewinnenden Offenheit und Ehrlichkeit im Gegensatz zu den verworrenen Schleichzügen der modernen Stirnlocken. Mir wenigstens kommt es immer vor, als ob sich unter den buschig herabfallenden Lockenringel allerlei lockere Gedanken versteckt hielten, welche das Licht der Sonne scheuen. Wahrlich, die heutigen Modedamen haben keinen guten Geschmack bewiesen, daß sie zu den wilden Steppenpferdlein in die Schule gingen, um von ihnen Frisur zu lernen! — Nun aber schnell zurück aus dem Bereiche der wildwehenden Ponny-Locken zu dem Mädchen aus alten Tagen. Seine Stirn ist, wie gesagt, offen und unverschleiert. Genau in der Mitte des Scheitels fallen die Haupthaare nach beiden Seiten in schweren Strähnen auf die Schultern herab, in zwei lang geflochtene Zöpfe auslaufend. An den spitzen Enden der meist hellblonden Zöpfe flattern wiederum rothe und blaue Bänder. Auf dem edel geformten Haupte der Mädchen sitzt kokett eine goldgestickte Haube, welche mitunter einen großen Werth repräsentirt und von einer besonderen Haubenkünstlerin aus der Stadt angefertigt wurde. Das Häubchen bei den unverheiratheten Landmädchen ist so klein, daß rechts und links die Haarwellen hervorquellen und somit dem Kopfe ein malerisches Aussehen geben. Zur Erhöhung der Schönheit dienen abermals lange, seidene Bänder, die in buntem Farbenwechsel um Kopf und Schultern wirbeln. Kommt dazu noch eine angenehme Gesichts- und Körperbildung, so ist die „Dorfschönheit" vollendet.

Will man sein Aeußeres noch mehr herausputzen, so werden bei den reichen Bauernmädchen die Hemdsärmel mit kostbaren Spitzen und blumigen Nadelstickereien ver-

ziert, Häubchen, Mieder und Bänder mit blitzenden Perlen besetzt. Desgleichen sind die Ohrgehänge der Frauen und Mädchen oft sehr werthvolle Schmucksachen. Während der Wintermonate wird anstelle der leichten Haube eine prächtige, mit weißem Kaninchenfell umbrämte Pelzmütze getragen, deren Geldwerth sich oft bis auf 10 Thaler beziffert.

„Das Weibervolk, Frauen wie Jungfrauen — sagt der Pfarrer Schindler — treiben heut sehr vielen Aufwand mit Seidenbändern, Lyon'schen Spitzen und russischen Zobelpelzen." Auch anderwärts liest man in geschichtlichen Abhandlungen, daß in Stadt und Land gerade von Frauen übertriebener Luxus geführt wurde. Sogar Staatsgesetze wurden erlassen, um der unnöthigen Kleiderpracht entgegen zu treten; wer sich über seinen Stand kleidete, mußte eine besondere Steuer zahlen. Es half jedoch Alles nichts; auch die Prediger in den Kirchen kämpften vergeblich gegen die weibliche Kleiderhoffart, vornehmlich in den großen Städten.

Nicht soviel Aufwand in der Bekleidung machten die Männer. Die erwachsenen männlichen Personen in den oberschlesischen Dörfern, also auch in Sabschütz, trugen einen cylinderartigen Hut mit kurzen Bändern, noch lieber aber eine niedrige Mütze aus Schafpelz. Unsere Chronik schreibt: Durch Dreiviertel des Jahres tragen die Männer einen Schafpelz und ebensolche Mütze; die alten und armen Leute tragen den Pelz in der Gestalt eines gewöhnlichen Schaf-Felles, die gegerbte Haut des Felles nach außen gerichtet, daher der Name „Zippelpelz". Im Hochsommer bekleiden sich die Mannsleute an Sonn- und Festtagen entweder mit einer kurzen lichtblauen Tuchjacke, reichlich mit breiten Silberknöpfen besetzt, oder mit einem deutschen langschößigen Gehrocke. Die Tuch- oder Pelzhosen reichten bis kurz unter das Knie und wurden vermittelst Schleifen an die langen Rohrstiefeln befestigt. Die Weste war roth oder blau und lugte unter der kurzen

Jacke hervor. War der Mann reich und eitel, so ließ er seine gelbe Lederhose an den Hüften mit bunten Stickereien besetzen, wie wir solches auch an der schwäbischen und tiroler Tracht sehen.

Die Sabschützer Männer ließen für gewöhnlich nicht den Bart wachsen, sondern waren glatt rasiert. Daher kann man unseren Männern nicht nachsagen, was in anderen Gegenden, insbesondere in Städten, von den damaligen Schriftstellern beklagt wird, daß nämlich die bärtigen Jünglinge vor Uebermuth nicht mehr recht wüßten, welche Form sie dem Barthaare geben sollten. „Die jungen Herren wußten allerlei an ihrem Bart zu stutzen und zu zupfen, zu kräuseln und zu drehen, zu wischen und zu ziehen. Da giebt es Wickel- nnd Zwickelbärtchen, Kinnzäpfchen, ein Nudel-, Sprudel- und Pudelbärtchen, ein Schneckenbärtel, ein Maikäfer- und Fliegenbärtel, ein Entenwädele, ein Spitz und Schmalbärtel, ein Schutz-, Trutz- und Schmutzbärtel, ein Zucker-, Butter- und Bäckerbärtel, einen „Sorgenstreicher," ein Sonntags- und Osterbärtel, ein Lill- und Drillbärtel," wie ein Geschichtsschreiber jener Zeit erzählt. [Annegarn. Bd. 7.] Man ersieht daraus, Modenarren und Stutzer hat es jederzeit gegeben; zu bedauern ist es, daß alle Moden der Städter allmählig auch von den Dorfbewohnern nachgeäfft werden. Wie heute, so war auch schon vor 200 Jahren Frankreich in der Modethorheit tonangebend — und der Deutsche hat es immer getreulich nachgeahmt. Daher geißelt ein Humorist diese lächerliche Nachäfferei mit folgenden Versen:

„— Sollte ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut zu tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch!
Gebt acht, der Deutsche thät es sicherlich auch. —"

Das Familienleben, speziell die Erziehung und Ueberwachung der Kinder im elterlichen Hause, war in

alter Zeit streng geregelt nach den Grundsätzen unserer heiligen Religion. Es kamen allerdings auch Abweichungen vor — wer wollte das leugnen? Unkraut, Auswüchse, Laster, Bosheit, Gebrechen, Mißverstand und Unverstand hat es allzeit gegeben und wird es auch in Zukunft geben. Indessen, abgesehen von diesen Ausnahmen, hatten Religion, Gottesfurcht und gute Sitte in alter Zeit doch den ersten Platz im Famlienkreise; man konnte in Wahrheit reden von einer „christlichen" Familie, von einem „christlichen" Hause.

„Das christlich hus (Haus) soll ein christlich tempel syn, vorab an suntagen und anderen heiligen tagen, da sullen vatter und mutter, kinder, knecht und meyde, alt und jung, by einander syn und gott loben, beten und lesen; nit minder singen, spilen und frohlich syn!" So heißt es in einem alten Hausbuche („Seelenfürer") vom Jahre 1498. Dies wurde in den meisten Familienhäusern gewissenhaft befolgt; das religiöse Moment kam vorzugsweise zum Ausdruck in den gemeinschaftlichen Gebeten. Das Tischgebet wurde ebenso bei auswärtigen Gastmählern, wie zu Hause verrichtet. Menschenfurcht und falsche Scham hatten keinen Einfluß auf solch treue Beobachter der religiösen Vorschriften. Unmittelbar vor dem Essen, wenn schon die dampfende Schüssel aufgetragen war, erhob sich der Hausvater, mit ihm alle Kinder und Knechte — gemeinschaftlich beteten alle einen kurzen Tischsegen. Das Fleisch wurde zumeist vom Vater an die einzelnen Tischgenossen ausgetheilt. Mußte ein neues Brot angeschnitten werden, so wurde auf die Rückseite desselben mit der Messerspitze erst ein Kreuzzeichen gemacht. Ueberhaupt galt das Brot als eine Art Heiligthum; es durfte nie auf den Tisch geworfen, sondern sanft niedergelegt, es durfte von den Kindern niemals zerkrümmelt, an manchen Orten auch nicht den Thieren vorgelegt werden, vielmehr galt es vorzugsweise als Speise für die Menschen. Beim

Essen mußten Alle mit den empfangenen Speisen zufrieden sein, Murren oder Tadeln wurde bestraft mit Wegnahme der Teller und dergleichen.

Beim Schlafengehen besprengten sich alle Hausgenossen mit Weihwasser, desgleichen ward auf die Verrichtung des Abend- und Morgengebetes gesehen. Wer des Sonntags den Gottesdienst leichtsinnig versäumte oder sich unehrerbietig betragen hatte, bekam kein vollständiges Mittagessen. Auf diese Weise prägte man frühzeitig dem Kindesgemüthe Liebe zu Gott und werkthätigen Glauben ein. Durch tägliche Gewöhnung, durch das treffliche Beispiel der eigenen Eltern, lernten die Kinder die Gebote Gottes hochschätzen und befolgen, und wahrlich nicht zum Schaden der Eltern. Wie der Staat glaubens- und sittenlose Bürger am meisten fürchten muß, so winden sich auch Eltern durch schlechte Kindererziehung selber die Ruthe, womit sie einst gestraft werden. Der viel genannte Grundsatz: ein gutes Kind erzieht sich selber, und an einem schlechten Kinde ist doch alles vergeblich! Dieser Grundsatz ist falsch. Man sollte erwarten, daß christliche Eltern doch wenigstens ebensoviel Sorgfalt auf ihre Kinder in geistiger Beziehung verwendeten, wie ein Gärtner auf seinen Garten, den er bebaut, besäet, bereinigt und bewacht. Allerdings wurde in alter Zeit nicht nur von der Kirche, sondern auch durch echt christliche Schul- und Staatsgesetze die wichtige Kunst der Kindererziehung kräftig gefördert. In der Werkstatt des Künstlers, wie in den bürgerlichen Häusern, auf dem Schlosse der Adeligen wie in der bäuerlichen Hütte, ward die religiöse Erziehung nach den gleichen Grundsätzen geübt. Ja, das „christliche Haus" war in der That ein „christlicher Tempel"; es zeigte sich dies auch in der Behandlung der Dienstboten.

Ich will nicht sagen, daß heute das Gesinde in Stadt und Land schlecht behandelt wird, im Gegentheil, die körperliche und leibliche Pflege derselben ist zehnmal besser

als vor 200 Jahren. Aber Eines fehlt heute vielfach, nämlich der religiöse Einfluß der Herrschaften auf die Untergebenen, wobei freilich die letzteren selber die Hauptschuld tragen. Vor Zeiten hatten die Beziehungen zwischen Herrschaft und Dienstboten einen sehr intimen, freundschaftlichen Charakter. In der ehemaligen Familie war der Dienstbote kein Fremdling, der heute hier und morgen in einem anderen Hause sich zu Tische setzte. Seine Treue, Anhänglichkeit und Ergebenheit erwarben ihm bald die Freundschaft der Familienmitglieder. Wie ein Freund nahm er Theil am Wohl und Wehe seiner Herrschaft; er aß an demselben Tische mit seinem Herrn und wechselte nur im äußersten Nothfall seinen Dienst. — „Ich fürchte, lieber Herr, daß es im Himmel keine Dienstboten giebt, und daß ich dann nicht mehr das Glück haben werde, Euch weiter bedienen zu können," so sprach einmal ein alter, treuer Knecht auf dem Sterbelager zu seinem theilnehmenden Herrn.

Wie bei der Kindererziehung, kam auch bei der Ueberwachung der Dienstboten das Staatsgesetz in alter Zeit den Hausherrn zu Hilfe. Es ist wichtig, zu hören, was eine staatliche Gesindeordnung mit Bezug darauf anordnet: „Die Knechte sullen an allen suntagen und gebotenen feirtagen die ganze meß un predig hören, und keiner vor der meß weg gehn. Welcher ohn erlaubung weg geht oder nit gantz meß und predig hört, demjenig soll man zum Imbis (zu Mittag) kein fleisch geben oder soll ihm fünf schillinge abnehmen. — Item es soll der hussherr achtung geben, so oft das gesind zu tisch sitzt und essen will, soll er mit einem stab zum beten auf den tisch klopfen. Item, wann man das Ave läutet, soll er das gesind zum beten vermahnen, und welcher darüber nit gehorsam leistet, der soll auch gestraft werden umb einen batzen." *)

*) Vergl. Cetty: „Die alt-elsässische Familie", ein sehr lehrreiches Buch für Hausväter, Meister ꝛc.

Eine Scene voll Glauben und tiefer Rührung wiederholte sich in der alten christlichen Familie, so oft ein Vater oder eine Mutter oder die Großeltern zum Sterben kamen. Das katholische Volk, besonders auf dem Lande, war in alter Zeit hoch überzeugt von der heiligen Kraft des Priestersegens und vor Allem auch des Vatersegens. Bei wichtigen Ereignissen, beim Eintritt in einen neuen Dienst, in einen neuen Lebensstand, oder wenn der Wanderbursch in die weite Welt hinauszog, wurde immer zuerst der Segen der Eltern erbeten. „Der Segen des Vaters erbaut den Kindern Häuser" d. h. er trägt viel bei zum leiblichen Wohlergehen. Nach der Ansicht des hl. Ambrosius ist des Vaters Segen gleichbedeutend mit Gottes Segen. Davon war man fest überzeugt; man hatte das Glück des elterlichen Segens, sowie das Elend des elterlichen Fluches oft und oft im Erdenleben erfahren. Darum begehrte der fromme Sohn weit mehr des Vaters Segen, als des Vaters Vermögen.

Wenn daher der alte Vater aufs Sterbelager geworfen wurde, wenn man seinen Tod herannahen fühlte — wie eilten alsdann alle seine großen und kleinen Kinder herbei, um noch einen letzten Segensspruch aus dem Munde des sterbenden Vaters zu vernehmen! Mochte auch der Sohn oder die Tochter meilenweit entfernt sein, bei der Trauerbotschaft kamen sie alle ins väterliche Haus. Welch' ein ergreifender Augenblick, wenn die ganze Familie weinend und schluchzend das Sterbebett umstand, wenn dann der älteste Sohn zuerst niederkniete und nach ihm alle übrigen Anwesenden, auch die Dienstboten des Hauses, um von dem sterbenden Hausherrn den Segen zu empfangen! Gewöhnlich bestand die Segenshandlung darin, daß der Vater dem Kinde die Hand auf das Haupt legte, einige Worte des Trostes und der Ermahnung aussprach und sodann mit Weihwasser das hl. Kreuzzeichen auf dessen Stirn machte. —

Mit welchem Wohlgefallen wird der himmlische Vater auf jene irdischen, frommen Väter herabgeschaut haben, welche ihren Kindern als bestes Erbstück den Segen des Himmels erflehten? Denn was nützt dem Menschen irdisches Geld und Gut, wenn ihm der göttliche Segen fehlt? Zum Danke küßte man mit Ehrfurcht noch einmal des sterbenden Vaters erstarrte Hand; noch ein letzter Abschiedsgruß, ein letzter liebevoller Blick — und die Seele des Verstorbenen ging vor den Richterstuhl Gottes, begleitet von den heißen Gebeten der Hinterbliebenen. So stirbt der Gerechte; sein Sterben ist kein von Angst und Schrecken begleiteter Tod, sondern vielmehr ein sehnsüchtiges, freudiges Hinüberschlummern in das bessere, glücklichere Jenseits, wo es für den „Guten" keine Thränen, keine Trauer und Klagen mehr giebt. — Wie gestaltete sich nun das christliche Begräbniß in alter Zeit?

Das christliche Begräbniß wird unter genauer Aufrechterhaltung der alt-üblichen Gebräuche und Ueberlieferungen vollzogen. Selbstverständlich hielt man streng darauf, daß der Sterbende rechtzeitig die hl. Sakramente der Buße, der Krankenölung und die hl. Wegzehrung empfing, und daß der Verstorbene nach den Vorschriften der Kirche Jesu Christi begraben wurde.

Uns liegt jedoch vorzugsweise daran, die „häuslichen Gebräuche" bei der Beerdigung kennen zu lernen. In der Behandlung der Leichen in alter und neuer Zeit hat sich meines Erachtens nicht viel geändert. Wie schon die ersten Christen die Leiber ihrer verstorbenen Angehörigen in weiße Linnen einwickelten, sie mit wohlriechenden Salben und Kräutern bestrichen und unter frommen Segenswünschen ins Grab legten, so geschah es im christlichen Volke immer: aus der Erde ist der Leib gebildet, in den Schooß der Erde soll er wieder zurückkehren. An dem barbarischen Gedanken, die Leichen im Feuer zu verbrennen, kann nur ein modernes Heidenthum Geschmack

finden, welches auch hierin zum Christenthum in offenen Gegensatz treten will. Unsere Vorfahren waren tief durchdrungen von dem geoffenbarten Glaubenssatze, daß die Leiber der Verstorbenen aus den Gräbern am jüngsten Tage auferstehen werden. Darum gingen sie mit der Leiche in heiliger Scheu und in liebender Ehrfurcht um; der Leichnam wurde sauber gewaschen, jedoch mit sorgfältiger Bewahrung der Schamhaftigkeit — wie es auch die selige Katharina Emmerich vom Waschen des Leichnams der allerseligsten Jungfrau Maria berichtet.

Sodann bekleidete man die Leiche entweder mit einem bis auf die Füße reichenden, weißen Sterbekleide, oder mit einem Sonntagsgewande. Die Hände wurden über der Brust gefaltet und mit einem geweihten Rosenkranze umwickelt. Die unverheirathet gestorbenen Personen erhielten außerdem noch einen bräutlichen Schmuck: einen grünen Myrthenkranz aufs Haupt, einen Blumenstrauß auf die Brust. Den verheiratheten weiblichen Personen ward eine weiße Haube über den Kopf gezogen. So schlummerten sie im hölzernen Sarge, von liebender Theilnahme mit kleinen Heiligenbildchen überdeckt, wodurch recht anschaulich der fromme Wunsch zum Ausdruck gelangte, die Seele des Verstorbenen möge durch die Fürsprache der lieben Heiligen recht bald unter die Schaar der glücklichen Himmelsbewohner aufgenommen werden.

Während in dieser Weise die Vorbereitungen für das Begräbniß getroffen wurden, ging die sogenannte Leichenbitterin von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, überall die Verwandten und Bekannten von dem Todesfall in Kenntniß setzend und im Auftrage der Hinterbliebenen sie zur bevorstehenden Beerdigung einladend.

Die „Leichenbitterin," für gewöhnlich eine arme, ältere Frau, erinnert mich an die alten Klageweiber, welche ausschließlich den Zweck hatten, an der Bahre des Verstorbenen recht laut zu klagen und recht ergiebig zu weinen — da-

zu wurden sie ja gemiethet und bezahlt. Auch unsere Leichenbitterinnen verstanden das Weinen und Jammern vortrefflich; wo sie nur immer in ein Haus eintraten, da sprachen sie mit Rührung von den großen Tugenden und Verdiensten des Verstorbenen, zerdrückten pflichtgemäß einige Thränen, und ersuchten endlich die betreffenden Hausbewohner doch ja recht zahlreich beim Begräbniß erscheinen zu wollen. Als Geschenk bekam die Leichenbitterin entweder ein Geldstück oder Speisevorräthe. War der Verwandtschaftskreis des Dahingeschiedenen groß, so machte die Leichenbitterin ein nicht unbedeutendes Geschäft, weshalb in jedem Dorfe mehrere Personen dieses Ranges und Standes zu finden waren.

Zu erwähnen ist noch, daß in einzelnen Ortschaften der hiesigen Umgegend dem Leichname verschiedene Gegenstände in den Sarg mitgegeben wurden, z. B. ein Weidenzweig, ein Stückchen Brot, einige Kupfermünzen, ein Kamm, eine Nähnadel mit Zwirn, Schmucksachen und dergl. Vielfach geschah dies in abergläubischer Weise, es waren noch Ueberreste von altheidnischen Gebräuchen, von den alten Germanen herstammend. Am bestimmten Tage ward die Leiche von den nächsten Anverwandten unter zahlreicher Antheilnahme zur Kirche getragen.

Im Gotteshause, während des Todtenoffiziums, stellte man auf den mit einem einfachen Kreuze geschmückten Sargdeckel einen Todtenkopf, um den Sarg herum aber stellte man in ganz früheren Zeiten verschiedene Todtenbilder, aus Holz verfertigte Skelette, trauernde Genien und anderes mehr. Als dieser Unfug von den kirchlichen Rubriken verboten wurde, zündete man Kerzen an und stellte sie rings um die Bahre, den gläubigen Christen hierdurch deutlicher an das „ewige Licht" zu erinnern. Einen eigens angestellten und besoldeten Todtengräber gab es in älterer Zeit nicht; wie überall in Oberschlesien wurde auch in Sabschütz damals das Grab von den jedesmaligen Anverwandten des Verstorbenen gegraben. Es war das ein letzter Liebesbeweis für den Todten und erforderte etwas mehr Opferwilligkeit, als die heute übliche „stille Theilnahme". Die kirchliche Forderung, die „Todten begraben", befolgte man also früher thatsächlich im wörtlichen Sinne, während man es heutzutage dem bezahlten Todtengräber überläßt; ebenso wie das „Fremde beherbergen" dem geldfordernden Gastwirthe.

Sobald der kirchliche Theil des Begräbnisses vorüber war, trat der weltliche d. h. der fidele, feucht-fröhliche Theil in sein Recht. Nicht etwa nur in der Sabschützer Parochie, sondern überall auf dem Lande war und ist es eine althergebrachte Sitte, der Leichenbegleitung eine Begräbnißmahlzeit herzurichten. Je nach dem Stande und Range des Verstorbenen war das „Todtenmahl" einfacher oder komplizirter. Der kleine Mann gab den Begräbnißleuten Butterbrot mit Käse und Schnaps; der reiche Mann hingegen ging über alle Grenzen der Mäßigkeit hinaus. Von einer Todtentrauer war alsdann nicht das Geringste mehr zu bemerken, es herrschte im Gegentheil eine recht animirte, heitere, beinahe unsinnig ausgelassene Stimmung. Jede Ermahnung von kirchlicher Seite blieb erfolglos, auch die sonst einsichtigeren Leute konnten von dieser fest eingewurzelten Sitte nicht abgebracht werden, bezw. wollten der allgemeinen Gewohnheit nicht entgegen treten.

Unsere Chronik sagt: Das Begräbniß wird hier bei Arm und Reich so feierlich als möglich gehalten. Bei der Beerdigung junger, unverheiratheter Personen gleicht das „Todtenmahl" schon mehr einem „Hochzeitsmahle", namentlich bei den wohlhabenden Besitzern. Auch heute noch pflegt man die Begräbnißfeierlichkeit einer jugendlich verstorbenen Person die „Hochzeit" zu nennen, und demgemäß auch äußerlich glänzend zu feiern. Das einzige Gute und Lobenswerthe daran war, daß man in früheren Zeiten beim Ableben eines

Jünglings oder einer Jungfrau der Kirche ein größeres Geschenk aus dem Nachlaßvermögen übermachte; es war dies das „Brautgeschenk" des Verstorbenen an die Kirche.

Auf Grabdenkmäler und Inschriften wurde in unserer Gegend nicht gar viel Werth und Gewicht gelegt. Ein vom Dorftischler, oder vom Dorfschmiede verfertigtes hölzernes resp. eisernes Kreuz mit einer runden, schmucklosen Inschriftstafel, das war das einzige Denkzeichen, welches übrigens nur auf den Gräbern der Reichen zu finden war. Die prunkvollen Marmortafeln und Marmorkreuze mit vergoldeten Inschriften und „Photographien" sind erst eine Erfindung der neueren Zeit, wenigstens auf den ländlichen Kirchhöfen.

Einen freudigen Zug in den gewohnten Gang des Alltagslebens brachten die kirchlichen Festtage, sie hatten einen wesentlichen Einfluß auf das gesammte Volksleben in alter Zeit. Das christliche Volk hing ja damals so innig mit der Kirche zusammen, es betrachtete die Kirche als seine gute, für das leibliche und geistliche Wohl besorgte Mutter. Darum nahm es lebendigen Antheil an Freude und Leid der Kirche. Von Anfang an war die Kirche bemüht, dem Volke auch freudige Feste zu bieten, um den Aufenthalt im Gotteshause Allen recht lieb und angenehm zu machen. Sie ruft den Christen nicht bloß immer zu: thuet Buße! — sondern fordert ihn auch sehr oft auf: freuet euch im Herrn! Dem Geiste und Herzen, dem Auge und Gehör recht viel Freude und Abwechselung zu bereiten, darauf hin zielt der ganze katholische Cultus in allen seinen Formen und Farben. Hat doch der kirchliche Cult alle irdischen Künste und Wissenschaften in seinen Bereich gezogen: Dichtung, Malerei, Gesang und Musik, die Schönheit der Sprachen, der Töne und Farben! Damit sucht die Kirche auf den äußeren und innerlichen Menschen einzuwirken, ihn ganz für sich zu gewinnen, um dann den ganzen Menschen mit Leib und Seele dem

allerhöchsten Gotte zuzuführen. Und thut die heilige Kirche damit ein Unrecht? Kann es ihr jemand im Ernste verübeln, wenn sie den ganzen Menschen läutern und heiligen will? Gewiß, nur Haß und Neid können diese erhabene Absicht verdächtigen und benörgeln! Der unbeeinflußte Mensch aber wird sich zur wahren Gotteskirche unwillkürlich hingezogen fühlen, er wird ihr folgen, ebensowohl wenn sie zur Buße, wie wenn sie zu Freudenfesten ruft.

In alter Zeit war das ganze private und öffentliche, ich möchte auch sagen, das geschäftliche und wirthschaftliche Leben nach den kirchlichen Festtagen geregelt. Selbst unser heutiges gesellschaftliches Leben, soviel Mühe man sich auch giebt, kann sich doch nur schwer den Fesseln dieser „kirchlichen Knechtschaft" entwinden. Am St. Johannis- und Michaelistag zahlte man Zinsen und Abgaben, da schloß man die gerichtlichen Mieths- und Kaufkontrakte; am Thomastage (21. Dezember) verdingten sich Knechte und Mägde; zu Georgi und Martini begann die Schule ihr Sommer- und Wintersemester; zu Allerheiligen gab man den Hirten und Feldarbeitern den Lohn ꝛc. Desgleichen hatte auch der Landmann eine ganze Reihe von kleineren und größeren kirchlichen Festtagen, die entscheidend waren für Aussaat und Ernte, für günstigen und ungünstigen Erfolg. Die bekannten Wetter- und Bauernregeln, wie sie in jedem Kalender enthalten sind, schließen zumeist an die Heiligenfeste an: z. B. „Regnet's an St. Barnabas (11. Juni,) schwimmen die Trauben bis ins Faß!" oder: „St. Ägidi (1. September) Sonnenschein, bringt vier Wochen hell und rein! — St. Barbara (4. Dezember) kalt mit Schnee, verspricht viel Korn auf jeder Höh'!" Es würde zu weit führen, wollte ich den großen Einfluß der kirchlichen Tagzeiten auf das praktische Leben näher schildern. Eine neue Frage ist: wie betheiligte sich das Volk an den kirchlichen Feiertagen und kirchlichen Gebräuchen? Allgemein wurde der Gottesdienst mit Eifer

und Andacht besucht; Sonntagsentheiligung kam fast nie und nirgends vor, auch nicht unter den Handwerkern. Die Furcht vor der göttlichen Strafe, die eigene Gewissenhaftigkeit, das gute Beispiel der Nebenmenschen und die Macht der Gewohnheit hielt einen jeden ab von der abscheulichen Sonntagsschändung.

Anlangend die kirchlichen Gebräuche ist folgendes aus früherer Zeit zu erwähnen, wobei ich den Wortlaut der Chronik möglichst beizubehalten suche: Der Neujahrsumgang (Colleda) und Einsegnung der Häuser wird in einigen Parochieen sehr langsam bewerkstelligt, sodaß drei bis vier Wochen darüber verstreichen, in anderen wieder so schnell, daß in sechs bis sieben Tagen der Umgang beendet ist. Das Emolument hierbei ist sehr gering; in mittleren Pfarreien betragen die Einnahmen 12—15 Thaler für den Pfarrer, während der Kaplan: Erbsen, Flachs und Kuchen als Geschenke erhält. Der Pfarrer versteuert die Colleda; es ist angenommen, daß der Bauer für eine Hufe Acker 4 Silbergroschen, der Gärtner 1 Sgr., der Häusler 1/2 Sgr. entrichtet. „Für feinfühlende Seelsorger (Wortlaut der Chronik) ist dieser Umgang immer lästig, sogar der Gesundheit schädlich, da der Geistliche in seiner leichten Amtskleidung aus den übermäßig geheizten Stuben plötzlich in die kalte Winterluft auf die Straße hinaustreten muß. Man wünscht fast allgemein, dieses undelikaten Besuches überhoben zu sein, um so mehr, weil in Gegenwart des Schullehrers und der Ministranten wenig Gelegenheit zu seelsorgerischen Erkundigungen, Ermahnungen 2c. vorhanden ist. Unter dem Landrath Haugwitz ist ein Versuch gemacht worden, die Neujahrsumgänge abzuschaffen, mit dem Hinweis, daß auch der Schulunterricht darunter leide. Indeß hat man kein bestimmtes Resultat erreicht." —

In manchen Ortschaften z. B. in Leisnitz werden am Neujahrstage die Kinder von ihren Pathen bewirthet und

mit Kuchen beschenkt. Ein großer Theil der Dorfbewohner wird an diesem Tage durch das „Wandern" der Dienstboten sehr in Anspruch genommen, so daß die Heiligkeit des Festtages viel darunter leidet.

Am Tage des hl. Blasius, sowie am Aschermittwoch, kommt das christliche Volk allgemein, ohne Unterschied des Alters und Standes, zum Blasiussegen bezw. zur Einäscherung. Der Charfreitag war ein Tag der strengsten Buße und der tiefsten Trauer; das hl. Kreuz wird fleißig besucht und fromm verehrt. Jeder Katholik weiß, und wenn er es nicht wissen sollte, wird er häufig darüber belehrt, daß die Verehrung und Kniebeugung nicht dem Bilde oder Holze gilt, sondern unserem göttlichen Heilande Jesus Christus, welcher an diesem Tage durch den Kreuzestod die ganze Menschheit erlöst hat. Damit auch die kleinen Kinder die unerläßlich nothwendige Wahrheit von der Erlösung am Kreuze sich recht gut einprägten, wurden in manchen Dorfschaften von den frommen Müttern verschiedene Geschenke unter das Kreuzbild gelegt und den Kindern beim Kreuzküssen verabreicht. Es war dies einerseits ein Sinnbild der großen Kreuzesgnaden (in cruce salus), andererseits eine Aneiferung zur beständigen Kreuzesliebe.

In ganz alter Zeit fanden am Charfreitage öffentliche Bußprozessionen statt. So zogen in Leobschütz und auch anderwärts die sogenannten Kreuzträger von der Pfarrkirche über den Ring nach der Klosterkirche der Franziskaner. Es war dies eine Art Passionsspiel. Die männlichen Kreuzträger waren angethan mit rauhen Bußkleidern, das Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt, barfüßig, ein schweres Kreuz tragend und sich mit scharfen Geißeln schlagend. Das begleitende Volk sang das „Miserere" oder andere entsprechende Trauergesänge. Was damals einen tiefen Eindruck machte, das würde heute auf Viele lächerlich einwirken, weil Vielen der

lebendige Glaube, die demüthige Andacht und das Bedürfniß nach Buße abgeht — deshalb sind diese öffentlichen Aufzüge später untersagt worden.

Wohl in allen Ortschaften Oberschlesiens und des benachbarten Polens herrschte früher die Sitte, am Lätare-Sonntage den „Götzen" oder „Tod" aus dem Dorfe hinauszutragen. Der uralten Volkssitte liegt eine religiös-historische Wahrheit zu Grunde. Gegen das Ende des 10. Jahrhunderts wurden nämlich die vordem noch ganz heidnischen Länder Polen und Schlesien für das Christenthum gewonnen; Fürsten und Volk ließen sich taufen und entsagten dem Götzendienste. Am Sonntag Lätare wurden die hölzernen Götzenbilder aus den heidnischen Tempeln unter großem Volksandrange hinausgetragen und entweder verbrannt oder in den Fluß gestürzt.

Zur Erinnerung an das Austreiben des Heidenthums und an den Einzug des Christenthums erhielt sich im Volke bis auf unsere Zeit der Gebrauch des „Todaustreiben". Alljährlich am 4. Sonntag in der Fastenzeit versammelte sich nach dem Gottesdienst die Dorfjugend; es wurde eine aus Lumpen und Stroh verfertigte Figur auf eine hohe Stange gesteckt. Diesen „Popanz", ein Symbol des heidnischen Götzenglaubens, trug man sodann in feierlich-ernstem Aufzuge aus dem Dorfe hinaus ins Freie, wo die Figur entweder verbrannt oder von der jugendlichen Schaar in kleine Stücke zerrissen wurde. Unterdessen hatten die Mädchen schon eine andere Figur herausgeputzt: die sogenannte „Braut". Sobald nun der häßliche „Götze" gestürzt war, wurde die schöne „Braut" mit Kranz und seidenen Bändern, mit Jubel und Gesang ins Dorf zurückgetragen und dadurch der Einzug des schönen Christenthums versinnbildet. Allerlei Geschenke, Süßigkeiten und Eßwaaren, von den Hausmüttern verabreicht, bildeten den Lohn an die lustigen Sänger. — Man

will die „Brautprozession" am Lätare-Sonntag auch als den Einzug des schönen Frühlings erklären. —

In neuester Zeit ist dieser Volksbrauch theils ganz verschwunden, theils ist er zusammengeschrumpft auf einzelne mit buntem Papier und Bändern geschmückte „Maienbäumchen" d. i. verzierte Tannenzweige, die von den ärmeren Kindern unter Gesang von Haus zu Haus getragen werden, um einige Pfefferkuchen als Geschenke zu empfangen. Ich sehe nicht ein, warum man diese an und für sich ganz unschuldige Freude unseren Dorfkindern nehmen will, zumal die alten Volksbräuche doch immer noch eine gewisse religiöse Grundlage haben. Verweigert man dem Kinde die Theilnahme an derartigen erlaubten Freuden, so raubt man dem kindlichen Gemüthe meistens auch das Interesse an den religiösen Uebungen; es wird zur stumpfsinnigen Maschine: die Zukunft liegt öde und freudenlos vor des Kindes Blick, seine geistige Schwungkraft erlahmt, besonders wenn man für die entzogenen Freuden keine neue zu bieten vermag.

In Kirche und Schule und Vaterhaus genießt das Kind, namentlich das Dorfkind, heutigen Tags nur wenige Freuden und Belustigungen. Frühzeitig wird es vollgepfropft mit Wissenschaft, mit unverstandener und unverdauter Wissenschaft; davon wird es am Ende so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum! Der goldene Mittelweg bei jedweder Sache ist eben schwer zu finden und inne zu halten. Während dem Kinde in früherer Zeit oft die allernothwendigste Wissenschaft fehlte, wird ihm heute davon gar zu vieles und unbrauchbares eingepumpt.

Kehren wir jetzt wieder zurück zu den religiösen Volksgebräuchen der älteren Zeit. Hatte das Kind sich für kurze Zeit erheitert an dem „Todaustreiben", hatte es sodann unter Fasten und Gebet die traurig-ernste Char-

woche verbracht, so harrte schon wieder ein schönes Freudenfest für die Jugend: der Ostermontag. Wessen Kindesherz schlägt nicht höher beim Gedanken an das „Schmack-Ostern?" Nach einer alten Sitte zogen die Knaben von Sabschütz, wie es auch anderwärts üblich war, schon beim Morgengrauen mit einer langgeflochtenen, mit bunten Bändern geschmückte Ruthe in die einzelnen Häuser. Wo sich ein Mädchen blicken ließ, sprangen die Knaben herbei und schlugen es mit der „Schmackosterruthe" sanft, manchmal auch unsanft, auf die Schultern. In manchen Ortschaften unserer Nachbarschaft werden die Mädchen auch mit Wasser begoßen. Wie diese Sitte zu erklären, und woher der Name „Schmackostern" abzuleiten ist, darüber giebt es verschiedene Meinungen, welche wir jedoch nicht erst näher untersuchen wollen. Soviel steht fest, daß die männliche Jugend schon ein halbes Jahr im Voraus an dieses „Fest" mit lebhafter Freude dachte. Die phantastisch bemalten „Ostereier", die süßduftenden Apfelsinen und andere Naschwaaren, welche zu Ostern als Geschenke vertheilt wurden, gaukelten schon lange in den Träumen der Kinder, und derohalben ward auch das Osterfest mit heiliger Sehnsucht erwartet. — Wieder vergingen einige Wochen, und es kam der Pfingstmontag; er brachte den Sabschützern ein neues Volksfest und somit auch neue Freuden, insbesondere den Pferdejungen.

Unter den „Pferdejungen" sind hier nicht bloß die jüngeren Dienstknechte zu verstehen, sondern auch die halberwachsenen Bauernsöhne, welche auf dem väterlichen Gute die Pflege der Pferde übernehmen mußten. Auch diese jungen Leute wollten im Laufe des Jahres ein Freudenfest haben; der Pfingstmontag brachte ihnen die erwünschte Freude. Zunächst erschienen — wie der Chronist schreibt — sämmtliche Pferdejungen in feierlichem Aufzuge mit Musik zum Hochamte, nahmen auf den vordersten Plätzen, nahe beim Hauptaltare, ihre Stellung ein und veranstalteten

zum Offertorium einen Opfergang um den Altar. Das Wunderliche, oder vielmehr das Ungeziemende bei diesem Opfergang war, daß die Pferdejungen anstatt der brennenden Kerzen: ihre mit rothen Bändern und Blumen geschmückten Peitschen in Händen hielten. Indem dadurch die Peitsche eine gewisse Weihe erhielt, sollte der Segen Gottes auch über jene Thiere herabkommen, welche mit der Peitsche dirigiert und traktiert werden, nämlich über die Pferde, die des Bauern werthvollstes Gut und der Pferdejungen größter Stolz waren. Das wenigstens war die Intention des kirchlichen Opferganges. Pfarrer Schindler nennt es „eine schändliche Unart" und er hat Sorge getragen, daß diese Ungeheuerlichkeit in Zukunft vom Gotteshause ferngehalten wurde.

Nach dem Gottesdienste am Pfingstmontage begann aber erst die eigentliche Festfreude der Pferdejungen: das sogenannte Pfingst- oder Königsreiten. Jeder Bauer stellte ein junges, muthiges Pferd; die jungen Leute sollten nun eine Probe ihrer Geschicklichkeit im Reiten ablegen. Draußen auf den „Sammelbergen" (noch heute so genannt) versammelten sich die Dorfbewohner, dorthin kamen auch die Pferdejungen mit ihren Rossen. Und nun begann ein wildes Rennen und Jagen den Berg herab über die langgestreckten Wiesenflächen bis hin zur „Höllenmühle." Mehrmals wiederholte sich dieses halsbrecherische Schauspiel. Die Sieger wurden mit Abzeichen geschmückt und unter Jubelgeschrei ins Dorf zurückbegleitet. Was sodann im Kretscham erfolgte, das wird sich ein jeder selber ausmalen können.

Desgleichen herrschte in alten Tagen am Christi-Himmelfahrtsfeste eine eigenartige Sitte, welche heute völlig abhanden gekommen ist. Des Nachmittages, wann die Vesperandacht vorüber war, wurde die Figur des auferstandenen Heilandes durch eine Oeffnung im Kirchengewölbe oder im Glockenthurme langsam in die Höhe ge-

zogen, bis sie endlich aus den Augen der erstaunt nachschauenden Kinder verschwand. Hiermit wollte man der Jugend „Christi Himmelfahrt" recht anschaulich darstellen. Während die Kinder noch gespannt ihre Blicke nach oben richteten, siehe, da fielen durch die Oeffnung allerlei Geschenke, Naschwaren, süße Früchte und dergl. herab. Mit Hast und Aufregung stürzten alsbald sämmtliche Kinder über die „vom Himmel" gefallenen Süßigkeiten her. Dabei gab es wohl auch mitunter ein kleines Handgemenge und Gedränge. Doch die „Oeffnung" dort oben wußte diesem Uebelstande abzuhelfen; es erfolgte plötzlich ein Wasserguß von der Höhe — und sofort waren die Kinder auseinander. Mit vollem Rechte nennt die Chronik diese Volkssitte „eine unwürdige und mit Rücksicht auf den heiligen Ort des Gotteshauses verwerfliche Gewohnheit, deren Abschaffung dringend geboten sei." In der Stadt Leobschütz wurde dieser Gebrauch erst unter dem eifrigen Pfarrer Heinrich beseitigt.

Was für ein religiöser Gebrauch in der christlichen Familie am Vorabende des heiligen Nicolaus üblich war, ist einem jeden hinlänglich bekannt, da diese Sitte sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Nur das Eine ist zu bemerken, daß überall dort, wo eine Nicolaus-Kirche oder Kapelle stand, die Bauern an dem betreffenden Festtage mit ihren Pferden um die Kapelle herum einen „Nicolaus-Ritt" machten. Durch diese Ehrung wollten sie den großen Heiligen veranlassen, mit seiner gnädigen Fürbitte das Vieh vor Unglück und Seuche zu behüten.

Bis zum Jahre 1809 feierte man im Sabschützer Kirchspiel, ebenso auch an vielen anderen Orten, die heilige Christnacht um 12 Uhr mitternachts. Die feierliche Christmesse um Mitternacht, der helle Lichterglanz der Kirche, das schön geschmückte Kripplein mit der Figur des Jesukindes, die zahlreich versammlte, andächtige Gemeinde, alles dies machte einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth. Mit freudigster Begeisterung wurde das: heilige Nacht, stille Nacht! gesungen vom ganzen Volke. Jedoch hin und wieder, so meldet unsere Chronik, kamen Störungen vor, indem während der allgemeinen Stille bei der heiligen Wandlung plötzlich auf der Dorfstraße der Nachtwächter die Stunde mit unmelodischer Stimme aussang. Es wird auch noch eines anderen Unfuges Erwähnung gethan, nämlich des „Vogelgesanges der Knaben durch Gefäße, die mit Wasser gefüllt waren." Lange habe ich nicht herausfinden können, was der Chronikschreiber wohl damit andeuten wollte. Nun wird mir mit Bezug darauf folgendes erzählt: in einzelnen Ortschaften, zum Beispiel in Piltsch und Jaktar bei Troppau, begannen sämmtliche Knaben, sobald der Priester am Altare das Gloria anstimmte, auf den eigens zu diesem Zwecke mitgebrachten Querpfeifen und Wasserpfeifen*) ein Hirtenlied zu spielen. Hiermit wollte man den Jubel der Hirten auf den Fluren Bethlehem's, als ihnen vom Engel „die große Freude" verkündet wurde, zum Ausdruck bringen. Und das ist wohl gemeint mit dem oben genannten „Vogelgesange der Knaben"; demnach müßte auch in Sabschütz ein ähnliches Gepfeife beim Gloria der Christmesse vollführt worden sein. Allerdings ein Unfug, der ganz und gar nicht in die Kirche paßt!

Auch einige alte Volksbräuche weltlichen Charakters mögen hier angeführt werden. Ein sehr beliebtes und in den oberschlesischen Dörfern sehr verbreitetes Volksvergnügen war die Feier der „Ganzen-Nacht" oder „langen Nacht". Wie schon früher erwähnt, wurde in den hiesigen Ortschaften während des Winters viel gesponnen. Bauern-

*) Wasserpfeifen, von denen hier die Rede ist, sind blecherne, innen hohle Gefäße, meist in der Gestalt eines Vogels, welche mit Wasser angefüllt sind, wodurch der hervorgerufene Ton gedämpft und auch wieder anschwellend gemacht werden kann, ähnlich dem tiefen, rollenden, klagenden Brusttone der Nachtigall.

töchter und Dienstmägde hatten zu diesem Zweck ihre besonderen Spinnstuben, wo sie allabendlich mit ihren Spinngeräthen zusammen kamen. Von Michaelis bis Ostern dauerte die Spinn-Saison, welche dem weiblichen Personal in älterer Zeit mindestens ebensoviele Freuden bot, als heutzutage die Bade- oder Theater-Saison. Hätte ein Dienstherr in jener Zeit seinen Mägden den Gang in die Spinnstuben untersagt, so wären sie ihm davongelaufen. Diese Spinngäste veranstalteten ungefähr um die Mitte des Dezembermonats einen Festabend, an welchem ausnahmsweise die ganze Nacht hindurch gesponnen wurde; daher der Name des Festes. Die Töchter und Mägde erschienen an diesem Abende in ihren bunt-bänderigen Sonntagskleidern, desgleichen war der Spinnrocken und das Spinnrädchen mit bunten Schleifen verziert. Auch brachten die Gäste diesmal verschiedenes Backwerk mit, anderenfalls mußte die Herbergsmutter eigens zu diesem Festabende Kuchen backen — wie denn überhaupt die Chronik mehrfach meldet, daß die Sabschützer Hausfrauen sehr gern und sehr oft Kuchen und Strietzel gebacken und gegessen haben.

Wenn gegen 10 Uhr nachts der Kuchen fertig gebacken und duftig warm auf dem Tische stand, wenn die ersten, schmetternden Lieder von den Spinnerinnen gesungen wurden und somit die Gemüthlichkeit einen höheren Grad erreicht hatte, dann meldeten sich von der Dorfstraße her andere Gäste an. Es klopfte von draußen leise auf das Fenster der Spinnstube; alle Mädel sprangen erschreckt auf, die schnurrenden Spinnradel stürzten um. — Was war das dort draußen vor dem Fenster? Starr vor Schrecken hielten die Spinnerinnen die Augen dorthin gerichtet, einige hatten sich sogar schon hinter dem Kachelofen furchtsam verkrochen. Wahrhaftig, draußen vor dem Fenster zeigte sich in der finsteren Nacht ein grausiges Gespenst, ein Todtenkopf, aus dessen hohlen Augen und Mundöffnung

feurige Flammen sprühten. Der feurige Todtenkopf huschte hin und her, bald verschwand er, bald grinste er wieder zum Fenster herein. —

Es waren die übermüthigen Knechte und jungen Burschen, welche dadurch ihre Anwesenheit anmeldeten. In einen ausgehöhlten Kürbis, von der Größe eines menschlichen Kopfes, hatten die Burschen Mund-, Nasen- und Augenöffnungen hineingeschnitten, im Innern desselben stand ein brennendes Talglicht. Auf diese Weise entstand der feurige „Todtenkopf", welchen die jungen Burschen an einer Stange vor dem Fenster hin und her bewegten, dabei dumpfe, unverständliche Worte murmelnd. Das geheimnißvolle Gespenst und dessen Absichten waren nun entdeckt! Die Mädchen erholten sich bald wieder von ihrem Schrecken, wagten sich ans Fenster und reichten Kuchen nebst Backwerk hinaus. Nunmehr war das Fest in vollem Gange. Wieder schnurrten die Spinnradel, im Wechselgesang ertönten heitere Lieder innen in der Stube und draußen vor dem Fenster. Schade, daß uns der Text dieser alten Volksgesänge verloren gegangen ist! Wir können's uns aber wohl denken, was gesungen worden ist; jedenfalls das alte Thema: von der ewig neuen Liebe.

Beim Singen und Spinnen und Kuchenessen bekommt man natürlicher Weise auch Durst. Dies mochten die Burschen vorausgesehen haben; sie hatten deshalb aus dem Kretscham Bier und „Rosolio" (Liqueur) mitgebracht. Davon ward fleißig eingeschenkt und den Spinnerinnen auch ein Gläsle verabreicht. Je mehr die Zahl der jungen Leute vor den Fenstern der Spinnstube anwächst, desto kleiner wird die Portion des hinausgereichten Kuchens. Ist der Kuchen gänzlich aufgezehrt, hat das Rosol-Gläschen schon öfters die Runde gemacht, alsdann hat die freudige Stimmung den Höhepunkt erreicht. Neckereien und scherzhafte Bemerkungen fliegen hin und her — und passen sie, so lacht man sehr!

Da ändert sich mit einem Male wieder die Scenerie. Die „Kruschel-Franze", welche soeben der nebenansitzenden „Rocken-Klara" einen Schabernack mitgespielt hat, erbleicht plötzlich und wird kreideweiß im Gesicht. Ein neues Gespenst kommt dort durch die geöffnete Stubenthür hereingekrochen. Es sieht aus wie eine große, weiße Kuh mit langen Hörnern und Beinen. Langsam, mit dem Kopfe wackelnd und die Hörner weit vorstreckend, tritt das Gespenst unter die Schaar der vor Angst laut aufschreienden Spinngäste. Vielen alten Spinnerinnen aus Sabschütz und Umgegend wird diese „Mummerei" wohl bekannt sein: es ist die Himmelskuh oder noch öfters „Himmelsziege" genannt. Mehrere Mädchen hatten sich nämlich unbemerkt auf den Hausflur hinausgeschlichen, hatten die Positur einer vierfüßigen Kuh angenommen, wobei zwei Rockstöckel die Hörner bildeten. Das Ganze wurde mit weißen Bett-Tüchern überdeckt, und so war das Gespenst fertig. Dasselbe war ein „guter Geist", welcher auf Befragen auch Antwort gab und den Spinnerinnen die Zukunft prophezeite.

Ich erzähle das Treiben während der „langen Nacht" ausführlicher deshalb, weil ein tiefer Gedanke dahinter verborgen liegt, und zwar ein gemischt heidnisch-christlicher Gedanke. Die Gespenster, welche da auftauchen, sind keine willkürliche Erfindung, nicht durch ein blindes Ungefähr hervorgerufen, vielmehr liegt darin ein gut Stück nordisch-germanische Mythologie, welche allerdings unbewußt zum Ausdruck kommt. Schon der Pfarrer Schindler meint, die „lange Nacht" sei im Grunde nichts anderes, als ein Schatten, eine heidnische Reliquie, der altrömischen Saturnalien, die ebenfalls in der Mitte des Monats Dezember abgehalten wurden. Ich möchte der letzteren Ansicht nicht ganz beistimmen; wie und wann sollte denn unser deutsches Volk mit den römischen Saturnalien Bekanntschaft gemacht haben? Viel wahrscheinlicher ist

die Annahme, daß in unserem Volke sich unbewußt ein Theil des „germanischen" Götterglaubens erhalten: der Kampf der Götter des Lichtreiches mit denen der Finsterniß. Wodan, der oberste Lichtgott siegt, und um den Menschenkindern diese Siegesbotschaft zu überbringen, gleichzeitig auch Fruchtbarkeit und Segen über die Erde auszustreuen, fährt Wodans Gemahlin Frigga mit zwei weißen Kühen durch das Land. Wodan ist Personification der Sonne; Frigga = Frühling oder Fruchtbarkeit; beide treten um die Zeit der Sonnenwende ihre Herrschaft an, wo endlich nach langem Kampfe die finsteren Nebelgeister des Winters vor den immer mächtiger werdenden Strahlen der Sonne weichen müssen. Oder symbolisch ausgedrückt: wo der gespenstische „Todtenkopf" (als Geist der Unterwelt) durch die weiße Kuh oder „Himmelsziege" (als Geist des Lichtreiches) verdrängt wird. Mit der Feier hat sich zuletzt auch noch ein christlicher Gedanke verbunden: Kampf und Sieg des Christenthums (Lichtreich) über den finsteren Geist des Heidenthums. „Ihr ward Anfangs Finsterniß, nun aber seid ihr Licht!" (Hl. Paul.)

Währenddessen ist fast die Mitternacht herangekommen. Die jungen Burschen draußen vor dem Fenster der Spinnstube werden unruhig. Drinnen unter den Mädchen ist es stiller geworden; der Kuchen ist verzehrt, die „lange Nacht" neigt sich dem Ende zu. Der Nachtwächter tutet die elfte Stunde. „Hirst' a blosa?" so rufen die Burschen einander zu — „hirst' a tuta? Etz warn (werden) wir ock macha, doß wir a heem (nach Hause) schieba!"

Es war in der That die höchste Zeit, daß die Nachtschwärmer sich entfernten. Denn soeben bog der Nachtwächter, begleitet von vier Gerichtsmännern, in das „Kalinken-Gäßle" ein. Die Vorhut bei diesem nächtlichen Rundgange bildeten der „Blosa-Hans" und der „Luscha-Franz", welche als die stärksten Männer im Dorfe von

den jungen Burschen sehr gefürchtet waren. Zu den eigenartigen Namen kamen die beiden letztgenannten Männer insofern, weil der erstere ein Musiker war, und zwar ein sehr geschickter Hornbläser; der letztere ein Gärtnerstellen-Besitzer, in dessen Garten sich beständig ein sumpfiger Teich befand, der hierorts „Lusche" benannt wird. — Was hatten denn aber die vier Gerichtsleute bei dem Nachtwächter zu thun? Seit dem Jahre 1812 bestand nämlich ein polizeiliches Gesetz, demzufolge die Ortsgerichtsbarkeit mit aller Wachsamkeit und Strenge gegen das wüste Treiben der „langen Nacht" vorgehen sollte. Vielfach waren in früheren Jahren bei diesem Volksfeste Ausschreitungen, Schlägereien, unsittliche Ausgelassenheit und andere nichtswürdige Thaten verübt worden. Diesem scandalösen Unwesen wurde nunmehr durch energisches Eingreifen des Ortsgerichtes mit Erfolg gesteuert. Seither sind grobe Ausschreitungen nicht mehr vorgekommen; das „Fest" ist jetzt ganz beseitigt, was gewiß nicht zu bedauern ist.

Ganz ähnliche Vorgänge, wie in der „langen Nacht", wiederholten sich in älterer Zeit am sogenannten Scheide-Abend, wo die Spinnerinnen von der Herbergsmutter und vom Spinnradel Abschied nahmen; es war dies die Schluß-Feier der winterlichen Spinnarbeit. Nicht Kuchen, sondern Bratwürste und Rauchfleisch mit Backobst bildeten das leckere Mahl dieses lustigen Abends. Mit diesem Feste war man in die letzten Tage der Fasching eingetreten.

In der Fasching wurde viel getanzt, sogar auch die Schulkinder durften an einem der drei letzten Faschingstage im Kretscham oder im Schulhause unter Aufsicht der Eltern ein Tänzchen machen. Die Geistlichkeit und Lehrer eröffneten den Reigen; die Schülerinnen waren überglücklich, wenn sie mit dem Pfarrer oder Lehrer einen Walzer

schleifen konnten. Sobald aber die Abendstunden herankamen, ward der Schülertanz mit einem solennen Wurstabendbrot beschlossen. In den fünfziger Jahren ist dieser Brauch fast überall verschwunden; und in den siebenziger Jahren ist die schöne Harmonie zwischen Kirche und Schule auch noch in anderer Weise gestört worden, man ist ganz und gar „aus dem Takte" gekommen. Pfarrer und Lehrer und Schüler tanzen jetzt wohl nirgends mehr miteinander in unserem deutschen Vaterlande! Wir haben daher alle Ursache, gerade an den drei letzten Faschingstagen während des 40stündigen Gebetes recht inständig den lieben Gott zu bitten, daß Kirche und Staat und Schule für die Zukunft wiederum ein Herz und ein Sinn bilden möchten! Tunc gaudebit cor nostrum — dann können wir wieder mit Freuden tanzen.

Eine willkommene Gelegenheit zum Essen und Trinken, zum Tanzen und Jubeln bildeten ehemals die Hochzeitsfeierlichkeiten. An den größeren Bauern-Hochzeiten betheiligte sich nicht nur das ganze heimische Dorf, sondern oft auch mehrere Nachbardörfer. Acht Tage lang vor Beginn der Hochzeit werden Kälber, Schweine und Geflügel geschlachtet, Kuchen gebacken, Bier und „Feinbitter" eingeschafft, Kränze gebunden, Haus und Hof zur Aufnahme der Gäste hergerichtet. Zu Anfang der festlichen Woche reiten die „Brautdiener", den schwarzen Cylinderhut mit Bändern und Sträußchen geschmückt, auf hübsch herausgeputzten Pferden von Dorf zu Dorf, die Gäste zu laden. Kommt dann endlich der ersehnte Hochzeitstag, wo der Bräutigam seine mit grünem Myrthenkranze geschmückte Braut zum Altare führt — welch' ein Jubel für Groß und Klein! Ein langer Zug von Gästen begleitet zu Fuß unter Juchhei-Rufen das Brautpaar; Bäume und Zäune, Mauern und Dächer stehen bezw. hängen voll von neugierigen Zuschauern; Hochrufe, Flinten- und Böllerschüße ertönen von nah und fern.

Das Ehebündniß wird in der Regel am Wohnorte der Braut, nicht im Heimathsdorfe des Bräutigams, eingesegnet. Wenn daher der Bräutigam von auswärts kommt, oder nach der kirchlichen Trauung die Braut in ihre zukünftige Heimath überführen will, werden ihm bei dieser „Entführung" möglichst viele Schwierigkeiten und Hindernisse bereitet — natürlich nur zum Scherze. Es geschieht dies durch das sogenannte „Schnureziehen", welches bis auf den heutigen Tag in unserer Gegend üblich ist. Dadurch, daß man dem Bräutigam auf seinem Wege zum Traualtar oder beim Hinausfahren aus dem Dorfe eine mit Blumen und Bändern geschmückte Schnure, Kette oder Stange vorzieht, dadurch ihm gewissermaßen einen Riegel vorschiebt, will man andeuten, wie ungern das heimatliche Dorf die junge, schöne Braut hergiebt, man will sie noch im letzten Moment fast mit Gewalt zurückhalten. Man will durch diese Manipulation auch den Bräutigam auf eine Probe stellen, ob er „sein Glück" d. i. seine Braut wirklich liebt und gegen feindliche Mächte zu vertheidigen versteht. Jedoch den meisten „Schnureziehern" liegt diese etwas zu poetische, ideale Absicht gänzlich fern; sie haben hauptsächlich nur den einen Gedanken, vom Hochzeitspaare und dessen Gästen ein schönes Trinkgeld herauszuschlagen. Daher wird die Schnure oder Kette nicht eher weggezogen, bis die Hochzeiter durch ein größeres oder kleineres Geldstück sich freien Durchgang erkauft haben. Da sich je nach der Länge des Weges viele solche unvorhergesehene „Hindernisse" einfinden können, so muß der Bräutigam seine Börse mit möglichst vielen Silbermünzen versorgen.

Ueber die sonstigen Hochzeitsgebräuche sagt die Sabschützer Chronik noch folgendes: „Der Hochzeitsschmaus dauert für gewöhnlich nur einen Tag; es kommen aber an 80—100 Gäste zusammen, welche der Hochzeitsvater mit Speisen und Getränken reichlich versorgt. Die großen

Bauern-Hochzeiten sind deshalb für manche Personen eine Klippe, woran die stärksten Vorsätze der Mäßigkeit scheitern." Weiter wird erzählt: Seit zehn Jahren (anno 1810) hat sich in unserem Kirchspiel die böse Gewohnheit eingeschlichen, daß jeder geladene männliche Hochzeitsgast mit der Braut über eine halbe Stunde lang tanzt. Dadurch geschieht es, daß der Tanz von 5 Uhr abends des Hochzeitstages bis 5 Uhr abends des anderen Tages in einem Stücke, also 24 Stunden, fortdauert.

Pfarrer Schindler ruft hierbei aus: „Das ist schon mehr als Barbarei! An die fromme Sitte anderer Dörfer, am Morgen nach dem Trauungstage noch einmal in die Kirche zu kommen, kann bei diesem bacchantischen (sinnlosen) Rasen nicht gedacht werden!" — Die arme Braut, welche Nerven und Körperkräfte muß sie gehabt haben, um diesen tollen, 24stündigen Tanz lebendig zu überdauern! Selbstverständlich vergaß man beim Tanzen nicht auf das Essen und Trinken; die Brautdiener und Brautjungfern sorgten für lustige Unterhaltung; die „Freimänner" trugen scherzhafte und auch ernsthafte Gedichte vor, wodurch die heutigen Toaste gut ersetzt wurden.

Nach Mitternacht erschien auch der Bräutigam, der sich unterdessen ausgeschlafen hatte, auf dem Tanzboden, um Nachschau zu halten, ob die Braut bald für ihn zum Tanze frei sei. Dabei wiederholte sich der alte Scherz, daß dem „Bräutiger" anstatt der Braut eine andere, tief verschleierte Person, die bei dieser Gelegenheit die „Spille-Gritte" hieß, von den Brautdienern zugeführt ward. Wenn dann der Betrogene unter dem schallenden Gelächter der Gäste den Betrug merkte, mußte er sich mit einem Geld-Geschenke von der listigen Spillen-Gritte loskaufen. „In treuherziger Einfalt, so meint der Chronist, kam dieser letztgenannte Hochzeitsschwank bei jeder ländlichen Hochzeit immer wieder aufs Neue zum

Vorschein und erntete auch immer aufs Neue den vollen Beifall der Gäste."

Wo so flott getanzt und in so festlicher Weise Hochzeit gehalten wird, darf auch die Musik nicht fehlen; demnach kommen wir jetzt auf die hiesigen Musikanten zu sprechen. Die Pflege der Musik, insbesondere der Instrumentalmusik ist von jeher in unserer Parochie eine anerkennenswerthe gewesen. Kirche und Schule haben sich die musikalische Ausbildung befähigter Knaben angelegen sein lassen; später vererbte sich die Liebe zur Musik immer vom Vater auf den Sohn. Und so kam es, daß in einzelnen Familien durch mehrere Generationen hindurch, die Trompete oder Flöte wacker gespielt wurde; sie war sogar eine nicht zu unterschätzende Erwerbsquelle; denn Musik ist Kunst, und jede Kunst bringt auch Geld ein. Zudem wurde in früherer Zeit bei kirchlichen Anlässen weit mehr musizirt, als heute. Größere Begräbnisse und Hochzeiten verlangten stets Instrumentalmusik; ohne Horn- und Flötenbläser und Paukenschläger konnte man sich kein festliches Hochamt denken.

Wie freudig schlägt noch heute das Herz der alten Sabschützer, wenn sie zurückdenken an die schönen Oster- und Frohnleichnamsprozessionen mit Pauken und Trompeten! Wie wurde gepaukt an dem Kirmeß- und Kirchweihtage! Vor dem Neujahr, sowie an den letzten Faschingstagen gingen einzelne Musikanten von Haus zu Haus, überall ihre lustigen Weisen spielend. Und daß die hiesigen Spielleute ihr Fach gründlich verstanden, das beweist die pfarramtliche Urkunde, das beweist auch der Umstand, daß die vereinigte „Sabschützer-Königsdorfer-Kittelwitzer-Musik-Kapelle" weit und breit beliebt war. In den Aufzeichnungen, welche der schon so oft genannte Sabschützer Pfarrer Schindler zu Anfang dieses Jahrhunderts über die musikalischen Leistungen der Parochianen gemacht hat, heißt es also: Während ringsum in

den Ortschaften die aufgeführte Tanzmusik auf niedriger Stufe steht, weil die vielen Klarinettenpfeifer gar zu gellende, ohrenzerreißende Töne hervorbringen — bilden die Königsdorfer Musikanten eine rühmliche Ausnahme, sie leisten Hervorragendes auf diesem Gebiete. Namentlich zur Zeit, als der Gärtner Joh. Reisch aus Königsdorf an der Spitze dieser gut geschulten Gesellschaft stand, ging ihr Ruf in die weitesten und vornehmsten Kreise; sie wurden von den adeligen Häusern häufig zu geselligen Abenden herbeigerufen, meilenweit waren sie bekannt. Königsdorf und Kittelwitz haben den Regimentern ausgezeichnete Hautboisten geliefert. Ein gewisser Kromschmidt von Kittelwitz und ein Königsdorfer Seidel haben es sogar bis zum Kapellmeister eines Regiments gebracht, ein Sabschützer Joh. Sagolla ist Musiker beim Grenadier-Regiment „Kaiser Franz" in Berlin.

Unter anderen hat sich der Schullehrer Rischer große Verdienste um die Pflege der Musik erworben. In Königsdorf allein waren ehemals beständig an sieben Personen, welche die Instrumentalmusik als ergiebige Erwerbsquelle betrieben. Dieses Lob spendet die Chronik den hiesigen Musikanten. Und aus anderen Stellen geht hervor, daß die Kapelle öfters auch im gräflichen Schlosse zu Glogau und auf den polnischen Gütern zum Erntetanz den Dominialarbeitern aufspielte. Selbst die kleineren Städte und Marktflecken ließen sehr gern die Königsdorfer Spielleute zu patriotischen und kirchlichen Festen herbeikommen. Somit verlangte es schon die Ehre und der gute Ruf, daß der musikalische Geist weiterhin geweckt und gepflegt wurde. Heute ist bei Groß und Klein weniger Neigung zur Musik zu finden, und wo keine rechte Liebe zur Sache, da ist auch die Erlernung sehr schwer; daher kostet es heute große Mühe, die nothwendigen Zöglinge für den Kirchenchor heranzubilden.

Der Tanz unserer Landleute ist ohne jegliche Anmuth, Schönheit und Kunst; einen Nationaltanz, wie die Polen, Ungarn, Spanier und andere Volksstämme ihn haben, giebt es bei uns nicht. In neuerer Zeit hat derselbe eher noch verloren, als gewonnen. Immer je zwei Personen drehen sich ohne Abwechselung ununterbrochen im Kreise herum, halten sich krampfhaft, ohne Anstand und Zierlichkeit, umschlossen und lassen sich erst dann los, wenn das Tanzstück zu Ende ist, oder wenn ihnen vor Anstrengung der Athem ausgeht. Daher ist das Tanzen hier kein Vergnügen und Erholung, sondern ein schweißtreibendes Dahinrasen. „Junge Leute, die beim Militär gedient oder im Befreiungskriege (1814) feinere, französische Anstandsformen gelernt haben, suchen neue Tänze einzuführen — sagt die Chronik — allein die pöbelhaften Namen, wie „Buttermilchtanz", „Anne-Mariannetanz", „Wurstel- und Reitertanz", sind wenig geeignet, vortheilhafte Hoffnungen auf eine Verbesserung oder Verschönerung dieses Metiers zu erwecken!"

Auch des niedrigsten, aber keineswegs unbedeutendsten Beamten in der Gemeinde wollen wir gedenken: des Nachtwächters. Zum ersten Mal wurden in Sabschütz im Jahre 1804 amtlich zwei Dorf-Nachtwächter durch Gemeindebeschluß angesetzt und besoldet. In früheren Zeiten versahen hier, wie anderwärts auf dem Lande, die Dorf-Insassen selber der Reihe nach den Nachtdienst. Die Leute nahmen es aber nicht sehr ernst mit ihrer Pflicht, eine Controlle und Bestrafung war ja nicht zu befürchten. Die Lauigkeit und Gewissenlosigkeit in der nächtlichen Ueberwachung des Dorfes wird vielfach schwer beklagt. Im Grunde genommen ist es leicht erklärlich, wenn die Bauern und Knechte beim Nachtdienste sich entfernten, wenn sie anstatt zu wachen, lieber sich schlafen legten; denn sie waren von der anstrengenden Tagearbeit ermüdet. Nicht ein jeder taugt eben zum Nachtwächter

es gehört zu jedem Amte auch eine besondere Befähigung. Die Wahrheit dessen werden einmal auch die Socialdemokraten auf unliebsame Weise erfahren, wenn im „Zukunftsstaate" manche Genossen Nachtwächterdienste werden verrichten müssen, ohne im Geringsten hierzu befähigt zu sein. Oder werden etwa zu jener goldenen Zeit die Nachtwächter überflüssig sein?

Im alten Sabschütz wenigstens hat sich die Einrichtung, daß der Bauersmann gleichzeitig Nachtwächter sein sollte, ganz und gar nicht als haltbar erwiesen, vielmehr zu den schlimmsten Unzuträglichkeiten geführt. Es fanden zu jener Zeit viele Diebstähle, Einbrüche und Feuersbrünste statt, die ein wachsamer Nachtwächter hätte verhüten können. Der wachhabende Wirth oder der müde Dienstknecht begnügten sich einfach damit, zwei bis dreimal während der Nacht das riesige Nachtwächterhorn zum Fenster der Schlafstube heraus zu strecken und die betreffende Stunde abzublasen. Dabei kam es nicht selten vor, daß der schlaftrunkene Wächter anstatt zwölf wohl auch dreizehn und vierzehn blies! Hierdurch hatte er den lauernden Dieben und Einbrechern mehr als hinlänglich bewiesen, daß er nicht auf seinem Posten stehe. Brach in der Nacht irgendwo im Dorfe ein Feuer aus, so stieß der „schlafende" Wächter erst dann ins „Feuerkalb" (Kuhhorn), wenn die Rettung zu spät war.

Der Chronist ist auf diese üblen Zustände jener Tage nicht gut zu sprechen, er meint, es wäre im Interesse des Gemeinwesens im höchsten Grade wünschenswerth, daß eine Remedur für diese schreienden Uebelstände geschaffen würde. „Auch jetzt noch," so schreibt Pfarrer Schindler im Jahre 1804, „haben wir einen blödsinnigen und halblahmen Gänsehirten, der für einige Groschen während des Jahres den Nachtwachedienst vertritt — diesem hilflosen Manne vertraut man die Sorge für das nächtliche Wohl des Dorfes an!" —

Wie oben gesagt, kam bald darauf die erwünschte Abhilfe, indem zwei gediente Soldaten als ständige Nachtwächter angesetzt wurden. Die neuen Beamten thaten vollauf ihre Schuldigkeit, sie bliesen und sangen um die Wette, sie verscheuchten nicht nur die Diebe, sondern auch durch ihre freundlichen Liedlein die kummervollen Sorgen von manchem schlaflosen Auge. Solche Nachtwächter-Liedlein enthalten oft recht schöne Gedanken; einige sind uns erhalten geblieben:

1. Höret, was ich euch will sagen!
Die Uhr hat Zehn geschlagen.
Jetzt betet und geht ein Jeder zu Bett,
Wer ein gutes Gewissen hät. —
Wer aber stehlen will bei der Nacht,
Dem sag' ich, daß ein Auge im Himmel wacht.

2. Höret, was ich euch will sagen!
Die Uhre hat Eilfe geschlagen —
Und wo noch um die Mitternacht
Ein Mensch in Schmerz und Kummer wacht,
Ihm geb' der liebe Gott 'ne ruhig Stund',
Und mach' ihn wieder froh und gesund!

3. Höret, was ich euch will sagen!
Die Uhr hat schon Zwölfe geschlagen.
Wer etwa noch an der Arbeit schwitzt,
Oder gar noch bei Bier und Karten sitzt:
Dem gebiet' ich jetzt zum letzten mol —
Geht nach Haus — und schlafet wohl!

Wie aus einzelnen schriftlichen Aufzeichnungen unserer Chronik zu entnehmen ist, müssen in früheren Jahrhunderten die Dorfgemeinden ziemlich weitgehende Befugnisse in der Kriminaljustiz, in der Bestrafung von Verbrechen, innegehabt haben. Wenigstens behauptet der Pfarrer Schindler, noch zu seiner Zeit in der Sabschützer Gemeinde-Lade diesbezügliche Schriftstücke gefunden und gelesen zu haben. Jedenfalls entstammen diese Befugnisse in der Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten aus der Zeit,

wo die böhmischen Könige noch die Herrschaft über einen großen Theil von Schlesien ausübten. Königliche Richter waren damals nicht gleich zur Stelle; die Prozesse nahmen damals viel Zeit und Geld in Anspruch. Infolgedessen erklärt es sich, daß jede Stadt, jede Gutsherrschaft und auch die kleineren Dorfgemeinden besondere Privilegien erlangten, welche später nur schwer zurückgezogen werden konnten. Soviel ist sicher, daß das Sabschützer Ortsgericht innerhalb einer gewissen Grenze rechtskräftige Bestimmungen erließ bezw. Bestrafungen vollzog. Meistens erstreckten sich diese Strafen nur auf die häufiger vorkommenden Vergehungen, als Diebstahl, Verläumdung, Unsittlichkeit, Lästerung, Schlägereien 2c.

Der Bestrafung ging eine kurze, dorfgerichtliche Sitzung und Berathung voraus, welche in der Kirche oder im Schulhause abgehalten wurde; auch den Pfarrer zog man in der Regel zu der Berathung hinzu. Ueber den Gang, sowie das Ergebniß der Verhandlung führte man ein Protokoll, wovon eine Abschrift auch den Verurtheilten eingehändigt wurde. Nach Vollzug oder Abbüßung der empfangenen Strafe durfte niemand mehr dem Bestraften einen beschimpfenden Vorwurf machen. Die Heiligkeit des Ortes, wo Recht gesprochen wurde, die Anwesenheit des Pfarrers, der berathend und entscheidend in die Verhandlung eingreifen konnte, die große Anzahl der stimmberechtigten Besitzer, welche vor dem Altare sich versammelten, das alles gab jenen dorfgerichtlichen Strafentscheidungen ein würdiges und großartiges Gepräge. Diese Gerichtssitzungen werfen ein schönes Licht auf jene Vergangenheit, wo lebendiger Glaube mit strenger Gerechtigkeit sich paarte.

Einige derartige Strafbestimmungen der alten Dorfgerichte müssen wir uns ansehen. Wer öffentlich und laut den heiligen Namen Gottes lästert, oder ein Fluchwort ausspricht, soll sofort auf den Boden niederknieen, das

Kreuzzeichen machen und zur Sühne den Erdboden küssen. Weigert er sich, dies zu thun, so hat er eine Strafe von 5 Schilling zu zahlen oder wird ins Gefängniß geworfen. Sollten die so Bestraften zum zweiten, dritten und vierten Male sich vergehen, alsdann werden ihre Namen der ganzen Gemeinde bekannt gegeben. Nützt auch dieses Mittel nichts, so werden die betreffenden Personen an Sonn- und Feiertagen an den Pranger gestellt von morgens 8 Uhr bis mittags 1 Uhr, wo sie allen Beschimpfungen der Vorübergehenden ausgesetzt waren. Beim sechsten Male übergab man die Flucher und Gotteslästerer dem hohen Rathe (dem königlichen Gerichte), welcher die Delinquenten zum Schandpfahle verurtheilte und ihnen in die Oberlippe einen Einschnitt als beständiges Kennzeichen machen ließ.*)

Wer beim Verkauf von Getreide oder anderen Produkten Betrug verübte, mußte seine That mit einer größeren Geldstrafe büßen. Das Strafgeld floß entweder in die Gemeinde- oder Dorfarmenkasse. Ebenso verfuhr man gegen ungehorsame Gastwirthe. „An den Sonntägen und gebottnen Feiertägen sullen die würth am morgen vor der meß niemandem zu essen und zu drinkhen geben, außer an fremde oder an wandernde leuthe. Welcher würth das übertreten thut, sull sampt den Drinkhern umb Geld gestraft werden."

Während diese Gesetze für alle Gauen des deutschen Reiches Geltung hatten, giebt es auch noch gerichtliche Bestimmungen, die nur für unsere Sabschützer Parochie bindende Kraft besaßen. Höchst interessant ist es, was unsere Chronik über einzelne Fälle sagt. Es heißt: „ein entdeckter Diebstahl wurde bis in neuere Zeit von dem Ortsgerichte dadurch bestraft, daß der Dieb oder die Diebin das gestohlene Gut auf dem Rücken tragend unter Begleitung eines blasenden Hirten, unter dem Gejohle

*) Ganz dasselbe sagt auch Cetty in seinem oben angeführten Buche: „Alt-Elsässische Familie".

der Dorfjugend, durch die Hauptstraße geführt ward. — Nicht besser erging es einer „gefallenen" Weibsperson, welchen Standes sie auch immer sein mochte; sie war oft den gröbsten Beschimpfungen ausgesetzt und durfte sich in der Kirche beim Gottesdienste nicht mehr auf ihren gewohnten Platz unter die Jungfrauen setzen, auch deren Kleidung und Schmuck nicht mehr tragen. Dafür erhielt sie als Auszeichnung einen Strohkranz aufs Haupt, in welchem Schmucke sie während eines Sonntages an der Kirchthüre stehen mußte. Ja, das waren sehr billige und doch auch sehr wirksame Strafen!

Heute weiß man sich mit dieser Klasse von Weibspersonen nicht mehr recht zu helfen — man wünscht Mittel und Vorschläge zu hören, der immer schändlicher um sich greifenden Unzucht zu steuern. Ich könnte da ein probates Mittel angeben: nehmt die Gepflogenheit der alten Zeit wieder auf, bestraft die Unzucht so, wie die alten Dorfgerichte den Diebstahl bestraften! Der Erfolg wird groß sein. Aber, nicht wahr, diese Art der Bestrafung wäre den heutigen Begriffen von Wohlanständigkeit, von Freiheit und Humanität ein gar zu harter Schlag ins Gesicht? Das wäre eine des Menschen „unwürdige" Behandlung? Nun, wenn man die Schande nicht mit Schande strafen will, dann müssen wir wohl oder übel die eines Menschen „unwürdige" Handlungen weiter dulden! Die Erfahrung hat's ja gelehrt, daß derartige „Fälle" immer häufiger geworden sind, seitdem man sie mit falscher Humanität umkleidet, anstatt sie gebührend zu strafen, wie man andere, oft weit geringere Verbrechen bestraft. Oder ist die hier gemeinte That etwa bloß eine „menschliche Schwäche" und kein Verbrechen??

Andere Vergehen, zum Beispiel öffentlich bekannt gewordene Uebertretungen der Kirchengebote, muthwillige Versäumniß des Gottesdienstes, der Predigt, oder Störungen in der Kirche, wurden nach dem Gutdünken des Ortspfarrers

mit Strafe belegt. Meistens bestand dieselbe darin, daß die Schuldigen eine gewisse Quantität Wachs, Oel und Kerzen an die Kirche entrichteten. Im Wiederholungsfalle trat eine schärferere Bestrafung ein; strengere Kirchenbußen, Fasten und dergleichen wurden aufgelegt.

Zum Schluß bleibt mir noch übrig, etwas über Aberglauben und abergläubische Gebräuche aus alten Tagen zu erzählen. Der Aberglauben ist eine traurige Verirrung des menschlichen Geistes auf religiösem Gebiete. Der davon befallene Mensch verläßt die festen Grundlagen des wahren, von Gott geoffenbarten Glaubens und hängt eigenen Hirngespinsten nach, die allmählig zum gröbsten Unsinn führen und die Frucht des hl. Glaubens zerstören. In der Regel glaubt der Abergläubige mehr, als die Pflicht verlangt, er übersteigt die Grenzen des Gebotenen und Erlaubten und beschäftigt sich gern mit dem Dämonischen, als ob der Teufel und die bösen Geister mehr Gewalt über die Schöpfung hätten, wie Gott der Herr. Indeß darf man ja nicht annehmen, daß die Katholiken nur allein den verwerflichen Aberglauben in Erbpacht genommen, daß nur in ihren Köpfen allein die grausigen Gespenster und Hexen spucken, Andersgläubige aber, und namentlich die Protestanten, ganz frei von diesem Uebel wären! Nein, dieser unselige Afterglauben wächst nicht ausschließlich auf dem Boden der „Finsterniß verbreitenden ultramontanen Papstkirche", vielmehr wird jeder gerechte, aufmerksame Beobachter zugeben müssen, daß der Aberglauben überall zu finden ist: bei evangelischen uud katholischen und griechischen Christen, bei Juden, Muhamedanern, Indiern, Persern und Chinesen. Der Aberglauben ist wie Moder und Rost, der harte und weiche Gegenstände zernagt.

Man muß allerdings zugeben, daß er in früheren Zeiten weit mehr verbreitet war, als heutigen Tages, wo Cultur und Wissenschaft die Religion unterstützen. In

alter Zeit vermochten selbst die gebildetsten Kreise sich nicht ganz gegen den Wahnglauben zu verschließen; es bedurfte viel Zeit und Geisteskraft, um das Verderbliche und Unsinnige desselben nachzuweisen. Wie viele Hunderte, ich möchte sagen, wie viele Hunderttausende Hexen sind ehemals von Protestanten und Katholiken in unedlem Wetteifer verbrannt worden als beklagenswerthe Brandopfer des Aberglaubens! Zahlreiche Scheiterhaufen loderten in allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes; sogar in unserer nächsten Nähe, in Leobschütz und Gröbnig, sollen einige Personen der Hexerei verdächtigt und zum Tode verurteilt worden sein! Aber über diese tief verabscheuungswürdige Grausamkeit des Aberglaubens wollen wir lieber stillschweigend hinweg gehen. Fachgelehrte haben in ihren Büchern genugsam die traurigen Hexenprozesse geschildert. Nur das soll hier erwähnt werden, daß es zwei katholische Gelehrte waren, die beiden bekannten Jesuitenpatres Tanner und Spee, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit eigener Lebensgefahr es wagten, gegen dieses Treiben aufzutreten, und welche durch Wort und Schrift das Unsinnige des abergläubischen Hexenwesens nachwiesen.

Von den albernen Thorheiten des Aberglaubens waren auch die Leute unserer Parochie nicht frei. Wie überall, ließen sich auch die Sabschützer infolge dieses Wahnglaubens zu den unsinnigsten Handlungen hinreißen. Die schriftlichen Aufzeichnungen im Pfarrarchive bezeugen es. Noch im Jahre 1790 trieb man zur Zeit einer Sonnenfinsterniß das Vieh nicht aus, man verriegelte die Stallthüren und überdeckte die offenen Brunnen, in der abergläubischen Meinung, es falle Gift auf die Erde. Hat Jemand die auszehrende Krankheit oder leidet er sonst an einem anderen Uebel, so wird das sogenannte „Messen" angewendet. Alte Weiber und Quacksalber nehmen in feierlich-ernster Miene mit einem langen Zwirnfaden die Messung vor, wobei der Patient lang ausgestreckt auf

dem Fußboden der Stube liegt. Während dieser Prozedur dürfen die Anwesenden kein Wort sprechen, damit der im Kranken wohnende böse Geist nicht etwa gewarnt werde und vor der Zeit entfliehe. Erst nachdem der Faden mit seinen vielen geheimnißvollen Knoten im Feuer verbrannt ist, kann der Patient die sichere Hoffnung auf baldige Gesundheit hegen.

Bei äußerlichen Krankheiten, bei Geschwüren, bei „eingekommenen" d. i. geschwollenen Fingern, bei veralteten Frostbeulen ꝛc. wird fleißig das „Sähnen" vorgenommen, indem wohl an hundert Kreuzzeichen über die Wunde gemacht und verschiedene Gebete dabei gemurmelt werden. Heilt die so behandelte Wunde dennoch nicht, so muß ein frisch gebackenes Brot um Mitternacht auf einen Kreuz- oder Grenzweg getragen werden. Ist einer Person „etwas" ins Auge gefallen, so muß sie sogleich mit dem Rücken an die Wand sich stellen, das kranke Auge zudrücken und dreimal kräftig ausspucken — bald ist's gut!

Wenn Jemand über das Auskehricht hinwegschreitet, so passiert ihm ein Unglück; wenn er am frühen Morgen eine Spinne über den Tisch oder das Bett laufen sieht, so hat er ein großes Glück zu erwarten, desgleichen wenn er ein vierblättriges Kleeblatt findet. Kräht aber eine Henne im Hofe, oder blüht ein Kastanien- und Akazienbaum zur Herbstzeit, dann stirbt gewiß jemand aus der Verwandtschaft. Kracht in der Nacht plötzlich der Tisch oder ein Schrank, tickt die „Todtenuhr" (Holzwurm) im Stubengebälk, krächzt eine Eule nächtlich bei dem Fenster der Schlafstube, heult ein Hund ohne Ursache, so bedeutet dies für den Betreffenden: Tod und Verderben! Träumt Jemand von Rauch und Gestank, dann steht „ein kritischer Tag erster Ordnung" bevor. —

Bis ins Unendliche und bis ins Unglaublichste könnte man die Beispiele aufzählen, worin uns in allen möglichen Schattirungen der pure Blödsinn des Aberglaubens

entgegen grinst. Das geistige Auge war durch die beständig einwirkende Macht des Aberglaubens so sehr getrübt, daß es allenthalben dämonische, überirdische Kräfte und Geister walten sah. Ja, das Geisterwesen spielte bei unseren Voreltern eine starke Rolle; die guten und bösen Geister schienen nicht mehr im Himmel bezw. in der Hölle zu wohnen, sondern vorzugsweise auf der Erde, mitten unter den Menschen. Und wenn man dem abergläubischen Menschen glauben dürfte, so hätten die sämmtlichen „Geister" nichts Besseres zu thun, als fortwährend die armen Menschenkinder zu erschrecken, zu verspotten, zu quälen, zu necken und zu hänseln. In Wald und Wiese, auf Grenzen und Rainen, in Hohlwegen, auf Bergen und in Sandgruben, auf Kirchhöfen, unter Brücken, sogar im Wasser, in der Luft und tief in den Höhlen der Erde hausen Kobolde und spucken die Geister der Verworfenen.

Auf den Grenzwegen, wo die Felder von zwei verschiedenen Gemeinden zusammenstoßen, und wo zu alten Zeiten die Selbstmörder in tiefe Löcher verscharrt wurden, dort gaben sich nach der Ansicht unserer abergläubischen Vorfahren die verschiedenartigsten Geister in dunkler Nacht ein Stelldichein. Da hörte man schwarze Hunde heulen, unsichtbare Hähne krähen, Kühe brüllen, Schweine grunzen — nnd ich weiß nicht, was sonst noch für höllischen Lärm vollführen. Ging ein furchtsamer Wanderer zur Nachtzeit über einen solchen verrufenen Grenzweg, so konnte er sicher sein, daß ihm einer oder mehrere der spuckenden Geister auf den Rücken sprangen, ihn drückten und zwickten, sodaß der Aermste, in Schweiß gebadet, mühsam vorwärts keuchte, wenn er nicht gar vor Schrecken todt niederfiel!

Auf den sumpfigen Wiesen des Dorfgrundes spuckte der „Wassermann," welcher sehr gerne die kleinen Kinder anlockte und dieselben mit sich ins Wasser zog. Ueber die

„Semmelberge" sah man zur Nachtzeit den gefürchteten „Feuermann", ähnlich einer brennenden Feuergarbe, dahin rennen. Mitunter kam es auch vor, daß dieser Feuermann einen verirrten Menschen nach Hause begleitete. Abergläubige Personen wären imstande einen Eid zu schwören, daß sie „wirklich" den Feuermann gesehen und mit ihm gesprochen hätten. Ebenso stark ist der Wahnglaube an das „Alpdrücken" verbreitet. Viele wollen den Alp zur Nacht durch die verschlossene Stubenthüre hereinkommen und auf das Bett steigen gesehen haben, wo er alsdann den Schläfer so fest zusammendrückt, daß dieser nur einen quikenden Angstschrei ausstoßen kann. Wenn eine alte Frau rothe, triefende Augen hat, so ist man heute noch geneigt, sie für ein gefährliches Individuum zu halten, welche mit der Hexerei im Bunde steht. Gegen die Hexen kann man sich am besten dadurch schützen, daß man entweder ein altes Pferde-Hufeisen auf die Thürschwelle nagelt, oder einen alten Besen quer vor die Thüren der Wohnungen und Stallungen legt. Daß es Hexen giebt, die dem Landmanne die Kühe verhexen, daß es Zauberer und Wahrsagerinnen giebt, die den jungen Leuten die Zukunft aus den Linien der Hand oder aus Karten vorhersagen können, das glaubt man ebenfalls heute noch vereinzelt.

Hingegen sind die früher so zahlreichen „Finstweiblein" jetzt ganz verschwunden. Was versteht man unter den Finstweiblein? Pfarrer Schindler, welcher auch diese abergläubige Erscheinung nennt, sagt, sie seien gleichbedeutend mit den märchenhaften Feen oder Venus-Weiblein. Möglich ist es; denn der Name hat Aehnlichkeit mit Feen, desgleichen ist auch die Wirksamkeit der Finstweiblein dieselbe, wie die Thätigkeit der Elfen und Feen in der alten Mythologie.

Die Sabschützer Venusweiblein wohnten in den Löchern des Kunisberges und der nahen Fuchsberge. Zur Nacht-

zeit kamen sie oft bis in die Nähe der Dorfhäuser, klopften ans Fenster, oder trieben sonst allerhand Dummheiten. Dem Bauer verschleppten sie die auf dem Felde zurückgelassenen Ackerwerkzeuge, zertrampelten ihm das Getreide u. a. m. Manchmal legten sie einer armen, nothleidenden Familie Geld aufs Fenstergesims, während sie dem Reichen das Geld aus der Tasche entwendeten, wenn er spät abends betrunken vom Markte heimkehrte. Am meisten gefürchtet waren die Venusweiblein von den Familienmüttern. Denn diesen nahmen sie die kleinen, unbewachten Kinder aus der Wiege und legten dafür einen Zwerg, Kobold oder „Wechselbalg" hinein! Man konnte sich gegen die frechen Diebereien nur dadurch sichern, daß man die geisterhaften Weiblein mit Kuchen oder frisch gebackenen Broten versöhnte. Und manch' eine von den alten Sabschützer Frauen hat in ihrem Aberglauben thatsächlich Kuchen und Brot in die Fuchsberge getragen. Als es später, wo man die Chausseen und Eisenbahnen baute, den Venusweiblein in den Bergen unsicher wurde, hat ein unbekannter Fuhrmann dieselben auf einem Leiterwagen aufgeladen und „weit fort" geführt. Als Lohn bekam der arme Fuhrmann einen ganzen Hut voll Goldstücke, er durfte aber unter Androhung schwerer Strafe es keinem Menschen offenbaren, wohin er die geisterhaften Weiblein geführt habe. So meldet die alte Sage. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen gemerkt; mit ihnen ist auch der alte Aberglaube und ein schönes Stück Mythologie aus den ländlichen Ortschaften geschwunden.

Wir sind jetzt mit unserer Geschichte zu Ende. Zwar hätte ich noch gern mit dem freundlichen Leser einen Gang durch die heutige Kirche von Sabschütz gemacht, ich hätte ihm unser schönes Altarbild gezeigt — die büßende Magdalena, ein Oelgemälde von dem Prager Professor Lauffer — sodann das werthvolle „Rosenkranzbild", welches auf einer Prager Gemälde-Ausstellung eine

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
Vorwort		4
Einleitung		9
I. Kapitel:	Geschichte des Pfarrdorfes in der ältesten Zeit	14
II. =	Geschichte der Filialgemeinde Königsdorf	32
III. =	Zustände während der Reformationszeit	48
IV. =	Krieg, Noth und anderes Unglück	62
V. =	Die Schlacht bei Sabschütz	75
VI. =	Frohndienste und Abgaben	86
VII. =	Lohn- und Kostverhältnisse	110
VIII. =	Naturgeschichtliche Angaben	125
IX. =	Schilderung der kirchlichen Verhältnisse	151
X. =	Sitten und Volksgebräuche in alter Zeit	198

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
10230 S
001-010230-00-0